UVIC - McPHERSON
3 2775 90291760 7

Digitized by the Internet Archive
in 2023 with funding from
Kahle/Austin Foundation

https://archive.org/details/bwb_W6-AXB-564

KWV

Briefe
und
Tagebuchblätter
von
Paula Modersohn-Becker

Herausgegeben und biographisch
eingeführt von S. D. Gallwitz

Kurt Wolff Verlag / München / 1925

UNIVERSITY OF VICTORIA
LIBRARY

Achte Auflage mit sechzehn Bildtafeln in Lichtdruck

Gedruckt im Jahre 1925 in der Offizin W. Drugulin, Leipzig
Lichtdruck von Sinsel & Co., Leipzig-Oetzsch
Copyright 1920 by Kurt Wolff Verlag, München

Einführung

Als Paula Modersohn-Becker am 20. November des Jahres 1907 die Augen schloß, gab es nur zwei Menschen, welche wußten, daß in diesem Tode eine große Künstlerin hinweggenommen wurde. Die beiden waren ihr Gatte, der Maler Otto Modersohn, und der Bildhauer Bernhard Hoetger. Für alle andern Personen und Kreise, eingeschlossen der Worpsweder Künstlerkreis, zu dem die Verstorbene äußerliche Dazugehörigkeit gehabt hatte, war sie eine begabte Malerin neben anderen gewesen; für manche ein irregeleitetes Talent. Das bedeutende malerische Werk, das die Verstorbene hinterließ, setzte sich in den zwölf Jahren, die seither vergangen sind, in Bewußtsein und Urteil der künstlerisch maßgebenden Öffentlichkeit immer voller und umfassender durch. Es war Zukünftigkeit in ihm gewesen; es scheint auf das Heute gewartet zu haben; der lebendige Nerv, der dieses Heute mit dem Morgen und Übermorgen verbindet, wirkt in ihm. Eine ungeheure Arbeitsenergie hat sich in dieser Künstlerin ausgelebt, ein Lebenswerk, das nach Umfang und Entwicklungszeitmaß auf der Basis eines Menschenalters zu stehen scheint, wurde von ihr in den kleinen Zeitraum von ungefähr acht schöpferischen Jahren zusammengedrängt.

Die Entdeckung der Kunst Paula Modersohn-Beckers zog die Teilnahme an ihrer Persönlichkeit nach sich. Wer war diese Frau, die, einunddreißigjährig aus der Welt gehend, ein derartig starkes geschlossenes Werk hinterließ, ein Werk, das nach Jahren plötzlich aus der Einsamkeit eines abgelegenen Heidedorfes heraus und ohne daß ein Kreis oder eine Schule, es in sich einbeziehend, ihm Verstärkung gegeben hätten, in das aktive laute Kunstleben der Gegenwart eingreifen konnte?

Der Biograph hat hier nicht nötig, von vielerlei Seiten ein Material zum Zweck der Beantwortung dieser Frage zusammen zu tragen. Deren Gedächtnis er dienen will, die Künstlerin selbst, hat in Briefen und Tagebuchaufzeichnungen ihr Lebensbild gegeben. Es liegt nicht ein Stoff vor, aus dem nachträglich etwas zu machen, etwas Einheitliches zu konstruieren wäre, vielmehr ist es so, daß die äußerlich so unkomplizierten Tatsachen und Geschehnisse durch Art und Wesen der Schreiberin selbst zu ihrer eigensten tiefsten Musik befreit worden sind; wie in

der Hand des Tondichters ein Motiv weniger Töne sich zu dem großen Reichtum und der Geschlossenheit der Symphonie entwickelt.

In der Natur ihrer selbst liegt es und in der der Familie, aus welcher die Künstlerin hervorging, daß die biographischen Punkte und Merkmale dieser einunddreißig Jahre Erdenleben als das Nebensächliche erscheinen: alles ist in der innerlichen dramatisch gesteigerten Entwicklung enthalten. Paula wurde in Dresden am 8. Februar 1876 ihren Eltern als das dritte von sieben Kindern geboren und kam mit zwölf Jahren durch die Übersiedlung der Familie nach Bremen. Sie blieb dort, bis ihre Studien sie nach Berlin, Worpswede, Paris führten und ihre Verheiratung mit Otto Modersohn ihr die neue Heimat in Worpswede gab. Weder von Vaters Seite her noch von Mutters Seite ist vor ihr ein Künstler oder eine Künstlerin in ihrem Stammbaum verzeichnet. Die in Dresden ansässige Familie des Vaters — er selbst war in der Eisenbahnverwaltung tätig — repräsentierte konservatives höheres Beamtentum. Sie entstammte den Ostseeprovinzen und drei Generationen hatten in Petersburg und Odessa gelebt. Unerbittlich scharf eingestellte Ansprüche an sich selbst und jede Art von Leistung haben von dieser Seite her als Tradition auf das Kind und das junge Mädchen erziehlich eingewirkt. Wie Paula in den Briefen mit ihrem Vater verkehrt und wie sie über ihn schreibt, ist es das Zeugnis eines tiefen innigen Gebundenseins gerade an diese rechtliche Strenge seines Wesens, in die seine warme sorgende Liebe zu den Seinigen sich manchmal einkleidete.

Die Familie von Bültzingslöwen, der Paula mütterlicherseits entstammt, stimmte zu diesen schweren gehaltenen Tönen die hellen lebenbejahenden. Die Angehörigen dieser Familie gehörten zu der Art von Herrenmenschen, die niemals dazu zu bringen sind, das Überkommene einfach auf Treu und Glauben hinzunehmen, sondern für die Leben Selbstaufbauen heißt. Menschen, die ihre Uhr nach der Sonne stellen und nicht nach der Uhr des jeweiligen Rathauses. Ein Stück Eroberertum wirkte in den Männern und so viel Kraft, daß sie zu Erfolg durchführten, was sie als Lebenswerk, und wäre es ein noch so fern abliegendes gewesen, ergriffen. Paulas Mutter, Frau Mathilde Becker lebt noch heute in Bremen. Ihr kleines altes Haus, ein Märchenhaus

in einem rund um mächtige Eichen sich breitenden großen Garten an der Schwachhauser Heerstraße, sieht in jeder Jahreszeit festlich aus rankenden Gewinden hervor und wirkt auch auf den fremd Vorübergehenden wie ein Gruß aus einem sonnigen Abseits der platten Welt. Die nahen und die fernen Kinder der Familie, die dort aus- und eingehen, haben in aller Verschiedenheit denselben Wesenstypus: sie sind Menschen; niemals würde man bei ihnen darauf kommen, sie aus ihrem Stand oder Beruf heraus charakterisieren oder werten zu wollen, wie es gemeinhin Gepflogenheit unserer unglücklich verkünstelten Zeitanschauung geworden ist. Keines von ihnen ist ausübend in einer Kunst, aber ein starkes Stück Künstlertum, ein unmittelbares mütterliches Erbe, steckt in jedem; verstreute Einzelzüge aus Paulas großer schöpferischer Gesamtheit. Mehr als die allermeisten Künstlerpersönlichkeiten hat Paula von ihrer Familie empfangen und eindringlicher als es sonst der Fall zu sein pflegt, wirkten von diesem Kreise aus, in dem ihr Leben bis zu seinem Ende tief eingesenkt blieb, die fördernden und hemmenden Beeinflussungen.

Als Familienart lag ihr im Blut die große Anspruchslosigkeit dem Leben gegenüber, die nur scheinbar und im Grunde nichts anderes ist, als der echt gewachsene Ausdruck höchster Ansprüche: das Geringachten alles Äußerlichen, das aus dem unbewußten Empfinden eigener Fülle und eines geheimen, nicht voll deutbaren innerlichen Glückes erwächst. Immer wieder, in Ernst und in Jubel, bricht es aus Paula hervor: „Was ich habe, habt ihr alle nicht!" So geht sie im glänzenden Treiben der großen Weltstädte ihren Weg und fühlt sich wie eine „verschleierte Königin"; so tröstet sie in einem ihrer liebevoll töchterlichen Briefe den Vater, daß er sich keine Sorgen um ihr Fortkommen und ihre Zukunft machen solle, denn sie hat schon „so viel Glück mit auf die Welt bekommen, daß sie nicht auch noch Geld und Wohlergehen braucht"; und so empfiehlt sie in prachtvoller Unbekümmertheit das Reisen in der vierten Klasse, wenn es dadurch möglich wird, zu einem erwünschten Ziel zu kommen, denn „uns macht das ja nichts aus!" Das freie Stehen über den Dingen, war ihr nicht ein wohl oder übel sich in die Verhältnisse schicken und nicht eine errungene Eigenschaft, es

war ein im Blut sitzendes Unabhängigsein von allem Kleinkram; der durfte nicht im Guten und nicht im Schlechten an ihr Innerstes rühren; „was mich nicht umschmeißt, ist mir gleichgültig" schreibt sie einmal.

Begnadet mit einer solchen Veranlagung darf man sein Stück Natur triumphierend durch das Leben tragen, wie sie es getan hat.

An Paulas Menschentum und Künstlertum haben äußerliche Geschehnisse nur geringen bildenden Einfluß im Sinn einer Veränderung gehabt. Mit weit aufgetanen Sinnen und mit einer für jede Art von Empfängnis reich zubereiteten Seele lief sie dem Leben entgegen, wie ein Kind jauchzend in den Frühlingsmorgen hineinläuft. Die Dinge ergriffen sie und sie gab sich ganz ihnen hin, aber sie verlor darüber keinen Augenblick ihr eigentliches Selbst; sie durften nur ihr dienen, nicht sie überwältigen und nicht den Wuchs ihres Wesens abbiegen. Rückhaltlos genießt sie die Zerstreuungen und Anregungen, die die Studienzeiten in Berlin und Paris mit sich brachten; wenn aber die Stunde des lauten Lebens vorüber ist, steigt sie aus ihnen wie aus einem Bade heraus und steht in schöner Ursprünglichkeit und Zielsicherheit da.

Paula waren ganz besonders glückliche Kinder- und Jugendjahre in der Atmosphäre eines Heimes und eines Familienlebens beschieden, in welchem es keinen leeren Alltag gab; das immer in irgendeiner Weise gefüllt und gesteigert war; ein Leben, sonderlich dazu geeignet, daß eine kindliche Phantasie sich in Romantik daran entzünden konnte. In ihren wenigen Briefen und Aufzeichnungen dieser ersten Jugendzeit tritt nur einiges Wesentliche hervor. Einmal wird ein Tagebuch eingerichtet und mit ein paar feierlichen Zeilen geweiht, jeder Gedanke, jede Empfindung der Vierzehnjährigen, so verkündigt sie, soll da mit rücksichtsloser Aufrichtigkeit gegen sich selbst eingetragen werden. Das Büchlein in kinderhaft buntem Umschlag kommt nicht über wenige Seiten Geschriebenes hinaus und besteht nur aus verschiedenen Anfängen. Der Briefe in dieser Zeit sind wenige; es lag für mehr keine Veranlassung vor, denn alles, was das Kind liebte, war in der Familie, im Verwandten- und Freundeskreise um sie her. Es sind typische Jungemädchenbriefe, hell und oft übermütig im Ton, rückhaltlos im Erfassen aller Eindrücke, sehr un-

mittelbar im Ausdruck; eine Hindeutung auf ihre Malernatur findet sich zunächst nicht. An einigen Stellen klingt Werdendes und Bleibendes an: ihre lebendig originelle Auffassung für das Intime der Dinge und für das jeweilige Milieu und seine Persönlichkeiten. Dann als erster tieferer Anklang die Lust am Alleinsein mit der Natur, die oftmals die kindlich-naive Freude am Zusammenleben und Zusammengenießen mit den ihr nahestehenden geliebten Menschen übertönt. Früh tritt ein Stück Grübelei in ihr hervor, der Trieb, sich über sich selbst klar zu werden und zugleich damit die für ihr Wesen besonders charakteristische Furcht, bei derartigen ernsten Dingen in Feierlichkeit oder Sentimentalität zu verfallen: dann folgt dem ersten Anfang eine spitzbübisch heitere Wendung und eine Art von Selbstironisierung auf dem Fuße nach. So, wenn sie von ihrer backfischigen Gepflogenheit, sich in irgendeiner oberflächlich aufregenden Lektüre zu verlieren, schreibt: „Ich bin dann innerlich so zitternd aufgeregt, was doch eigentlich gar nicht zu mir paßt, ich weiß selbst nicht, ob das gut oder schlecht für mich ist. Ich glaube eigentlich doch schlecht, denn so einer aufgeregten Stimmung folgt dann die Reaktion. Sich selbst gegenüber nennt man es mitleidig: melancholisch, die andern aber sagen und nicht mit Unrecht: brummig."

Wie ihre Kunst, so hatte Paulas Menschlichkeit nichts von Oberfläche: was in Erscheinung trat, war immer Inhalt, der Form geworden war, oder etwas, das nach Form und Gestalt drängte, ohne daß sie sie noch zu geben vermochte. Als junges Mädchen litt sie darunter, — die reifgewordene Frau nahm auch diese Veranlagung als etwas bedingungslos Zusichgehörendes und als Kraft — daß die Fülle ihrer Empfindung, nur einem lebendigsten Trieb gehorchend, auch ihren liebsten und nächsten Menschen gegenüber nicht in der unmittelbaren Wärme, die sie fühlt, zum Ausdruck kommen konnte. Ihre Sprödigkeit machte ihr Kummer. Sie schreibt, sechzehnjährig, an die Mutter in einem Geburtstagsbrief: „Daß Du an all Deinen Kindern Freude erlebst, das wünsche ich Dir. Ich schäme mich fast, das zu sagen, denn das einzige, womit ich Dir Freude machen kann, sind meine Briefe, und ich weiß, daß Du an denen keine Freude haben kannst. Meine Briefe müssen aus dem Herzen kommen. Aber oft an meinen Schreib-

freitagen ist mein Herz ganz zu. Ich ärgere mich, ich schelte mich, aber das schließt es nicht auf und macht es nicht besser. Ja, einen Brief muß ich schreiben. Ihr habt dann immer noch Euren Verstand und der kann die Sache schnell abmachen. Ich denke mir, mein Verstand ist zu klein dafür und dafür kann ich doch wirklich nichts. Darum, wenn ich Euch keine guten Briefe schreibe, habt eher Mitleid mit mir, als daß Ihr auf mich scheltet und denke, daß ich Dich trotz alledem liebe."

Später klagt sie einmal gegen eine Verwandte: „Ich habe ein Gefühl, als müßte ich Dich jetzt bei mir haben und Dich recht recht fest an mich drücken. Und dann, hätte ich Dich bei mir, würde ich es doch wahrscheinlich nicht tun, denn in mir sitzt solch ein knauseriges Etwas, das mir derartigen Luxus nicht erlaubt. Ich weiß nicht, warum es da sitzt und woher es kommt. Aber es sitzt nun einmal da und läßt sich nicht abschütteln. Bei jedem Versuch dazu klammert es sich nur um so fester an meine Seele. Im langen Lauf meiner zwanzig Jahre habe ich auch allmählich diese große Macht, dieses verborgene Etwas ganz stillschweigend anerkannt. Es ist nur selten, daß ich mich gegen diesen strengen Herrscher aufbäume und dann tut es doch recht weh. So sehe ich, wie M. aus ihrem Reichtum von Liebe mit vollen Händen ausstreut. Ich fühle ihr Streicheln; auch mein Inneres streichelt, ich kann es aber in der Tat nicht, und tue ich es doch, zwinge ich mich dazu, so fehlt der Liebkosung die Ursprünglichkeit, ich fühle sie als steif und der andere wahrscheinlich auch."

In Paulas Art hatte die Natur Bedingungslosigkeit gelegt, ein Alles oder Nichts. Leben, Empfinden, Geben war für sie ein Ausströmen ihres ganzen Wesens, von dem sie weder etwas ab- noch etwas dazu zu tun vermochte. Sie kannte nicht den Gegensatz von Unmittelbarkeit und Gedanklichkeit, was sie nicht geben konnte, wie der Baum seine Blüten und Früchte gibt, aus geheimnisvoll flutendem Trieb heraus, das gab sie nicht. Sie kannte aus diesem ihrem Wesen heraus auch nicht den Begriff der Pflicht im Sinn eines Opfers, eines Tötens der Natur, wie er in der sittlichen Überzeugung an erster Stelle gesetzt zu werden pflegt. Wenn die Forderung des Entsagenmüssens an sie heran-

trat, war auch das für sie ein Stück des großen herrlichen Lebens, dem sie folgt und das sie heilig hält.

Ein solches Entsagenmüssen war das Lehrerinnenexamen, welches sie nach absolvierter Schulzeit an Stelle der heiß ersehnten künstlerischen Ausbildung zunächst zwei Jahre mit Beschlag belegte. Schwere Jahre; sie tat in ihnen ihre Pflicht bis zum letzten, aber die Dinge gingen ihr nicht unter die Oberfläche; nur die Geschichtsstunden geben ihr etwas, weil man sich da „so gut in die einzelnen Charaktere vertiefen kann". In diesen Jahren klagt sie: „Zum Zeichnen komme ich gar nicht mehr". Die Zeit nach dem Examen ist dann ein „goldenes Paradies". Sie schreibt davon: „Es ist ein so himmlischer Gedanke, daß der arme Kopf verdauen kann, was so hastig in ihn hineingepfropft ist, und daß er alles, was ihn nicht interessiert, in Ruhe vergessen darf". Ihr Herz war nicht bei dieser Sache gewesen und was den Verstand allein anging, so war er nicht das Organ, durch welches allein sie leben, empfangen und geben konnte; obschon sie ein ungewöhnliches Maß davon und eine feine anmutige Geistigkeit ihr eigen nannte.

In ihren späteren Aufzeichnungen hat sie diese ihre Eigenart einmal sehr lieblich charakterisiert. Sie schreibt im Jahre 1902: „Heute las ich, daß in den ersten Stadien des Menschenembryo sein Herz im Kopf sitze und erst allmählich in die Brust rutsche. Mir ist es ein süßer Gedanke, daß sie so nebeneinander geboren sind, Herz und Verstand. Das bestätigt mein Gefühl. Ich kann sie bei mir meist nicht voneinander trennen."

Es kam nicht dazu, daß sie den Beruf der Lehrerin ausübte, die Eltern ermöglichten ihr zunächst ein Studienjahr in Berlin. So und so viele Monate, rechnet Paula jubelnd aus. Was dann weiter werden sollte, kümmerte sie nicht, sie hielt den Augenblick in der Hand, das genügte ihr. Ihr blindes Vertrauen in die Zukunft wurde nicht getäuscht; es fanden sich in der Folgezeit immer, wenn es notwendig wurde, die Mittel und Wege, daß sie bis zur erreichten Selbständigkeit weiter lernen konnte.

Sie kam nach Berlin. Die Verwandten in Schlachtensee, in deren

Hause sie für den größten Teil ihrer Studienjahre eine zweite Heimat fand, hatten damit gerechnet, durch Paulas Anwesenheit ihr Stilleben von den Ausstrahlungen eines heiteren jungen Mädchens, das mit Malerei sich beschäftigt, durchleuchtet zu sehen. Aber Paulas Frische hatte damals schon nicht diese Leichtbeweglichkeit einer bestimmten Jugend, die wie die Oberfläche eines freundlichen kleinen Sees jedem Windanhauch mit lustigem Wellengekräusel begegnet. Ihre Lebendigkeit und Heiterkeit entspannte sich über einer Stille und einer Tiefe. In Berlin ergreift sie mit Leidenschaft vom ersten Tage an die Kunst, und den vielen Stunden, die die Studien fortnehmen, folgen andere Stunden, die dem Alleinsein gehören mußten, dem Ausschwingen im innerlichen Verarbeiten des Gelernten und Geschauten. Auch unter diesen veränderten Voraussetzungen und Ergebnissen wurde das Verhältnis mit ihren Verwandten, von der einen Seite in elternhafter Güte, von der anderen in liebevoller Dankbarkeit, zu einer dauernden Bereicherung für beide Teile.

Paulas Briefe dieser ersten Studienjahre sind Familienbriefe, Erzählbriefe, geschrieben, um in dem hellen, warmen Kreise des Elternhauses am sonntäglichen Frühstückstisch vorgelesen zu werden und Freude zu machen. Sie sind durch und durch wesensecht, aber es wirkt in ihnen stark der innerliche Einfluß der Briefempfänger, an die sie sich wandte. Briefe sind um dieses Umstandes willen, daß man sich, je nach Veranlagung, mehr oder weniger und fast immer ganz unbewußt, auf die Persönlichkeiten, an die man schreibt, einstellt, trotz ihrer Unmittelbarkeit nicht die wahrsten Wesensäußerungen. Paulas Briefe an die Familie, wofern sie nicht über ganz bestimmte Dinge an den Vater, die Mutter oder eines der Geschwister sich wendet, kommen aus dem Teil ihres Wesens, den sie einmal als Braut gegen Otto Modersohn ihre Lachseite nennt. In der Berliner Zeit gilt von ihnen: „Das Schönste meines Lebens ist viel zu fein und zu sensibel, als daß es sich aufschreiben ließe. Das, was ich Euch schreibe, ist nur das Drum und Dran. Es ist das Gefäß, darin der Duft vieler köstlicher Augenblicke ruht." Manchmal zerreißt der Vorhang, dann sieht man tiefer in sie hinein: „Meine ganze Woche besteht eigentlich nur aus Arbeit und Gefühl" oder: „ich komme mir oft vor wie ein Hohlzylinder,

in welchem der Dampfkolben mit rasender Schnelligkeit auf- und abgeht." Und einmal: „Hier in Berlin spiele ich mehr denn je Vogel Strauß. Ich kann es sonst nicht ertragen."

Auf Berlin folgt Worpswede. Das Arbeitsleben, das sie dort führt, ist für Paula ein reicher Sommertag. In ihren Tagebuchblättern, in den wenigen Gedichten, die sich anspruchslos dazwischen finden, ringt ihre Seele manchmal förmlich darum, den rechten Ton zu treffen für die berauschende Musik, die in ihr strömt und braust. Was sie niederschreibt, wird zu einem Lobgesang, wie ein Hallelujah kehrt in ihm immer das eine Wort: ich lebe! wieder.

Die spröde Art der Moorbauern schlägt tiefe und helle Seiten in ihr an. Ehrfürchtig steht sie vor diesem Stück Menschentum und dem Gebot ihres Innern, es nachschaffend zu gestalten; und dann wieder erfaßt und genießt sie mit ursprünglichem Humor die Wunderlichkeiten der Art, die sich in ihm mit naiver Selbstverständlichkeit auswirkten. Wie blaß und konstruiert stehen die allermeisten Menschen unserer niedersächsischen Heimatbücher neben den mit ein paar charakteristischen Strichen skizzierten Gestalten in Paulas Briefen und Aufzeichnungen: Die Leute der Bauernhochzeit, die junge Mutter aus dem Rusch, die alte Olheit, und die Armenhausmenschen. Das Intime, Genrehafte, Anekdotische, das in ihrer Kunstauffassung durchaus beiseite trat, wohl aber ein Einschlag ihrer Natur war, kommt in reizender Frische in ihren schriftlichen Aufzeichnungen über ihre Modelle zum Ausdruck. Von Paris zurückkehrend, kritisiert sie jene Auffassung an ihrem sehr hochgeschätzten Lehrer Mackensen. „Die Art, wie Mackensen die Leute hier auffaßt, ist mir nicht groß genug, zu genrehaft. Wer es könnte, müßte sie mit Runenschrift schreiben."

Der besondere Reichtum dieser Jahre war für Paula die Fülle der Einsamkeit, welche ihr das Worpsweder Leben gewährte; sie war das Element, in der ihre lebhaft aufnehmende Seele sich immer wieder ruhig, frisch und klar badete. Noch in einem andern, einem leise schmerzenden Sinn, nahte sich ihr von dieser Zeit an die Einsamkeit: sie mußte lernen, in dem Wollen und auf den Wegen ihrer Kunst allein zu gehen, ohne das innerliche volle Verstehen der ihr nächsten liebsten Menschen; das

typische Erlebnis jedes großen in die Zukunft weisenden Künstlers. Im Jahre 1899 berührt Paula zum erstenmal diesen Punkt; da schreibt sie an die Schwester, daß sie fühle, wie sie alle sich an ihrer künstlerischen Art erschreckten, und daß, bei der Entwicklung, die vor ihr liege, es noch mehr kommen werde und kommen müsse. Keine Klage und kein Vorwurf darüber kommt jemals bei ihr zum Ausdruck, sie wußte, es konnte wohl nicht anders sein, aber eine Wehmut durchklingt jetzt manchmal die Briefe an die Familie. Die beiden Saiten ihrer reichen Frauennatur wirken sich von diesem Zeitpunkt an in den Briefen an sie wechselseitig aus: sie ist unbeugsam überall da, wo es die inneren Lebensnotwendigkeiten ihres Künstlertums, das für sie unlöslich von ihrem Menschentum war, angeht, und sie ist weich, hingebend-zärtlich, wenn sie nur Tochter oder nur Schwester sein kann. Hier war die Reibung, der aus Paulas Natur den Charakter sich kristallisieren ließ; sie hatte zu kämpfen, um sie selbst bleiben zu können; es ging dabei nicht um greifbare Widerstände von außen, sie kämpfte gegen die schöne Empfindsamkeit ihres Gemütes, dessen Glücksverlangen eine enge Nähe und Wärme der Beziehungen zu den Ihrigen war und das auch das kleinste Nichtverstehen als Schmerz empfand. Sie hätte Lebenskeime in sich töten müssen, wenn sie sich aus ihrer fest miteinander verwurzelten Familie innerlich hätte lösen wollen. Kurz vor ihrem Tode schreibt sie an die Mutter: „Das Blut ist wohl das stärkste Band. Es schlägt Brücken über die weitesten Abgründe, man muß den Schöpfer preisen, der diese gleichen Säfte geschaffen hat".

Es ist bezeichnend für Paula, daß in nur sehr beschränktem Maße die Freundschaft, auch in dem Lebensalter, wo jene gern mit Forderungen an erste Stelle tritt, in ihr Leben eingegriffen hat. Nur eine Freundin hat sie gehabt, die Bildhauerin Clara Westhoff, alle anderen freundschaftlichen Beziehungen blieben lose geknüpft und bedeutungslos.

Im Jahre 1900 reichte das Leben ihr seinen vollsten duftenden Kranz: Paula verlobte sich mit Otto Modersohn. Sie hatte bereits längere Zeit in regem künstlerischen Austausch mit ihm gestanden und war bei Lebzeiten der ersten Frau in seinem Hause ein viel und gern gesehener Gast gewesen. Eine besondere Art des Verkehrens zwischen den Ver-

lobten, eine durch die engen Verhältnisse Worpswedes bedingte Heimlichkeit des schriftlichen und persönlichen Austausches gibt den ersten Monaten der Brautzeit das Gepräge. Paulas Glück ist jubelnd; alles, was ihr Wesen an Romantik umschließt, scheint in den Briefen an den Verlobten und den späteren Gatten aufzublühen.

Die ersten Jahre der Ehe sind sehr hell; die Sehnsucht nach dem Kinde ist nicht Schatten, sondern Hoffnung, die die Zukunft sanft bestrahlt. Die verschiedenen Aufenthalte in Paris gleichen einem Hinauslaufen in eine leuchtende Fremde, aus der sie immer wieder neu beglückt in die Heimat zurückkehrt. Und doch war es die Ehe und das Glück dieser Ehe, die Paula in den tiefsten Lebensernst hineinführten. Sie hatte in Otto Modersohn ihr Du gefunden, sie war beseligt in der Verschmelzung ihres Lebens mit dem seinigen gewesen, die in den ersten Jahren auch eine Verschmelzung in der Arbeit war. Aber ihr Künstlermensch konnte diese Art von Zweiheit auf die Dauer nicht ertragen; er floh zurück in seine Einsamkeit. Es kam die Zeit, in welcher Paula das tiefe problematische Künstlerschicksal durchlebte, dem Hölderlin die Worte gab: „Uns ist gegeben an keiner Stelle zu ruhen". Schon in dem vollen Glück der ersten Zeit nach ihrer Verheiratung klingt etwas davon in ihr an. Sie schreibt von Tränen, die sie viel geweint hat und daß die Ehe ihrer Erfahrung nach nicht glücklicher mache, denn: „sie nimmt die Illusion, die vorher das ganze Wesen trug, daß es eine Schwesternseele gäbe". Aber diese Worte wirken an den Stellen, wo sie stehen, nur erst wie das natürliche Verebben der Empfindungsflut eines überschwenglich jungen, vollen Herzens und nicht als kaltes Enttäuschtsein. Die innerlichen Kämpfe setzten später ein.

Im Jahre 1906 glaubte Paula ihr Bestes in sich retten zu sollen, indem sie Otto Modersohn verließ, um fern von ihm, in Paris, ihr Leben neu aufzubauen. Das war für sie die Tat eines tiefen ernsten Mutes, das härteste Opfer, das ihr Menschentum ihrem Künstlertum brachte; denn ihr Mensch — ihr Menschlein, wie sie früher in einem Empfinden seiner Zartheit und Leichtverletzlichkeit gern gesagt hatte — litt sehr unter dem Schweren, was sie damit über ihren Gatten und ihre nächsten Angehörigen brachte.

Künstlerisch war diese Pariser Zeit ein letztes volles Reifen. Ihr Bekanntwerden mit Bernhard Hoetger, die Beeindruckung durch seine Kunst, in der sie damals Verwandtes fühlte, Hoetgers bedingungslose Anerkennung ihrer eigenen künstlerischen Art und die Aktivität seines Wesens schnellten sie auf den Gipfel ihrer Möglichkeiten empor. Anfang Mai schreibt sie an Hoetger: „Daß Sie an mich glauben, das ist mir der schönste Glaube von der ganzen Welt, weil ich an Sie glaube. Was nützt mir der Glaube der andern, wenn ich doch nicht an sie glaube. Sie haben mir Wunderbarstes gegeben. Sie haben mich selber mir gegeben. Ich habe Mut bekommen. Mein Mut stand immer hinter verrammelten Toren und wußte nicht aus noch ein, Sie haben die Tore geöffnet. Sie sind mir ein großer Geber. Ich fange jetzt auch an zu glauben, daß etwas aus mir wird. Und wenn ich das bedenke, dann kommen mir die Tränen der Seligkeit. Ich danke Ihnen für Ihre gute Existenz. Sie haben mir so wohl getan. Ich war ein bißchen einsam." — Und um dieselbe Zeit an die Schwester Milly: „Ich werde etwas — ich verlebe die intensiv glücklichste Zeit meines Lebens. Bete für mich."

Hier ist der Punkt, wo die schöne Linie von Paulas innerer Entwicklung zum Ring zu schließen sich anschickt. Sie hatte die große Sicherheit im Bewußten gewonnen; niemals hätte äußerliche Anerkennung oder Erfolg sie ihr zu geben vermocht. Sie fühlt ihr Künstlertum erfüllt, sie steht da, wohin ihr unentwegtes Brausen dem einen Ziel entgegen ging. Sie geht im Licht. Auch jetzt noch bleibt dieses Eine für sie, ihre Kunst, allem anderen übergeordnet, aber mit dem tiefen Aufatmen der Ruhe über sich selbst erkennt sie die Bedingtheit als Gesetz des Lebens, und sie vermag aus dieser neuen Reife heraus der Kunst zu geben, was der Kunst gehört und den Menschen zu geben, was den Menschen. Sie vereinigt sich wieder mit dem Gatten und das Leben segnet sie mit dem höchsten ersehnten Gut, das es ihr bis dahin vorenthalten hatte, mit der Mutterschaft. Dann, wenige Tage nach des Kindes Geburt, spricht es ihr sein letztes, stärkstes Wort und ruft sie in den Tod.

Mutterschaft und Tod standen als die beiden großen Eckpfeiler, zwi-

schen denen Paulas seelische Spannungen hin und wider gingen; es war ihr bestimmt, daß ihr Ende als ein Verschmelzen beider kam. Eine letzte photographische Aufnahme, die sie mit dem Kindchen im Bett neben sich wiedergibt, zeigt in den schönen Zügen einen wahrhaft verklärten Ausdruck von Glück und Genüge; die Schatten der letzten Jahre waren verweht, sie hatte wieder die Einheit und Klarheit in sich gefunden. Und so schied sie.

Erdenseligkeit war ihr Leben gewesen; aber nicht so, daß die Erde dieser Seligkeit letzten Sinn gab. Was Paulas Kunst groß macht, ist dasselbe, was auch ihrem Menschentum die weiten Maße verleiht. Ihr Verhältnis zur Natur, die ihr Modell wurde, war eine Liebe und Hingegebenheit an die Dinge, die voll tiefer Ehrfurcht vor dem Geschaffenen als dem Ausdruck der ewigen Schöpferkraft war. Niemals wollte sie eine Stimmung von außen her in sie hineintragen, nur das Tiefste und Feinste des Natürlichen in ihnen in Farbe und Form lebendig werden und zur Stimmung reifen lassen. Ihr Arbeiten war ihr etwas Heiliges, sie ging wie an einen Gottesdienst daran. Sehr jung noch, in den ersten Berliner Studienjahren, schreibt sie einmal von einer halb kindischen Eitelkeit infolge einer besonderen Anerkennung, die sie erfaßt hat, und die ihr die echte rechte Malstimmung vorenthalten habe; und immer wieder, wenn sie von dem Kampf und dem Glück ihres Strebens redet, geschieht es ihr, daß das Gefühl dabei zu religiösem Ausdruck, zu Worten der Frommheit sich steigert.

War Paula fromm? ... Sie litt in Berlin unter den Eindrücken von Unfrommheit. „Du weißt, daß ich damit nicht Kirche meine", schreibt sie, „aber fromme Augen sehe ich so wenig". Ihr eigenes Frommsein war ein Erfülltsein vom Ewigen, eine Hingabe, ein Anbeten. In ihren stärksten Empfindungsaugenblicken nennt sie es Gott. „Wollte Gott, es würde etwas aus mir", sagt sie inbrünstig. Wenn ihr ein Augenblick des Zweifels an der ernsten Reinheit ihres künstlerischen Willens aufsteigt, kommt es ihr: „Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist". Und wenn der Sturm ihres schaffenden Lebens übermächtig sie erfaßt, fließen die Lippen über: „Oh heiliger Geist zeuch bei mir ein — und laß mich deine

Wohnung sein – zu steter Freud und Wonne. –" Das sind Momente, in denen nicht eigene Worte sich ihr entringen, sie kann sich da nur geben in den Worten einer feierlichsten Tradition, die schwer und voll von Jahrtausende altem Sinn geworden sind. Sie kommen ihr nicht, weil sie der vernunftgemäß richtigste Ausdruck ihres Empfindens sind, sondern weil sie, über Zeit und Raum hingehend, der Spannweite ihrer Seele entsprechen. Dieses weite Maß ihres Wesens, das volles Genügen nur fand, wenn es das Sinnliche unmittelbar an das Übersinnliche, das Zeitliche an das Ewige anknüpfen konnte, gab ihrem Künstlertum die einzigartige Größe. Die tiefste Wirkung ihrer Bilder wird niemals im rein Malerischen zu deuten sein, sie ist die Form gewordene Schöpferkraft einer Auffassung von Natur und Leben, für die alles Vergängliche zum Gleichnis wurde.

Von der äußerlichen Persönlichkeit Paula Modersohn-Beckers hat mir das Leben nur einen flüchtigen Eindruck gegönnt. Es war im Sommer 1907 in Worpswede in einer heiteren Geselligkeit. Sie weilte da für eine kurze Zeit und mir blieb von ihr das Bild einer feinen, jugendlich fraulichen Anmut. Ein stilles Glücklichsein umwehte ihre Erscheinung, sie sprach wenig und auch noch in der lebhaften Rede behielt ihr Auge immer eine nach innen gerichtete Sammlung. Einmal stand sie auf und verließ mit leichtem Grüßen den Kreis; ihr Zustand einer nahenden Mutterschaft gab ihrer Haltung und ihren Bewegungen eine schöne Würde. Es war in dem Augenblick, als gehörte sie zu jenen Frauen, die unsere alten Meister als Gottesmutter gemalt haben.

S. D. Gallwitz

Briefe und Tagebuchblätter

England und Bremen

1892–93

Die Jungmädchenzeit Paulas wird durch eine Reise nach England, die ein erstes längeres Entferntsein von zu Hause brachte, eingeleitet. Paula hält sich dort den größten Teil der Zeit auf einem Landgut bei London auf, dessen Herrin eine Schwester ihres Vaters war, die in ihrem Briefwechsel oft vorkommende „Tante Marie". Ein Nebenzweck des fast einjährigen Aufenthaltes waren die Malstunden in London, womit sie ihre frühen, rein schülerhaft dilettantischen Bremer Studien auf diesem Gebiet fortsetzte.

★

Willey, den 9. September 1892.

Tante Marie denkt, ich hätte Euch von meinen Malstunden geschrieben, als ob ich ein großer Künstler wäre; leider muß ich gestehen, daß das bis jetzt noch nicht der Fall ist. Ich wage noch nicht einmal, Euch Proben meines Pinsels zu schicken.

London, den 21. Oktober 1892.

Ich fange beim Neuesten an. Tante Marie und ich kommen eben von einer school of art, in die ich Montag eintrete. Ich habe dort alle Tage Stunden von 10–4 Uhr. Zuerst zeichne ich nur, und zwar ganz einfache Arabesken usw. Mache ich darin Fortschritte, so zeichne ich in Kohle nach griechischen Modellen. Ich sah einige Venusse, ich sage Euch, ganz bezaubernd, die Schatten so weich. Sollte ich noch weiter kommen, so zeichne und male ich nach lebendigen Modellen. So weit hoffe ich aber gar nicht zu kommen, ich bin schon froh, wenn ich eins von den Griechenwerken in Kreide zeichnen kann. Wir sind im Atelier Damen und Herren, fünfzig bis siebzig, die meisten bilden sich zu Künstlern aus. Ich bin, denke ich mir, die Jüngste, und ich denke mir, ich passe nicht so recht unter diese Talente. Aber es ist doch wieder gut, wenn ich sehe, daß ich am weitesten zurück bin und wie weit ich vielleicht gelangen könnte; das spornt auch meinen Ehrgeiz an. Am Montag fangen die Stunden an, ich bin Onkel Charles so dankbar dafür.

London, den 28. Oktober 1892.

Was meine Gedanken jetzt am meisten beschäftigt, sind natürlich die Zeichenstunden. Der Hauptlehrer ist Mr. Ward, mittelältlich, spricht furchtbar schnell, weil er sonst gar nicht Zeit genug hat, alles zu sagen, was er will. Er gibt famose Stunden und lobt niemals. Er hat aber so furchtbar viel Schüler, daß er gar nicht alle Tage nach jedem sehen kann, bei mir war er erst dreimal. Die andern Tage vertreten ihn Unterlehrer. Ich wünschte, Ihr könntet einmal einen Blick ins „antiqua room“ werfen. Wenn ich Zeit hätte, würde ich mich immer nur umgucken und verfolgen, wie sich die Zeichnungen von Tag zu Tag der Vollendung nahen. Die Damen haben alle bauschige Schürzen um und sitzen auf furchtbar hohen Böcken, noch höher als Comptoirstühle, vor ihren Staffeleien. Ich habe mir lieber eine niedrige männliche Staffelei gewählt, denn diese Höhe ist zwar himmlisch künstlerisch, aber für mich armen Sterblichen doch zu gefährlich. Heute habe ich ein Auge mit Umgebung gezeichnet, das war zwar nicht „antiqua“, aber doch furchtbar häßlich. Im Anfang ist alles dreimal über Lebensgröße . . .

London, den 10. November 1892.

Heute habe ich furchtbar viel Zeit, denn denkt Euch, heute ist ein echter Londonnebel, und im Atelier herrschte eine solche ägyptische Finsternis, daß man nichts sehen konnte, und bei Licht kann man die Gipse ja nicht zeichnen, weil dann die Schatten anders fallen. Ich habe einen dreiviertel Stunden langen Weg, den wollte ich natürlich nicht umsonst zurückgelegt haben und so ging ich ins Zimmer, wo das lebendige Modell sitzt, es war ein Mann, als Mönch gekleidet. Ein feines, entschlossenes Gesicht. Ich spannte auf mein Zeichenbrett einen frischen Bogen und setzte mich an meine Staffelei; aber dabei ließ ich es auch bleiben. Ich kriegte nämlich auf einmal solch einen Schreck, wie ich mich unter all den Künstlern sah, daß ich meinen Schwanz einkniff und davonschlich. Tante Marie wunderte sich, daß ich überhaupt den Mut hatte, mich dahin zu setzen . . .

London, den 18. November 1892.

... Nun noch über meine Zeichenstunden. Ich sammle mir jetzt wieder einen Stoß Zeichnungen und dann schicke ich sie Euch. Heute sah ich, wie meine Nachbarin einen Schädel zeichnete. Sie hantierte damit wie mit einem Schnupftuch, mir lief schon beim Ansehen eine Gänsehaut über den Rücken. Eine andere zeichnet ein Gerippe. Da nimmt sie die Rippen 'raus und beguckt sie sich in der Nähe, steckt sie wieder an ihren sicheren Platz, alles in größter Gemütsruhe. Nee, so weit möchte ich doch nicht kommen.

★

Diese englische Tante Marie war eine bedeutende, bis zur Härte fest umrissene Persönlichkeit mit stark betonten pädagogischen Grundsätzen. Ihre Art, die für manche Naturen zunächst eine widerständige Art war, und die ungewohnten Formen eines feudal gehaltenen englischen Lebens machten für die kindlich junge Paula das Jahr in England zu einem zwiespältigen: ganz hingegeben genießt sie die reizvollen Landschaftseindrücke und die mächtigen Bilder Londons, die häuslichen und gesellschaftlichen Freuden und die „himmlischen" Reitstunden, die in ihren Briefen den Zeichenstunden Konkurrenz machen, und innerlich reibt sie sich dabei an einem Fremd- und Unverstandensein wund. Es war ein erstes intensives Zusammenstoßen mit der „Welt".

★

Meine liebe Tante Marie! Bremen, den 5. Mai 1893.

Ich bin so glücklich, daß ich wieder deutsch schreiben darf, ich kann mich im Englischen doch nur ganz dröge und gesittet ausdrücken, das finde ich so furchtbar langweilig. Jetzt sitze ich nun an Tante Minchens Sekretär und ich kann mir so himmlisch einbilden, es wäre wie in alten Zeiten, wo ich noch Dein gutes Kind war. Ich will es jetzt wieder sein und versuche Du nur, die ganze Zeit, wo ich in England bei Euch war, zu vergessen; wenigstens vergiß den schlechten Eindruck, den Du von

mir hast. Ich bin nicht so, ganz gewiß nicht. Du hältst mich für äußerst egoistisch. Darüber habe ich so oft nachgedacht und richtig nach dem fürchterlichen Egoismus gesucht. Ich kann ihn nicht finden. Ich habe gefunden, daß ich herrschsüchtig bin und daß ich ganz ans Regieren gewöhnt bin. Aber alle unterwarfen sich mir und weder sie noch ich merkten etwas davon. Ich fand es auch in der Schule ganz selbstverständlich, daß mein Wort das durchschlagende war. Aber hat das etwas mit Egoismus zu tun? Und wenn, könnte ich es helfen?

Jetzt und früher wurde ich fast immer von Mama gelobt, oder wir sahen es als ganz selbstverständlich an, daß ich nicht viel Tadelnswertes tat. Ich kam zu Dir. Ich sah, daß ich fast in allem Dich nicht befriedigte, oder Deine Hoffnungen vereitelte. Nun habe ich eine ungeheure Portion Stolz bekommen. Ja, konnte ich denn dies alles ertragen? Ich verzogenes Kind, konnte ich mich an das alles gewöhnen? Jedesmal, wenn ich Deine Unzufriedenheit sah, wurde ich unglücklicher.

Dann kam eine Zeit, da hatte ich Angst vor Dir, das habe ich bis jetzt vor niemandem gehabt. Ich verschrumpfte mehr und mehr in mich selbst, ich wurde ein lebender Eisklumpen, der nichts von sich gab und für nichts ein glühendes Interesse oder Verlangen fühlte. Und das muß ich haben.

Diesen Eindruck hast Du von mir. Ich bin nicht so, ich kann mir nicht denken, daß ich so war, ich bin mir selbst das größte Rätsel. Ich bin, wir alle sind nicht an Unterordnung gewöhnt. Mit Mama spreche ich wie zu einer Freundin. Du verlangst es anders. In Willey fand ich das Fächerarrangement in morning-room so hübsch. Ich sagte es Dir, Du fandest es eine Überhebung. So behielt ich künftighin meine Kritik. Aber ich hatte so ein sonderbares Gefühl, wie Du mich schaltest. Setzt Mama eine Vase hübsch ein, so sage ich es ihr und wir freuen uns noch einmal darüber. Dadurch ist man sich so nah. Ich will nur sagen, es war mein Schicksal, daß ich so war. Ich bin so anders erzogen und fühlte so oft, daß ich Dich betrübte, ohne es zu wollen. Eben, dann habe ich meinen Stolz, er hat mich vor vielem bewahrt. Wenn ich mir sagte, das ist Deiner unwürdig. Mein Stolz ist mein Bestes. Nun kann ich aber nicht Demütigungen ertragen.

Dann werde ich ganz lebensmüde. Mein Stolz war meine Seele. Aber er zeigte sich jetzt nur von seiner schlechten Seite. Nimm mich wieder als Deine Paula von früher an, das andere ist ja nur mein Zerrbild. Ich fühle es.

★

Nach der Rückkehr von England steht die siebzehnjährige Paula vor der Frage des zukünftigen Lebensberufes, beziehungsweise vor der Vorbereitung auf ihn. Der Tag ist da, wo ihre Sehnsucht als Bitte laut wird: laßt mich Malerin werden! Es wird ihr vom Vater abgeschlagen mit der Begründung, daß man befürchte, ihre äußerlich und innerlich immerhin zarte Konstitution sei für die Anstrengungen des künstlerischen Studiums und mehr noch für den Kampf des Sichdurchsetzens in der Kunst nicht gemacht; es fehle ihr die dazu notwendige Energie. An Stelle der Kunstschule und des Ateliers wird das Bremer Lehrerinnenseminar der Schauplatz ihres Arbeitens und Strebens. Paula nimmt die Sache sehr ernst. Nach den für die wissenschaftliche Vorbereitung vorgeschriebenen zwei Jahren steht sie nach sehr gut bestandenem Examen wiederum vor dem Vater: jetzt ist der Beweis der Energie von ihr erbracht. Die Erlaubnis zum Studium der Malerei wird erteilt. Im Herbst 1896 geht Paula nach Berlin, das Haus ihres Onkels Wulf v. Bültzingslöwen und seiner englischen Frau in Schlachtensee wird ihr mit geringen Pausen für die Dauer ihrer Berliner Studienjahre eine zweite Heimat.

Berlin

1896–97

Briefe an die Familie

Berlin, den 16. April 1896.

Also heute hatte ich meine zweite Zeichenstunde, interessant und urkomisch! Ich zeichne eine alte Frau. Mußte den ersten Tag gleich dreimal anfangen, denn Herr A. ist ein strenger Lehrer. Ich begann mit zitternden Händen, denn ich hörte, wie er meine Nachbarschaft heruntermachte:

„Dreck! Dreck! Nicht?" Das arme Opfer hat dann schleunigst „Ja" zu sagen, sonst wirft er die Kohle weg und rennt zur nächsten Staffelei. (So bringt man also Selbsterkenntnis bei!) Beim nächsten Opfer: „Blödsinnig! Nicht?" Und wieder das zerknirschte „Ja", was er dann meistens in halb singendem Tone wiederholt: Ja-a-a. . . .

Ich habe eine Angst, daß mir bei gleicher Gelegenheit das „Ja" in der Kehle steckenbleibt, das würde er mir dann für Eigensinn auslegen und fortrennen. Alle guten Geister, steht mir bei! Bis jetzt ist's mit mir noch gut abgelaufen, man muß sich wohl intimer kennen, um jemandem solche Grobheiten an den Kopf zu werfen.

Bei der dritten Staffelei: „Nüscht! Nüscht! Rien! Nichts! Nichts! Mit Andacht arbeiten, mit Passion!" Dabei wischt er mit seiner ganzen Handfläche über die fein säuberliche Kohlenzeichnung, setzt mit dem breiten Daumen ein paar Schatten auf und wischt durch ein Stück Brot ein paar effektvolle Lichter. Dann hat die Sache gleich Schick, genial, eigenartig, flott bis zum äußersten. Das Gute ist, daß er mehr Wert auf die Auffassung, als auf die Mache legt, sonst würde die Sache etwas äußerlich.

Bei der vierten Staffelei: „Mangel an Talent oder Mangel an Fleiß, he? Ganz verfehlt, also?" Dann darf die Ärmste ganz bescheiden auf dieses furchtbare „Also" antworten: „Noch einmal anfangen". Eine andere wird schrecklich heruntergemacht, weil sie die Windungen des Ohrs, welches sie zeichnet, nicht genug „fühlt".

Die ganze Sache wirkte auf mich recht beängstigend, aber allmählich

so komisch, daß ich mich eines Lachens nicht enthalten konnte. Man strengt sich aber dabei an, natürlich. Heute schien er ziemlich zufrieden mit meiner Zeichnung. Na, zufrieden ist schon zuviel gesagt, denn sie ist ihm viel, viel zu bieder, auch noch etwas hölzern. . . .

Berlin, den 23. April 1896.

. . . Die Tage fliegen dahin! Ich habe keine Zeit, mich einsam zu fühlen oder Langeweile zu verspüren. Vier Vormittage der Woche gehören meinem Zeichenunterricht, der bildet jetzt den Inhalt meiner Gedanken. Denn auch, wenn ich nicht in der Stunde bin, denke ich, wie ich dieses oder jenes Gesicht zeichnen würde. So studiere ich auf meinem Wege mit riesigem Vergnügen Physiognomien und versuche, das ihnen Charakteristische schnell zu finden. Wenn ich mit jemandem spreche, so beobachte ich mit Fleiß, was für einen Schatten die Nase wirft, wie der tiefe Schatten auf der Wange energisch ansetzt und doch wieder mit dem Licht verschmilzt. Dies Verschmelzen finde ich das Schwerste. Ich zeichne noch jeden Schatten zu ausgeprägt, ich bringe noch zuviel Unwichtiges auf das Papier, statt das Wichtige mehr herauszubringen. Dann bekommt die Sache erst Leben und Blut, meine Köpfe sind noch zu hölzern und unbeweglich.

Herr A. scheint ein famoser Lehrer zu sein. Er weiß genau, was jeder Schüler leisten kann und verlangt Anspannung aller Kräfte.

„Es ist sündhaft, sündhaft, wenn Sie die Kunst so ohne Andacht behandeln!"

Ich habe bis jetzt zwei alte Weiblein gezeichnet, ein freches mit einem Federhut, und ein müdes, sanftes. Letzteres ist mir besser gelungen. Die Manier ist mir noch so neu, ich fange aber an, eine Ahnung zu bekommen.

Montags und Dienstags zeichne ich bei Stöving. Aber nicht mit derselben Freude, dahinter steckt nicht diese Kraft. Er tadelt nicht stark, lobt aber auch nicht richtig, man weiß nicht, was er gut und was er schlecht findet. Er beschaut nicht die Sache als ein Ganzes, sondern geht auf jeden einzelnen Zug ein. Er bringt keine Begeisterung mit.

Meine beiden freien Vormittage, Freitag und Sonnabend, verbringe

ich im Museum. Bei den Deutschen und Holbein bin ich jetzt ganz zu Hause, aber Rembrandt bleibt doch der Größte. Seine himmlischen Lichtwirkungen! Der hat auch mit Andacht gemalt. Erinnerst Du Dich an die „Gesichte Daniels"? Ein rührendes Bild. Man braucht gar nicht fromm zu sein und spürt doch im Anschauen einen Hauch jenes frommen Danielschauders. Der Rembrandt hat es auch weg mit den Schatten, darum interessiert er mich so sehr. . . . Ich muß schnell zur Ruhe, um all das Reiche, Neue schnell aufzunehmen.

Mein lieber Vater! Berlin, den 18. Mai 1896.

Jetzt weiß ich mein Glück schon drei Tage! Ich trage es stündlich in meinen Gedanken herum und kann es doch nicht fassen. Ich darf also wirklich meine Zeichenstunde fortsetzen! Ich werde alle meine Kräfte anspannen und soviel aus mir machen wie nur möglich. Ich sehe ein prachtvolles Jahr vor mir voll Schaffen und Ringen, voll augenblicklicher Befriedigung und erfüllt vom Streben nach dem Vollkommenen.

Ich zeichne täglich soviel wie möglich. In meinen Porträts ist manches gelungen, aber auch viel fremdes Übertriebenes.

Wenn ich kein Modell habe, gehe ich in den Garten und versuche in Aquarellfarben zu skizzieren. Oder die große Akanthusstaude. Der Rohbau mit seinen rötlichen und bläulichen Tönen erweckt mir eine riesige Lust zu den Farben.

Dich muß ich auch zeichnen, aber erst, wenn die Polle wieder gewachsen ist. Hast Du Deinen Friseur schon gerüffelt? Tue es, bitte, bitte. Oder gib Dein liebes Haupt einem Besseren, Würdigeren in die Hände. Bei unserem nächsten Zusammensein zeichne ich Dein Porträt, das geht aber ganz gewiß nicht ohne Polle.

. . . Weißt Du, daß wir in Hamburg waren, ich Glückskind auch? Daß wir Bismarck sahen, unsern alten großen Bismarck? Aber alt ist er geworden, ganz alt. Der Jubelruf des Volkes, den seine Ohren jahrzehntelang freudig aufgenommen haben, wird ihm jetzt lästig. Er winkte leise ab. Sein Auge flog über die Menge, ohne doch zu sehen. Ich reichte ihm eine Rose in den Wagen, er nahm sie und roch daran. Ich

war erschüttert. Zum ersten Male sah ich unsern großen, großen Kanzler, aber Schicksal und Alter haben seine Kräfte gebrochen. . . .

Liebsten! Berlin, den 10. Januar 1897.

Heute wird aus meinem Sonntagsbrief ein Montagsbrief. Es ging nicht anders. Die Tage haben bei mir viel zu wenig Stunden und die Wochen zu wenig Tage.

Ich kann Euch nur wieder und wieder schreiben, wie gut es mir geht und wie sehr ich Euch danke. Die Wochen sausen. Mir graut es ordentlich. Im Olmalen habe ich jetzt schon einen ganz winzigen Schimmer. Meine Gemälde werden Euch zu Papas Geburtstag überraschen. Bis dahin müßt Ihr es wieder vergessen. So sehr schön sind sie natürlich noch nicht. Es macht aber doch viel Freude, wenngleich ich unter U. nicht halb so gern male und arbeite wie unter Dettmann, sein künstlerischer Ernst ist nicht so groß. Er macht dem Publikum oft ein X für ein U, wenn es nur hübsch aussieht. In den Stunden ganz Gesellschaftsmann, hier mein gnädiges Fräulein und da mein gnädiges Fräulein, und während er so oft mit Dir spricht, malt er das halbe Bild fertig. Ich habe es ihm aber gesagt, mein drittes male ich ganz allein. Das imponierte ihm halb, halb ärgerte es ihn. Er sieht übrigens aus wie eine Künstlerkarikatur aus den Fliegenden Blättern. Seine Hauptforce sind Wasserfarben, mit denen er sehr flott hantiert. Da will ich denn nächstens meinen Aquarellfarbenkasten bei ihm einweihen.

Bei A. machte ich in letzter Zeit kleine Fortschritte. Der sorgt aber dafür, daß die Tannen nicht in den Himmel wachsen. Wenn er den einen Tag lobt, so bin ich ungefähr sicher, daß er am nächsten Tage zu tadeln findet. Ich bekomme die Kohle immer lieber.

Freitag bei Körte wurde immer meine Rötelzeichnung zur Ausstellung eingefordert. Hier feiere ich immer meine größten Triumphe, bin deshalb bei den Konkurrenten sehr unbeliebt, was mich zu einem hochmütigen Air herausfordert und mir riesigen Spaß macht. Laß das Dein väterliches Herz nicht betrüben, Vater, und laß mich nur gewähren. Innerlich bin ich doch oft noch so zitterig und ängstlich wie in

meinen Backfischtagen. Das läßt sich am besten überwinden, wenn man die Nase etwas hoch hält. Auf diese Weise kann man sich auch nur einige aufdringliche „wüschte" Mädels fern halten.

Im Akt geht die Sache ruhig ihren Gang. Ich wurde gestern gelobt, Hausmann fand die Sache recht malerisch, gut in Licht und Schatten, wenn auch noch etwas unklar.

Da habe ich Euch wieder mein ganzes Wochenregister vorgebetet. Wenn ich Euch zuviel Zeichenstunde versimple, schreibt es nur ehrlich, dann will ich Euch zuliebe meinen Gedanken eine andere Richtung geben. Ich kann zum Beispiel Frauenfrage machen, die Stichwörter sind mir schon ganz geläufig. So war ich Freitag nach dem Akt in einem Vortrage: Goethe und die Frauenemanzipation. Die Vortragende, Fräulein von Milde, sprach sehr klar und sehr gut, auch ganz vernünftig. Nur haben die modernen Frauen eine mitleidige höhnische Art, von den Männern zu sprechen wie von gierigen Kindern. Das bringt mich dann gleich auf die männliche Seite. Beinah hätte ich ja die Petition gegen das neue bürgerliche Gesetzbuch unterschrieben. Da hat Kurt mich aber so wütend angeschnoben und mich in meiner ursprünglichen Meinung bestärkt, daß ich Purks die großen Männer ihre Sache tun lasse und an ihre Autorität glaube. Ich muß aber doch über mich und die Welt lachen.

Mein Vater! Berlin, den 27. Januar 1897.

Ich bin wieder heimgekehrt aus dem lauten Berlin in unser liebes einsames, beschneites Schlachtensee.

Meine Gedanken sind dicht neben Dir, Du mußt sie merken. Sie sehen Dich an und versuchen mit den andern fünf Geschwistern die Falten Dir von der Stirn zu glätten. Es ist ein trauriger Gedanke, daß eigentlich alle erst durch uns dahin gekommen sind. Werden sie durch die frohen Momente, die wir Dir gebracht haben, ausgeglichen? hoffen wir wenigstens, daß in Deinem neuen Jahre deren soviel sein werden, daß sich keine neuen Falten zu den alten gesellen. Punkt acht Uhr morgens an Deinem Geburtstag mußt Du an mich denken. Ich

will zu derselben Zeit mit meinen Gedanken fest bei Dir sein. Paß dann mal ganz genau auf, ob Du da nicht den Hauch eines Kusses auf deiner rechten Backe verspürst.

Ich komme wieder mit Köpfen zu Dir, hoffentlich wird Euch die Geschichte nicht langweilig. Es ist ja immer wieder dieselbe Couleur in grün. Das kleine bunte Mädchen ist mein erster Pastellversuch, überwältigend schön ist es noch nicht. Das kleine Queckſilber war aber auch für den Anfang recht schwer, denn es hielt keine Minute still. Bis jetzt besteht mein ganzer Reichtum auch erst aus fünf Stiften. Das kleine Ding hatte blaue Augen, ich aber leider keinen blauen Stift. Als ich gerade über diese grausame Schikane des Schicksals nachgrübelte, hörte ich, wie sich zwei vor mir stritten, ob die Augen blau oder braun seien. Da schlug ich mich denn aus Vernunftgründen zur braunen Partei ... Das lachende Mädel habe ich ganz schnell am zweiten Tage gemacht. Deshalb ist es auch ein bißchen zu sehr geschmiert. Und nun meine drei Landschaften, die Ihr ja niemanden zeigen müßt! da sie noch etwas zu sehr Hummer-Mayonnaise sind.

In der Bahn.

Ihr Lieben! Berlin, den 13. Februar 1897.

Da komme ich noch schnell in der Bahn auf einen Husch zu Euch, um Euch einen kurzen Wochenbericht zu geben.

Hauptsache ist natürlich mein Ball bei Frombergs. Es war einfach ideal! Das Haus war künstlerisch schön mit Blumen geschmückt. Die dunkel getäfelte Halle sah unter ihren grünen Tannenkränzen mit dem lachenden feurigen Mohn und den Girlanden aus frischen weißen Rosen bezaubernd aus. Das Musikzimmer, das in gelben zarten Tönen gehalten ist, war über und über mit Mimosen geschmückt. Und die einzelnen Tische im Eßzimmer! Auf dem einen lag frischer weißer Flieder, auf dem andern Goldlack; Veilchen, Maiglöckchen, edle Teerosen auf anderen.

Max Grube und die Lindner führten einen Prolog zur Einweihung des Hauses auf. Wir drei Malerinnen hatten lustige Gesellschaft an zwei Malern und zwei Bildhauern. Der Maler Müller-Kurzwelly

forderte mich zur Française auf, aber denkt nur mein armes Herze! Ungefähr den ganzen Tanz durch pries er mit strahlendem Gesicht die schönen Augen und die schöne Toilette der uns gegenüber tanzenden jungen Frau des Violinspielers Petschnikow. Das war sehr komisch.

Bis drei Uhr schwebte man im siebenten Himmel, nahm immer Abschied und wurde nicht fortgelassen.

Ich schließe in der Schule. Es ist Pause, um mich herum summt und surrt es wie ein Bienenkorb. Es wird ein Klassenausflug geplant. Jeder brennt darauf, der versammelten Gesellschaft einen besonders schönen Vorschlag zu machen. Ich trompete immer „Schlachtensee", weil ich dort zu Hause bin.

Aber die Pause ist aus und ich muß zu meinem kleinen Backfischmodell zurückgehen.

Ihr Lieben! Berlin, den 20. Februar 1897.

Ich sitze in der leeren Klasse, um Euch zu schreiben. Ich bin nämlich in der Schule, es ist vor der Stunde. Ich möchte die Tage meines Hierseins versechsfachen können, ich merke, ich bin gerade im Lernen.

Die Farben fangen an, mir himmlisch zu tagen, ihre Verwandtschaft, ihr Charakter und vieles, was sich einfach nur fühlen läßt, gar nicht sagen. Meine neue Lehrerin Jeanne Bauck nennt es auch ein physisches Wohlbehagen. In diesem Wohlbehagen schwebt nun Euer Kind alle Tage.

Fräulein W., die talentvollste aus der Klasse, und ich regen uns immer gegenseitig auf. Wenn einer eine schöne Farbe auf der Palette oder der Leinwand hat, so muß er es dem anderen zeigen. Ich fühle mich jetzt auch so heimisch in der Klasse und bin froh, daß sie mich gern haben. Wie oft sagt eins: „Beckerchen, was werden wir ohne Sie machen?"

In der Pause machen wir ordentlichen Schululk, man kann hinterher noch einmal so gut arbeiten. Es sind alles besondere Mädel, in irgendeiner Richtung muß man vor jeder Respekt haben. . . . Das ist mein Leben, an dem mein Herz mit allen seinen Fasern hängt, auch

wenn ich nicht hier bin, sind meine Gedanken doch hier. Vielleicht bin ich dadurch etwas einseitig. Ich glaube aber, wenn man es zu etwas bringen will, so muß man seinen ganzen Menschen dafür hingeben.

Ihr Lieben! Berlin, den 5. März 1897.

... Nun erst die Neuigkeit von der Schule. Ich habe die Landschaftsstunden aufgegeben und arbeite nun die ganze Woche Porträt. Ich bin in der Malklasse, die außer mir noch die fünf tüchtigsten Porträtmädchen enthält. Ich will natürlich noch zeichnen, denn das sehe ich an den begabten Mitschülerinnen, wie es bei ihrem Malen oft noch beim Zeichnen hapert. Das mochte sich Fräulein Bauck auch gedacht haben und so läßt sie ganz einfach und energisch uns alle zeichnen. Dieser ruhige Wille, mit dem sie das bei einer neuen Klasse durchsetzte, hat mir imponiert. Als es nun ans Zeichnen ging, denkt Euch, welcher Schreck, war keiner von all den Köpfen richtig. Das Modell hatte eine so schwere doppelte Neigung, ein wenig nach links und ein wenig nach vorn. Dieses Wenige auszudrücken, war uns allen nicht gelungen. Wie sie da jeder von uns eine kleine Skizze machte und uns die Hauptmomente der Neigung vormachte, war famos. Sie ist überhaupt sehr für das Gründliche. Wir verstehen sie noch nicht ganz. Ich glaube, sie will uns eine ganz andere Art zu zeichnen beibringen, keinen Strich durften wir machen wie wir wollten, sondern alles was sie wollte. Dieses Arbeiten mit gebundenen Händen ermüdet furchtbar, man hat das Gefühl, man kann gar nichts. Das Ergebnis war natürlich auch schlimm, so daß die meisten Köpfe ins Feuer wanderten.

Ihr wollt wissen, was sie für eine Persönlichkeit ist? Nun erst das Äußere. Da sieht sie, wie leider die meisten Künstlerinnen, recht ruppig-struppig aus. Ihr Haar, das in seiner Jugend wohl wenig Pflege genossen hat, gleicht mehr gerupften Federn. Ihre Figur ist groß, dick, ohne Korsett, mit einer häßlichen blaukarierten Bluse. Dabei hat sie aber ein paar lustige helle Augen, mit denen sie die ganze Zeit beobachtet und, wie sie mir nachher sagte, mit denen sie immer senkrechte und wagerechte Linien in meinem Gesicht zog. Daraus möchte man

fast schließen, daß ihr Zeichengenius größer ist als ihr Malgenie, denn dann würde sie doch mehr an die Farben denken. Ich weiß aber noch gar nichts und werde erst in den nächsten Wochen einige ihrer Bilder bei Schulte sehen. Bis jetzt ist sie mir noch ein Buch mit sieben Siegeln.

Berlin, den 14. März 1897.

Nach einem schweren Arbeitsmorgen sage ich Dir, lieber Vater, tausend Dank für den schönen Pastellkasten. Ich muß den Blick immer wieder über die schön getönten Stifte gleiten lassen und brenne darauf, ihn einzuweihen.

Mir sitzt jetzt ein kleiner ungarischer Mausfallenjunge, der kein Wort Deutsch versteht, den man deshalb auch nicht ausschelten kann, wenn er morgens eine halbe Stunde zu spät kommt. Es geht aber lustig, ihn zu zeichnen.

Am Donnerstag war ich zum ersten Male nach der Stunde bei den Kupferstichen. Ich war schon ein paarmal früher an der Glastür, aber die unheimliche Feierlichkeit dahinter schreckte mich stets zurück. Gestern nahm ich mir ein Herz und trat ein, mich eigentlich als Eindringling in das Allerheiligste fühlend. Ein Bedienter trat an mich heran und drückte mir lautlos einen Zettel in die Hand, auf den ich mein Begehr schreiben mußte: „Michelangelo, Handzeichnungen" . . . Er brachte mir eine Riesenmappe. Ich war ganz gierig auf die schönen Blätter. Nebenbei hätte ich mir als einziges Weiblein unter dieser mächtigen Männlichkeit am liebsten eine Tarnkappe aufgesetzt. Dann vergaß ich aber die leidige Welt über Michelangelos gewaltigem Linienzug. Diese Beine, die der Mensch zeichnet!

Abends im Akt hatten wir einen famosen Kerl. Zuerst, wie er so dastand, bekam ich einen Schreck vor seiner mageren Scheußlichkeit. Als er aber eine Stellung einnahm und plötzlich alle Muskel anspannte, daß es nur so auf dem Rücken spielte, da ward ich ganz aufgeregt . . . Ihr Lieben, daß ich das haben darf! Daß ich ganz im Zeichnen leben darf! Es ist zu schön. Wenn ich es nur zu etwas bringe. Aber daran will ich gar nicht denken, das macht nur unruhig.

Neulich erlebte ich etwas Spaßiges: Mutter, Du nahmst doch den weiblichen Akt mit dem schönen, schwarzen Haar nach Bremen. Dies selbe Wesen zeichnete ich auch bei Fräulein B. Sie trug ein schwarzes Kleid mit weißem Kragen wie ich, nur war das ihre von schickerem Sitz. Ihren hübsch beschuhten Fuß streckte sie so kokett heraus, daß ich meine etwas schrummeligen Untertanen bescheiden einzog. Als die junge Dame mit den sanften Taubenaugen zum zweiten Male erscheint, hat sie sich statt der schwarzen Mähne schönes kastanienbraunes Haar zugelegt. Erzählte irgendeine Fabel von Haarwaschen und sich in der Flüssigkeit vergriffen haben. Ich aber dachte in meinem stillen Sinn: „Ja, die Welt, die Welt!"

Ihr Lieben! Berlin, den 3. April 1897.

Da ist mein Sonnabend schon wieder! Meine Woche war diesmal sehr erlebnisreich. Am Sonntag ging ich zu N.s zur Probe des Stückes, in welchem mitzuwirken ich versprochen habe. Jetzt wünschte ich mir aber lieber meine freie Zeit zurück, denn ich habe Frau N. nicht gern, das Stück nicht gern, und den umarmenden Assessor nicht gern.

Vater, mache keine Sorgenfalten, daß ich so viel Antipathien in einem Moment besitze! Ich gehe groß und heldenhaft dagegen an, indem ich Frau N. anlächle, das Stück schon gelernt habe und den Assessor treulich umarme. Letzteres allerdings mit einem heimlichen Fluch.

Montag war ich bei Du Bois Reymonds. Lucie sprach über ihre Bremer Tätigkeit und zeigte mir einige der dort angefertigten stilisierten Muster. Dann kam ein feines Gespräch über Zeichnen und Malen. Sie sind gar nicht modern und verteidigen sehr die Kontur.

Bei Hausmann haben wir jetzt ein sehr drolliges Modell, eine echte Berliner Portiersfrau mit den dazugehörigen Redensarten. Sie hat noch nie Modell gesessen, wir haben sie, in Ermangelung eines besseren, von der Straße aufgegriffen. Als wir sie anredeten, blickte sie entsetzt an ihren malerisch verblichenen Kleidern hinunter und meinte, sie müsse sich doch erst fein machen. Als sie zum zweitenmal kam, hatte sie wirklich eine unausstehlich blanke neue Schürze umgebunden. Es war zu komisch,

welch einen Einfluß das Sitzen auf dieses cholerische, schnellatmige Weiblein hatte. Nach einer Stunde rief sie schon aus: „Nee! Ick hatte immer jedacht, dat Nichtstun wär' das Schönste, es is ja aber viel, viel schlimmer als Arbeeten!" Nach dem ersten Tag verließ sie die Bildfläche mit den großen Worten: „Lieber drei Stuben scheuern!"

Berlin, den 30. April 1897.

Bei prachtvollem Sonnenschein bin ich aufgewacht und habe mich schon die ganze Zeit der schönen Erde gefreut. Es lacht alles und grünt und blüht, da muß man selbst mit lachen. Aber heiß ist es auf einmal geworden, sommerlich heiß. Das Aktmodell fragt ganz naiv, ob wir es nicht wegen seines leichten Kostüms beneideten. Meine freie Zeit brauche ich, um immer weiter fröhlich zu skizzieren. Es ist ja ein Genuß, in dieser Götterluft zu sitzen, vor sich die schlanken zarten Birken. Und Anerkennung strömt mir dabei in vollem Maße zu. Hauptsächlich sind die Bahnwärter meine Gönner. Der eine sagte neulich ein übers anderemal: „Kinners, Kinners, dat is Kunst!!!"... Zwar muß ich hinzusetzen, daß er sich zuerst vorsichtig erkundigte, ob das, was ich malte, die Birken seien.

Modelle bieten sich haufenweise an. So rief neulich einer von drei lustigen Arbeitern, die meinen Stand passierten: „Freilein, woll'n Se uns drei Gräbse nich ooch molen?" Einen habe ich auch mal beim Wort genommen, aber sie haben keine Modellausdauer, der Witz beginnt bald, ihnen langweilig zu werden.

Unterdessen ist es Abend geworden. Der Himmel läßt sein Licht noch so hell leuchten, daß ich in meiner Epistel an Dich fortfahren kann, mein Vater. Ich habe einen schönen Arbeitstag hinter mir, der durch einen prachtvollen Botticelli-Genuß in den Kupferstichen unterbrochen wurde. Hier in Berlin sind die Originale zu seinen Dante-Illustrationen. Jedes Bild behandelt einen Gesang, und es ist mir sehr interessant, wie die sonderbaren Phantasien Dantes von einem großen Volksgenossen aufgefaßt werden ... Es wird mir doch zu dunkel, mein Lieber, ich will in Gedanken bei Dir weilen und mir dabei den schönen Abendhimmel betrachten, die Sonne ist prachtvoll untergegangen.

Berlin, den 7. Mai 1897.

... Ein rechter Maitag mit Blütenpracht und Vogelgezwitscher, aber eine scheußliche Anzahl von Elstern, deren Tage jetzt nach Onkel Wulfs Ankunft gezählt sein werden, und Maikäfer schwirren herum, daß es nur eine Art hat.

Ich freue mich stets auf meine Stunden bei Jeanne Bauck. Nachdem ich mich an ihre „Wüschtigkeit" gewöhnt habe, mag ich sie gar zu gern ansehen. Ihre Züge sind gerade so interessant wie ihr Malen. Ich kann mir immer wieder den kleinen pikanten Bogen ihres Nasenloches anschauen. Ihr Mund hört so nett plötzlich auf, gerade als ob der Herrgott plötzlich mit einem feinen Pinselstrich darüber gefahren wäre. Bei ihr male ich also und ich liebe die saftigen Ölfarben aus ganzer Seele.

Kürzlich besuchte ich Jeanne Bauck in ihrem Atelier. Es gibt für mich nichts Schöneres, als ein Atelier zu betreten, dann bekomme ich viel frömmere Gedanken als in der Kirche. Mir ist dann innerlich so still und groß und wunderschön zumute. Es hingen famose Sachen im Atelier, Porträts und Landschaften, eine große einfache Auffassung in jedem Bild und doch nicht manieriert; fein, fein!

Berlin, den 14. Mai 1897.

... Ihr Lieben! Wieder Bleistift. Ich fürchte, Ihr bekommt von mir auch nichts Besseres zu sehen, bis Ihr mich in Euren Armen haltet. Ich mache schon Pläne, wie ich Euch in meinen langen Ferien abkonterfeien will und denke schon tief über die Hintergründe nach, denn das ist eine große Sache. Ich liebe die Ölfarben. Sie sind so saftig und kräftig, es arbeitet sich herrlich damit nach dem schüchternen Pastell. Herma denke ich mir als Versuchsobjekt. Blast der kleinen Seele nur schon recht viel Sitzgeduld ein.

Bei Hausmann habe ich gestern auch in Öl angefangen. Er läßt ganz anders arbeiten als Jeanne Bauck. Während diese das höchste Licht als Norm annimmt und von da in den Schatten arbeiten läßt, geht Hausmann vom Schatten aus. Je tiefer Du den einsetzest, um so heller muß auch das Licht sein. Rembrandt erzielte doch so kolossale

Lichterfolge, das kam von der Tiefe seiner Schatten. Die lebende Haut hat aber im Licht so etwas Blendendes, Leuchtendes, daß man sie gar nicht hell genug angeben kann.

Ich habe wieder einen feinen Tag hinter mir. Morgens mein altes Männlein in Öl bei Hausmann, zu Tische bei G.s, und um 4 Uhr besuchte unser Trio den jungen Bildhauer W. Er hat für jede von uns ein kleinen Faun geknetet und wir kamen, um sie abzuholen. Er ist ein riesig einfacher Mensch, dem es nicht im geringsten einfiel, uns die Kur zu schneiden. Aber das war es gerade, was mir so gefiel. Und nun sitze ich vergnügt mit meinem Fäunchen daheim.

Seid alle umarmt von

Eurem glücklichen Malkinde.

Bremen

1897

Die Sommermonate 1897 führen Paula nach Bremen in das Elternhaus zurück. Bedeutsam an dieser Zeit ist ihr erstes Kennenlernen von Worpswede, dem nachbarlich gelegenen Heidedorf, das damals gerade durch seine künstlerischen Entdecker, die Maler Mackensen, Modersohn, Vogeler, am Ende, Vinnen, Overbeck und durch ihre geschlossenen Ausstellungen in der Kunstwelt berühmt geworden war. Vom ersten Augenblick an verfällt Paula dem eigenartigen Reiz der dortigen Landschaft. Sie geht zu Studienzwecken für den Sommer nach Worpswede und kehrt im Herbst noch einmal, zum letztenmal, auf die Berliner Malerinnenschule zurück.

★

Meine liebe Tante Marie! Bremen, den 14. Juli 1897.

... Ich finde, M.'s Wesen liegt ganz offen schon in ihren lieben Augen und ihrem süßen Mund. Sie ist eine ganz zartbesaitete Natur. Ich schwelgte im Zusammensein mit ihr, aber es kam mir vor, fast wie zu gut für mich. Es war ein zu großer Vorzug, nie geärgert oder gereizt zu werden. Ich muß mich ganz im stillen mit meiner Außenwelt reiben, sonst werde ich untauglich für die Welt, so eine Art Molluske, die ihre Hörner immer einzieht. (Oder hat dieses Tier Fühler?) Einerlei, ich habe mir vorgenommen, meine Hörner oder Fühler zu brauchen, nicht zum Stoßen, sondern zum leisen ruhigen Schieben meines Lebensweges.

Malen, malen, malen geht es mir dann wieder durch den Sinn. Das ist die begleitende Melodie zu meinem jetzigen Leben. Oft klingt es leise, traumverloren, märchenhaft. Das nenne ich meine „Versunkene-Glocke-Stimmung". Oft laut und fein und groß. Dann möchte ich auf einem hohen Berge stehen und möchte laut, laut schreien. Da ich das aber nicht kann, bin ich innerlich und äußerlich ganz still. Es ist, als ob ich nicht lebte, oder als ob nur meine Seele lebte. Das ist sehr, sehr

schön. Man wagt sich kaum zu rühren, um den Zauber nicht zu verscheuchen. Es ist wie die Berge in Abendstimmung. Das war ja immer mein Schönstes; wenn sie groß und ernst still dalagen. Und dann muß ich jetzt auf einmal wieder an meine schönen Stunden auf meinem Stein am Wasserfall denken. Da saß ich wie ein Kind und dachte nur an den blauen Himmel und die weißen Wolken.

Ist es egoistisch, daß ich Dir dies alles schreibe? Ich glaube, Du freust Dich daran, nicht wahr? Ihr müßt mich schon alle mit meinem Egoismus nehmen, ich werde ihn nicht los, er gehört zu mir wie meine lange Nase. Manchmal denke ich, wenn ich als Krüppel geboren wäre, so wäre ich vielleicht anders geworden. Da entsagt man schon mit dem ersten Atemzuge der Lust der Welt. Aber so gibt es so viel Wünsche, die das Herz hört und über die es selbstsüchtig nachdenkt und dabei die Wünsche der andern vergißt. Ob das wohl mit dem Alter besser wird? Das ist meine einzige Hoffnung.

Worpswede

1897

Tagebuchblätter

Worpswede, im Sommer 1897.

Worpswede, Worpswede, Worpswede! Versunkene-Glocke-Stimmung! Birken, Birken, Kiefern und alte Weiden. Schönes braunes Moor, köstliches Braun! Die Kanäle mit den schwarzen Spiegelungen, asphaltschwarz. Die Hamme mit ihren dunkeln Segeln. Es ist ein Wunderland, ein Götterland. Ich habe Mitleid mit diesem schönen Stück Erde, seine Bewohner wissen nicht, wie schön es ist. Man sagt es ihnen, sie verstehen es nicht. Und doch braucht man kein Mitleid zu haben, nein, ich habe keins. Nein, Paula Becker, habe es lieber mit Dir, daß Du nicht da lebst. Und das auch nicht, Du lebst ja überhaupt, Du Glückliche, lebst intensiv, das heißt: Du malst. Ja, wenn das Malen nicht wäre?! . . . Und weshalb Mitleid haben mit diesem Land? Es sind ja Männer da, Maler, die ihm Treue geschworen haben, die an ihm hängen mit unendlicher, fester Männerliebe! . . . Da ist erst Mackensen, der Mann mit den goldenen Medaillen in den Kunstausstellungen. Er malt Charakterbilder von Land und Leuten; je charakteristischer der Kopf, desto interessanter. Er versteht den Bauern durch und durch. Er kennt seine guten Seiten, er kennt sie alle, er kennt auch seine Schwächen. Mir deucht, er könnte ihn nicht so gut verstehen, wäre er nicht selbst in kleinen Verhältnissen aufgewachsen. Es klingt hart von mir, grausam hart, es liegt ein großer Dünkel darin, und doch muß ich es sagen. Dies „In kleinen Verhältnissen Aufgewachsensein" ist sein Fehler, für den er ja selbst nichts kann. Daß der Mensch es doch nie abschütteln kann, wenn er mit den Groschen gekämpft hat, auch später nicht, wenn er im Wohlstand lebt; der edle Mensch wenigstens nicht. Dieser Kampf läßt Spuren zurück. Sie sind fast unsichtbar, aber ihrer sind viele, viele. Ein geübtes Auge entdeckt jeden Augenblick eine neue. Der ganze Mensch war gebunden gewesen, festgebunden. Mangel an Geld schmiedet uns fest an die Erde, man bekommt die Flügel beschnitten, man merkt es nicht, weil die Schere ganz vorsichtig

täglich nur eine Ahnung abschneidet. Was hat dies böse, böse Schicksal den Menschen schließlich allmählich abgeschnitten! Das Große, Unbefangene, das unabhängig Stürmende, das Stück Prometheus, das titanenhaft Kräftige im Manne, die Urkraft, die geht verloren. Ist das nicht hart? ... So ist es auch bei Mackensen. Er ist ein famoser Mann, geklärt in jeder Beziehung, steinhart und energisch, zärtlich weich zu seiner Mutter. Doch das Große, das unsagbar Große, das ist verloren gegangen. Im Leben nicht, in der Kunst. Schade, schade.

Der zweite im Reigen ist der kleine Vogeler, ein reizender Kerl, ein Glückspilz. Das ist mein ganzer Liebling. Er ist nicht so ein Wirklichkeitsmensch wie Mackensen, er lebt in einer Welt für sich. Er führt bei sich in der Tasche Walther von der Vogelweide und des Knaben Wunderhorn. Darin liest er fast täglich. Er träumt darin täglich. Er liest jedes Werk so intensiv, den Sinn des Wortes so träumend, daß er das Wort selbst vergißt. So kommt es, daß er trotz des vielen Lesens keins der Gedichte auswendig weiß. Im Atelier in der Ecke steht seine Gitarre. Auf ihr spielt er verliebte alte Weisen. Dann ist er gar zu hübsch anzusehen, dann träumt er mit seinen großen Augen Musik. Seine Bilder haben für mich etwas Rührendes. Er hat sich die altdeutschen Meister zum Vorbild genommen. Er ist ganz streng, steif streng in der Form. Sein Frühlingsbild, Birken, zarte, junge Birken mit einem Mädchen dazwischen, die Frühling träumt. Sie ist sehr steif, fast häßlich. Und doch ist es für mich etwas Rührendes, zu sehen, wie dieser junge Kerl seine drängenden Frühligsträume in diese gemessene Form kleidet. Das strenge Profil des Mädchens schaut sinnend einem kleinen Vogel zu; fast ist es eines Mannes Sinnen, fast wäre es eins, wenn es nicht wieder so etwas Gehaltenes, Träumendes in sich hätte. Das ist der kleine Vogeler. Ist er nicht reizend?

Dann ist da noch der Modersohn. Ich habe ihn nur einmal gesehen und da auch leider wenig gesehen und gar nicht gefühlt. Ich habe nur in der Erinnerung etwas Langes in braunem Anzuge mit rötlichem Bart. Er hatte so etwas Weiches, Sympathisches in den Augen. Seine Landschaften, die ich auf den Ausstellungen sah,

hatten tiefe Stimmung in sich. Heiße, brütende Herbstsonne, oder geheimnisvoll süßer Abend. Ich möchte ihn kennenlernen, diesen Modersohn.

Nun kommt der Overbeck. Ihn habe ich versucht, fühlend zu sehen. Ich habe ihn aber nicht richtig fassen können. Seine Landschaften sind tollkühn in der Farbe, doch ich glaube, sie haben nicht das Modersohnsche Empfinden.

Hans am Ende kenne ich gar nicht.

Ein Schröder, der augenblicklich in Worpswede ist, gehört, glaube ich, doch nicht zu den „Worpswedern"; er soll sehr „musikalisch" musizieren.

An unserem Mittagstisch der Berliner Maler Klein, ein hübscher Kerl mit weichen, frauenhaften Zügen und feinen, nervösen Händen; im braunen Sammetanzug. Als Künstler kenne ich ihn nicht. In irgend einem Verhältnis zu ihm steht Fräulein von Finck, denn sie duzen sich. Ich war auf sie schon vorbereitet und war also nicht so sehr erstaunt, sie in Hosen zu Tisch kommen zu sehen. Sie interessiert mich. Sie scheint klug zu sein. Sie hat vieles gesehen, ich glaube empfindend gesehen. Sie hat in Paris studiert, wie lange? Mit welchem Erfolg? Ich weiß es nicht, jedenfalls möchte ich rasend gern was von ihr sehen.

Das sind die Priester, die Dir, Worpswede, dienen.

Worpswede, Worpswede, Du liegst mir immer im Sinn. Das war Stimmung bis in die kleinste Fingerspitze. Deine mächtigen großartigen Kiefern! Meine Männer nenne ich sie, breit, knorrig und wuchtig und groß, und doch mit den feinen, feinen Fühlfäden und Nerven drin. So denke ich mir eine Idealkünstlergestalt. Und Deine Birken, die zarten, schlanken Jungfrauen, die das Auge erfreuen. Mit jener schlappen, träumerischen Grazie, als ob ihnen das Leben noch nicht aufgegangen sei. Sie sind so einschmeichelnd, man muß sich ihnen hingeben, man kann nicht widerstehn. Einige sind auch schon ganz männlich kühn, mit starkem, geradem Stamm. Das sind meine „modernen Frauen" ... Und ihr Weiden, ihr alten knorrigen Stämme, mit den silbrigen Blättern. Ihr rauscht so geheimnisvoll und erzählt von vergangener Zeit. Ihr

seid meine alten Männer mit den silbrigen Bärten; ja, ich habe Gesellschaft genug, meine ganz eigene Gesellschaft, wir verstehen uns gegenseitig sehr gut und nicken uns oft liebe Antwort zu.

Leben! Leben! Leben!

★

Briefe an die Familie

Worpswede, Juli 1897.

Heute morgen hatte ich mir vorgenommen, meinen Pinsel ruhen zu lassen. Ich schnürte den Rucksack und packte mein Mittagsessen und Goethes Gedichte ein und wanderte ins Moor, an einsam von Kiefern umstandenen Bauernhöfen vorüber, durch die unglaublich grünen Hammewiesen, durch rote Heide, an schlanken nickenden Birken vorbei. Wo es am schönsten war, legte ich mich nieder und schaute in die Wolken, dann schlief ich einmal, dann wanderte ich wieder ein Stückchen. In mir klang es voll froher Lieder, es war so friedlich in mir und um mich her.

Als ich heimkehrte, begann ich draußen zu malen, aber der Himmel machte mir einen Strich durch die Rechnung und schickte gewaltigen Regen. Da beschlossen wir, zu Hans am Ende zu gehen, den wir bis jetzt nur flüchtig sahen. Er zeigte uns viele seiner Skizzen und vorzügliche Radierungen. Dazwischen Klingersche Sachen, einen schönen Dürer und Arbeiten der Worpsweder Freunde. Er konnte mit wenig Worten einen ganzen Menschen zeichnen. Alles was er sagte, war nach meinem Geschmack. Die zarte Art, wie er mit seiner jungen Frau sprach, hat mich ganz für ihn eingenommen, ich fühlte, wie er jeden Augenblick mit seinen Gedanken bei ihr war und höre ihn noch „Magdalein" sagen.

Vorgestern abend hatten wir köstliche Stunden bei Heinrich Vogeler im Atelier und Sonntag werden wir bei Mackensen sein.

Das Leben ist beinahe zu schön für

Euer Kind.

Ihr Lieben! Worpswede, Juli 1897

Ich bin glücklich, glücklich!

Nur ein paar Zeilen, Euch dies zu melden, denn es schlägt zehn Uhr. Früher konnte ich mich draußen nicht vom Monde trennen ... Gestern und heute malten wir in Südwede an einem ganz blauen Kanal. Am Abend stakten uns die drei Vogeler-Brüder auf der Hamme. In der Dämmerung leuchteten die saftigen Hammewiesen. Dann zogen von Zeit zu Zeit diese ernsten schwarzen Segel mit ihrem unbeweglichen Steuermann vorüber.

Dann kam ganz leise der Mond. Ich dachte an Euch und dann wieder gar nichts, sondern fühlte bloß.

Heute machten wir eine Expedition nach Schlußdorf. Man hielt dort Missionsfeier unter freiem Himmel. Man sah viel feine Männerköpfe, aber die Frauen waren häßlich in ihrer bunten städtischen Kleidung. Dennoch erinnerte das Ganze an Mackensens „Heidepredigt".

Ganz Worpswede schlummert schon. Nur auf der Kegelbahn gegenüber poltern noch einige unruhige Geister.

Die Nacht ist wundervoll sternenklar.

Heute habe ich mein erstes Pleinairporträt in der Lehmkuhle gemalt. Ein kleines, blondes, blauäugiges Dingelchen. Es stand zu schön auf dem gelben Sand. Es war ein Leuchten und Flimmern. Mir hüpfte das Herz. Menschen malen geht doch über eine Landschaft. Merkt Ihr, daß ich nach einem langen fleißigen Tage todmüde bin? Aber innerlich so friedlich, fröhlich.

Mutter, der Fouragezuwachs war herrlich! „Und der leere Kasten schwoll." Jetzt haben wir genug bis ans Ende unserer Tage ... Mein Sonntag? Morgens Modellmalen an meinem lieben Blondkopf, Anni Brotmann, in der Lehmkuhle. Nachmittags Treffen mit den Vettern und auf gemeinsamer Wanderung reiche Beute an Brombeeren und Motiven.

Ein Abendgang durchs Dorf. Bei Welzel ist Tanzmusik. Wir blicken hinein: Großer Abtanz der Tanzstundenkinder, reizend anzusehen in

weißen Kleidern. Der Tanzlehrer, eine urgelungene Fuchsphysiognomie, eröffnet zierlich gespreizt den Reigen.

Wir wandern weiter. Von neuem treffen Paukentöne unser Ohr. Wir gucken zur Tür hinein: Bauernhochzeit. Die Braut druselt unter ihrem Kranz ungefähr ein. Er gähnt. Auf der andern Seite des Saales Bauernquadrille. Im Hintergrund die fürchterliche Blasmusik, rechts die Kuhköpfe.

Beim nächsten Walzer mache ich mit dem Brautvater die Runde. Er brüllt mir beseligt in die Ohren: „Wir beede könnens fein." Ich nicke nur zu ihm oben hinauf. Hinterher hat man mich sehr ausgelacht, daß wir dort getanzt haben. Das Brautpaar sei ein bißchen dösig, sie hätten vorigen Winter im Armenhaus gesessen und kämen nächsten Winter auch wieder hinein ... Dann machten wir noch einen Abendbesuch in der Hütte gegenüber bei Brotmanns. Es sind ganz arme Leute, aber heute wohnte das Glück in aller Augen. Der älteste achtzehnjährige Sohn war von einer Seereise nach Hause gekommen. Ein fixer, aufgeweckter Blondling. Der erzählte der staunenden Familie von fremden Zonen und Menschen; alle die blonden, blauäugigen Geschwister scharten sich dicht um ihn.

Mutter, hast Du nicht ein bißchen Zeug für die Leute? Die Mädels sind alt: fünfzehn, zwölf, neun Jahr, der Junge vier, und dann gibt's noch ein Baby. Ich möchte der guten Frau gern was bringen.

Wieder ist es Nacht, eine schöne, stille, feierliche. Ich habe wieder einen Göttertag hinter mir. Am Morgen malte ich einen alten Mann aus dem Armenhaus, einen Kollegen der alten Olheit. Er saß wie ein Stock mit dem grauen Himmel als Hintergrund.

Das Mittagessen an unserm Weibertisch wird mit großem Appetit eingenommen. Die Hosendamen, es hat sich noch eine zweite hinzugesellt, beweisen ihre Männlichkeit durch jungenshaften Heißhunger. Es macht mir großen Spaß, diese Individuen innerlich und äußerlich zu betrachten. Ich glaube, sie bilden sich wirklich ein, sie seien nicht eitel und gäben nichts auf Äußerlichkeit. Und doch sind sie auf ihre Hosen

so stolz wie unsereins auf ein neues Kleid. Ich muß mit dem alten Weisen sagen: Es ist alles eitel.

Ich sonne mich in der Welt und Eurer Liebe!

Dank, süße Mutter, für Deinen Kleidersegen! Ich sage Dir, im Hause Brotmann war Freude! Mir tat's wohl, in all die strahlenden Augen zu blicken, die gute Frau drückte mir einmal übers anderemal die Hände.

Ich habe den ganzen Tag gemalt. Erst die Becka Brotmann mit aufgelöstem gelben Haar und angedeutetem Georginenhintergrund. Dann malte ich Anni Brotmann in der Lehmkuhle, wobei uns die Sonne arg zusetzte. Am Nachmittag malte ich Rieke Gefken mit roten Lilien. Ich glaube, das ist meine beste Arbeit, morgen will ich sie Mackensen zeigen.

Gestern wieder ein Stündchen bei Vogeler. Das ist mir immer ein Genuß wie ein hübsches Märchen. Er ist mit seinen Traumaugen zu reizend anzusehen. Er zeigte uns ein Heft mit Entwürfen zu Radierungen von seiner frühesten Zeit bis jetzt, viel feine originelle Dinge. Die Zeit fliegt, fliegt himmlisch dahin für

Euer Kind.

Berlin

1897

Berlin, den 28. Oktober 1897.

Das Neueste vom Neuen ist die heutige Eröffnung unserer Schulausstellung. Jeanne Bauck hatte mir ihre Gefühle beschrieben, die in ihr beim Betreten einer Ausstellung aufsteigen, wenn etwas von ihren eigenen Werken die Wände schmückt.

Man schleicht unruhig durch die Säle, verstohlen rechts und links blickend mit dem schlechten Gewissen eines Verbrechers.

Endlich, der Schreck! Man hat seine Schmerzenskinder entdeckt und eilt schleunigst davon, um Nachstellungen zu entgehen.

Gerade so ging es mir. Die eine Wand konnte ich mit Ruhe besehen, dann fiel mein Blick auf Rieke Gefken und die roten Lilien und ich eilte davon. . . . In der Pause ging unsere ganze Klasse in den Ausstellungssaal. Jeder war freundlich und milde gegen den anderen gestimmt aus Furcht, selbst angegriffen zu werden. Ich feierte Wiedersehen mit meinem alten Freund Körte vom vorigen Jahr. Der sagte mir allerlei Angenehmes, machte mir überhaupt etwas den Hof, was mir angesichts mancher Neider sehr gut schmeckte. Er schalt aber über die Zeichnung in den Köpfen. Kaum war ich ihm entwichen, so packte mich Fräulein L. Die junge Malerin, in deren Atelier ich voriges Jahr arbeitete. Sie will mich malen. Ich hätte sie voriges Jahr zu einer Farbenstudie begeistert, Lila, ins Braune übergehend, (meine gute alte Sammetbluse) der Gipfelpunkt ins Haar. Ich lächelte geschmeichelt, fühlte mich in der Tat innerlich erhoben, nahm mir aber vor, nicht zu sitzen. Ich habe keine Zeit, und wenn ich sie hätte, würde ich sie anders anwenden.

Ganz aufgeblasen kam ich in unsere stille Malklasse zurück, trug aber leider soviel von der Eitelkeit der Welt in mir, daß ich in die rechte, echte Malstimmung nicht kam. Und wir hatten solch himmlisches Modell! Eine alte Frau mit gelbem Gesicht, mit weißem leinenen Kopftuch auf goldenem Grunde. Das Ganze wirkt so großartig schön, daß ich vor Herzklopfen am ersten Tag kaum arbeiten konnte.

Die Klaſſen Hausmann und Bauck bilden ſich immer mehr zu Extremen aus. Ich bin ſehr glücklich bei beiden zu arbeiten.

Er hat ein echtes Künſtlergefühl, ganz feine Anſchauung, man merkt das, wenn er ſpricht, bis in die Fingerſpitzen. Er iſt aber unpraktiſch. Er kann ſeine Gefühle nicht in was Richtiges, Greifbares umſetzen. Er kann ſich ſelbſt nicht faſſen, nicht ſammeln.

So geht es vielen, die alles haben, bis auf — ein bißchen Energie.

Jeanne Bauck hingegen iſt äußerſt praktiſch. Jedes ihrer Worte iſt eigentlich praktiſch und doch reizend fein. Sie iſt ganz modern, was ja in gutem Sinne nur überſprudelnde Jugend bedeuten ſoll. Die hat ſie ſich bewahrt trotz ihrer fünfzig Jahr. Ich liebe ſie ſehr. Mit ihr zu ſprechen ruft ein Gefühl des Wohlbehagens in mir hervor. Sie iſt ſo reizend arglos, von jener Argloſigkeit, die einfach entwaffnend wirkt.

Mit jener Argloſigkeit erzählte ſie uns, wie Dr. Lahmann ihr verſchrieben habe, ohne irgendein Kleidungsſtück zu malen, damit die Haut atmen könne. Sie bedauerte, es nicht in der Klaſſe einführen zu können. Alles in vollem Ernſt. Mir war dies rührend. Ich freute mich an dieſer Größe, die nicht überall Verrat wittert und fühlte mich ſelbſt ſehr ſchwarz.

Meine ganze Woche beſteht eigentlich nur aus Arbeit und Gefühl. Ich arbeite mit einer Leidenſchaft, die alles andere ausſchließt. Ich komme mir oft vor wie ein Hohlzylinder, in welchem der Dampfkolben mit raſender Schnelligkeit auf und ab geht.

Zweimal waren wir im Theater, Luſtſpiele beide Male. Das Haus brüllte. Ich knöpfte mich innerlich einen Knopf höher zu und fühlte mich im Augenblick der Menſchheit ſehr fremd. Ich fand ſie alle ſo ſcheußlich um mich herum, daß ich gar nicht nachdenken mochte.

Das ſind die Stimmungen, bei denen C. nachdenkt. Das muß ja dann grundelend machen. Hier in Berlin ſpiele ich mehr denn je Vogel Strauß. Ich kann es ſonſt nicht ertragen.

Meine Mutter! Berlin, den 1. November 1897.

Da bin ich bei Dir, ſelig, ſehr ſelig, denn es war ein zu ſchöner Maltag. Nicht gerade, daß ich etwas Beſonderes geleiſtet hätte, aber alles

das, was ich vielleicht leisten könnte, das machte mich innerlich ganz verrückt. Der „Kolben" geht mit rasender Geschwindigkeit im „Zylinder" auf und ab. Wir hatten ein prachtvolles Modell: ein blondes fahles Mädchen mit wundervoll geformten eleganten Händen, auf hellgrauen Hintergrund, in grün-lichtblauem Kleide, sich auf sehr grünblauem Tisch stützend. Fein! Mir zittert es noch ganz in den Fingerspitzen, wenn ich daran denke. Zu fein!

Doch nun zu Dir, einzige Mutter. Ich bin mit meinen Gedanken so oft bei Dir. Ich lerne Dich mehr und mehr verstehen. Ich ahne Dich. Wenn meine Gedanken bei Dir sind, dann ist es, als ob mein kleiner unruhiger Mensch sich an etwas Festem, Unerschütterlichem festhält. Das Schönste aber ist, daß dieses Feste, Unerschütterliche so ein großes Herz hat. Laß Dir danken, liebe Mutter, daß Du Dich so uns erhalten hast. Laß Dich ganz ruhig und lange umarmen. . . .

Berlin, den 7. November 1897.

. . . Also Ihr seid unzufrieden mit mir? Ich bin mir aber keiner Schuld bewußt. Daß ich auch dröge Zeit durchleben muß, und Ihr dröge Briefe bekommen müßt, das liegt doch auf der Hand.

Muß ich doch auch in manchem lieben Vaterbrief vier Seiten Schelte über mich ergehen lassen, daß ich im Taumel dieser Welt lebe, der eigentlich nur darin besteht, daß ich zu und aus meinen Stunden taumele.

Na, wir wollen uns gegenseitig großmütig verzeihen.

Heute, am Buß- und Bettag war unser Trio einmal wieder beim jungen Bildhauer Wenck im Atelier. Er hat ein Körner-Denkmal vollendet und arbeitete an einer Sockelgruppe für ein Kaiserdenkmal. Ein wunderhübsches Modell für einen Brunnen machte mir viel Freude. Wenck war sehr lustig. Wir mußten alle Drei unsere Hüte abnehmen, ob unser Haar zum Modellieren passe. Für den Kopf einer deutschen Mutter waren wir ihm alle nicht einfach genug.

Und nun kommt mein Kummer: Es gibt wieder Streit in der Schule. Weiber! Weiber! Weiber!

Teils sind sie fein und groß. Und dann wieder solch kleines Pack.

Die Direktorin, Fräulein H., ist ja ein famoser Mensch. Sie gibt

sich völlig ihrer Sache hin. Aber sie will unumschränkte Herrscherin sein. Jetzt muß es einen Krach mit meiner Lehrerin Jeanne Bauck gegeben haben. Diese bleibt nur noch bis Ende des Jahres an der Schule, dann errichtet sie ein Privatatelier. Gestern wurde es uns eröffnet. Ich habe mich in die Ecke hinter die Malschürzen gesteckt und geweint. Die Direktorin Fräulein H. ist sicher eine bedeutende Persönlichkeit, ein Mensch mit großen Tugenden. Aber Jeanne Bauck gegenüber hat sie großes Unrecht begangen. Mir kommt vor, als ob ich wie bei Wallenstein das Moment unbezwinglicher Herrschsucht sehe. Jeanne bekam einen zu großen Halt über ihre Klasse, auch über Fräulein H.s Kreaturen. Da errichtete die Direktorin eine Parallelklasse, in der sie selbst unterrichtet. Schon aus Politik gingen die meisten Schülerinnen zu ihr über. Für mich ist es nun kein Zweifel, daß Jeanne als Künstlerin unvergleichlich höher steht als jene. Sie sind nicht in einem Atemzug zu nennen. Die künstlerische Anschauung, die Jeanne in uns wecken will, steht höher und ist ungleich schwieriger. Hier liegt das Unrecht. Die Direktorin muß wissen, daß Jeannes Unterricht besser ist als der ihre. Sie konnte es nur nicht mit ansehen, daß jene solche Macht über ihre Schülerinnen bekam.

Dies spreche ich alles nicht in der Schule aus. Da ist man augenblicklich von Häschern und Lauschern umstellt. Niemand sagt etwas und jeder weiß, daß der andere ganz entschieden ein Für oder Wider fühlt. Es ist ein trauriges Kennenlernen der Welt. So geht es in diesem kleinen Gemeinwesen. Wie geht es aber in einem großen? Wie geht es im Staate? Schmählich, schmählich!

Jeanne Bauck hat sich fein benommen. Da alles von ihr abfiel, hatte ich das bestimmte Gefühl, ich müßte ihr die Hand drücken. Da war sie sehr lieb. Gar nicht weich, sie blieb ganz sachlich. Sprach, als ob ihr kein Haar gekrümmt wäre. Halb aus Stolz, halb, weil sie nicht klein sein konnte. Wir verstanden uns aber.

Auf der Post noch schnell einen Stehgruß. Zwischen dem Anfange dieses Briefes und heute liegen noch drei gemütliche Hausmann-Stunden und ein feiner Akt.

Euer Kind.

Berlin, den 4. Dezember 1897.

(Geschrieben in der Bahn.)

Da kehrt Euer Reisekind von seinem Freudenabstecher heim. Mir geht's wirklich zu gut. Kaum ist das schöne Heute vorbei, freue ich mich schon wieder auf das schöne Morgen. In diesem Falle Wien und Jeanne Bauck. Ich habe vor der Abreise meine Geschäfte geordnet, nun wandere ich morgen wieder seligen Mutes zur Schule.

Aber Wien, Wien! Das hat mich ganz gefangen mit seinen schönen Bauten und seinem historischen Gesicht. Jedes dieser Barock-Häuser hat etwas zu erzählen. Ich lebte zur Zeit des Wiener Kongresses, wo auf diesem Stückchen Erde viel geistig Schaffen vor sich ging. Ich fühle mich immer wunderbar ergriffen an solchen Plätzen, wie überhaupt die Geschichte, das Verkehren mit vergangenen großen Seelen, für mich etwas Magisches, Faszinierendes hat.

Das unbewußte Ergreifen einer Persönlichkeit, das mich beim Malen in schnellen zarten Gefühlsschwingungen vibrieren läßt, was mich beim Beschauen eines großen Bildwerkes mächtig hinreißt, das ist es, was mich stark zur Geschichte zieht.

Ich wünschte, es gäbe eine Weltgeschichte von Hermann Grimm geschrieben. Er würde immer die große Persönlichkeit, welche die Ereignisse gestaltet, und ihnen den eigentlichen Wert verleiht, in den Mittelpunkt stellen. Diese Auffassung entspricht meinem Ideal weit mehr als die Annahme, daß die Verhältnisse den Menschen bilden. Für den Durchschnittsmenschen mag das der Fall sein, für den Riesen nicht.

Aber ich komme ins Phantasieren und verbrauche das Tröpflein Tinte, das ich noch besitze, zu unnützen großen Gedanken. Also lieber mit Bleistift weiter im Text.

Ich habe in Wien herrliche Bilder gesehen. Unvergeßlich bleibt mir Morettos „Divina Justina" und die wundervollen Farben der noblen Tizian-Porträts und Rubens mit all seiner Pracht.

Die alten Deutschen nahmen mich ganz gefangen. Der Dürer hat bei aller Kraft und Männlichkeit so viel Rührendes, Zartes. Dann der Lukas Cranach mit seinen kleinen, halb kindlichen, halb koketten Evas und dem lieben Herrgott, der den Paradieseskindern ernst mit

den Fingern droht. Ein ganz besonderes Lichtlein steckte der Holbein mir an. Es war eine lehrreiche Illustration zum Texte Bauck: die große Wirkung nobler Einfachheit.

In der Galerie Liechtenstein hat es mir ein Köpfchen Lionardos angetan und die glänzenden van Dycks. Ich habe geschwelgt. Da kriegt man eine gewaltige Ehrfurcht vor dem Menschen. Und das tut gut, denn die sinkt im Leben der Großstadt oft leider zu einem Minimum herab. Aber ich sträube mich dagegen, denn das macht andere nicht glücklich und mich unglücklich.

Nun zur Hauptsache, zu unserer Hochzeit. Es war eine Freude, L. anzusehen in ihrem weißen Feierkleide. Ihre braunen ruhigen Augen hatten einen sanften fraulichen Ausdruck und weicher Friede lag um ihren Mund. Sie ist ein sonderbar ruhiger Charakter. Ohne irgendwelche Erregung trat sie ihm im bräutlichen Schmuck entgegen. In der Kirche behielt sie das gleiche ruhig-freundliche Gesicht, dem man den Seelenfrieden ansah.

Auf den unruhigen Mann muß diese Ruhe wie himmlischer Balsam wirken.

Da ist Berlin!

Mein lieber Vater! Berlin, den 17. Dezember 1897.

So bekommst Du erst spät die Antwort auf Deinen Brief. Ich hatte mich gleich nach dem Lesen desselben hingesetzt und Dir acht Seiten geschrieben. Tante P. wollte ihn einstecken, hat ihn aber leider verloren.

Nun lasse Dich erst mal in meine Arme schließen und Dir einen Kuß geben. Mir ist der Gedanke so namenlos traurig, daß Du Deine Sorgen schon so lange mit Dir herumgetragen hast, während ich in Wien war und nach allen Seiten hin genoß. Ich fühle wohl eine gedrückte Stimmung in Deinen Briefen, die ich aber auf den alten Rheumatismus schob. Weißt Du, mein Vater, für mich sorge Dich nicht. Ich will mich schon durch das Leben schlagen, mir ist auch nicht bange davor. Wozu ist man jung, wozu hat man all die vielen Kräfte?

Ihr habt mir bis jetzt diese wundervolle Ausbildung gewährt, die mich zu einem ganz andern Menschen gemacht hat. Ich sehe jetzt, mit welchen Opfern, und das macht mich sehr traurig. Von diesem einen Jahre, da kann ich lange zehren. Das hat soviel Samen in Herz und Geist mir gestreut, der jetzt allmählich aufgeht. Darum wird es mir nicht so schwer sein, ein Jahr auszusetzen und Gouvernante zu sein. Währen dessen wird mir noch manches klar, ich lege mir ein Weniges beiseite, für das ich dann weiter studieren kann. Bitte, hört Euch recht um, ob Ihr irgendwo von einer einträglichen Stelle hört. Tausend Mark muß sie mir bringen, sonst tut mir meine schöne Zeit zu leid. In Deutschland werde ich wohl schwerlich etwas Derartiges bekommen, aber England, Österreich, Rußland, mir ist alles eins. Wenn es nur Geld in den Beutel bringt. Etwas Überseeisches ist ausgeschlossen, da ich mich für länger als ein Jahr nicht binden will.

Mein Vater, sei in Gedanken an mich auch kein wenig traurig. Vom Malen bringe ich manchmal in mein anderes Leben so ein halbes Träumen mir; solch ein beharrender seliger Zustand. Der soll mir durch dieses Dienstjahr helfen. Da werde ich gut hindurchkommen. In meiner freien Zeit werde ich zeichnen, daß meine Hände nicht steif werden und werde meinen Geist etwas mehr ausbilden. Wenn ich nur von Deinen Schultern die drückende Last nehmen könnte! Wir Jugend, wir haben ja immer den Kopf voller Pläne und Hoffnungen. Uns kann das Leben bis jetzt noch nicht viel antun. In dieser Hinsicht wenigstens nicht. Laßt uns nur Schulter an Schulter nebeneinander stehen und uns in Liebe die Hände reichen und festhalten. Wenn wir auch kein Geld haben, so haben wir doch manches andere, was sich einfach gar nicht bezahlen läßt. Wir Kinder haben zwei feine liebe Elternherzen, die uns ganz zu eigen sind. Das ist unser schönstes Vermögen. Für meine Person wünsche ich mir ganz und gar keinen Mammon. Ich würde nur oberflächlich werden. Nur, wenn Du ein wenig Erleichterung hättest.

Vater, eins versprich mir. Sitz' nicht an Deinem Schreibtisch und schaue vor Dich ins Graue oder auf das Bild Deines Vaters. Dann kommen die schwarzen Sorgen geflogen und decken mit ihren dunklen

Flügeln die Lichtlöcher deiner Seele zu. Erlaube es ihnen nicht. Laß der armen Seele die paar Herbstsonnenstrahlen, sie braucht sie. Hole Dir in solchen trüben Augenblicken Mama oder Milly und freue Dich an ihrer Liebe. Für jeden von Euch einen liebevollen ernsten Kuß.

★

Tagebuchblatt

Wie mich dies Mädchen fesselt!

Sie schafft sich von innen heraus eine kräftige schöne Welt. Eine Welt wie die eines Jünglings, der in das Leben hineingeht mit großen Plänen. Und doch ist, bleibt sie Jungfrau.

Sie haßt das Kleine am Weibe. Sie liebt den Mann in seiner Größe. Sie liebt ihn mit stiller Großmut und demütigen Herzens.

Sie sieht sich klein und die anderen groß. Und doch ist sie größer als wir alle.

Sie ist noch Knospe. Sie harrt noch der Entwicklung. Sie ahnt es nicht, doch harrt sie mit klopfendem Herzen.

Sie spricht wie der gute Mann, ohne Falsch, ohne Hintergedanken. Ich liebe diese einfache Größe. Sie wirkt erfrischend, beruhigend wie das klassische Altertum. Und doch viel natürlicher, pulsierender. Denn es ist Wirklichkeit. Es ist Leben, modernes Leben.

Gibt es Schöneres als einen edlen Menschen?

★

Briefe an die Familie

Mein lieber Vater! Berlin, den 30. Januar 1898.

Ich küsse Dir die Stirn und drücke Dir die Hand und blicke Dir in Deine lieben Augen. Fühlst du nicht, mit welcher Riesenliebe wir Kinder alle an Dir hängen? Weiter tun wir fürs erste zwar noch nichts. Aber ist das nicht ein ganz kleiner Entschäd für all die Sorge, die wir Dir machen?

Wenn wir nur erst alle über den Berg sind, mein Väterchen, wenn unsere Schiffchen erst ordentlich im Schwimmen sind, dann sollt Ihr

es gut haben. Ein bißchen Erleichterung hat Dir ja die Erbschaft gebracht. Ich kann Dir nicht sagen, wie drollig ich mir als Erbin vorkomme. Aber man hat doch gleich mehr Anfechtungen zu bestehen. So ging ich gestern bei einem Trödler vorbei, der allerhand schöne alte Sachen zum Verkauf hatte. Sogleich stiegen unnütze Gelüste in mir auf, die mir in der Zeit, da ich noch arm war, nie gekommen wären. Ja, so geht's, Reichtum bringt Sorgen.

Als Geburtstagsüberraschung schicke ich Dir die Arbeiten, die ich in diesem Monat verbrochen habe. Du wirst sehen, wie ich mich bemühe, gewissenhaft und brav zu zeichnen.

Diesen Arbeiten liegt ein anderes Prinzip zugrunde, als den in der Schule bei Herrn A. entstandenen Zeichnungen. Jene sollten wirken. Diese machen auf gar nichts Anspruch. Ich soll nur an ihnen lernen und ich hoffe, ich werde es. Ich bemühe mich, mit Genauigkeit die Konturen zu verfolgen und gebe sie durch Linien an. Die Linien widerstreben eigentlich meiner Natur, da sie in Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Wenn Du Deine Hand betrachtest, so wirst Du auch finden, daß sie nicht mit einer Linie begrenzt wird.

Aber ich sehe wohl ein, daß für mich zum Lernen die Linie notwendig ist, weil sie zu ganz genauer Beobachtung zwingt.

Lebe wohl, mein Vater! Sei innig, innig geküßt von

Deinem Kind.

Liebsten, lieben Menschen, Berlin, den 8. Februar 1898.

ich habe schon manchen Freudenlaut hier oben in meinem Kämmerchen ausgestoßen, denn das Leben ist zu schön, um es still zu ertragen.

Also so fühlt man sich, wenn man zweiundzwanzig Jahre alt ist. Mir behagt es himmlisch, himmlisch.

Laßt Euch umarmen für alle Liebe, die Ihr über mich geschüttet habt, für all die schönen lieben Briefe, die ich eben nacheinander durchstudiert habe. Ihr müßt bedenken, ich habe bis heute Nachmittag um fünf danach gedarbt. Denn da ich mich morgens bei Nacht und Nebel davonstehle, bekomme ich nichts vom Postboten zu sehen.

Heute Morgen beim Aktzeichen ging alles seinen Gang wie an gewöhnlichen Tagen.

Aber in der Frühstückspause öffnet sich mit Geraſſel die große Wellblechtür und herein treten im Gänsemarsch mit strahlenden Gesichtern Paula Ritter, Fröhlich und Meyerlein.

Die eine trägt einen Geburtstagskuchen mit zweiundzwanzig brennenden Lichtern, die zweite einen Blumenstrauß aus Kätzchen und Anemonen, die dritte das liebreizende Bild der Mona Lisa.

Schnell wurden die Staffeleien zusammengerückt und ein Festtisch hergerichtet. Mein großer Veilchenstrauß wurde geviertelt und in die verschiedenen Gelocke gesteckt und in dieser Stimmung wurde die Geburtstagsschokolade genossen.

Nachher ging es mit doppelter Lust ans Pinseln. Das ist nach dem langen Zeichnen immer eine Himmelsfreude.

Mich umgibt hier viel Liebe. Hoffentlich schadet es mir nichts, denn das muß ich sagen, die Herzen dieser famosen Mädel habe ich ganz ohne mein Zutun gewonnen.

Und ich darf weiter arbeiten, weiter lernen. Wenn man nur nicht übermütig wird vor Glück. Ich versuche es in Demut zu tragen. Ich lese jetzt Briefe und Leben von Stauffer-Bern. Der hatte ein heiliges Streben in seiner Kunst ohne irgendwelche Flausen und Mätzchen. Er gab Stunden an unserer Schule. Welch' eine ungeheure Tragik und Verwicklung der Verhältnisse knickt ihn in der besten Manneskraft!

Vielen Dank noch für dieses greifbare Liebesbündel von zu Hause. Ihr begrabt mich fast in Liebe. Es ist zuviel. Meine kleine Person und mein kleines Herz kann all das Glück nicht tragen.

Ich möchte jetzt oft mit Stauffer-Bern rufen: „Herr, was ist der Mensch, daß Du seiner gedenkest."

Eure Paula sagt Euch „Gute Nacht".

Ihr Lieben! Berlin, den 19. Februar 1898.

Also der große Tag ist vorbei. Das Kostümfest der Künstlerinnen zählt zu meinen schönsten Erinnerungen. Es steckt mir noch in allen

Gliedern und mein Herz hüpft, wenn ich an die verschiedenen netten Kurmacher denke.

Zweitausendachthundert Billetts waren verkauft. Von den geistreichen Aufführungen konnte bei solcher Menge leider nur ein kleiner Teil profitieren.

Ich selber kam als Rautendelein und trug im Haar Mutters Rosenkranz.

Karla A., die in ihrem grauen Spielmannskleid zum Verlieben hübsch war, machte meinen Kurmacher am ersten Teil des Abends. Sie spielte ihre Rolle reizend und schlug einen lieblichen mittelalterlichen Minnesängerton an.

Arm in Arm ging es durch die Menge, dann tanzten wir wieder in allerhand selbsterfundenen Figuren.

Traf mich aber ein allzu verliebter Blick von einem Teufel, Faun oder Gigerl, so bekam es der Freche mit meinem Ritter zu schaffen, der, sobald der Feind beseitigt war, mir etwas von Lenz und Liebe zur Mandoline sang.

Ein lustiger Pierrot, auf dem Kopf einer Sphinx sitzend, rief mich an: „Paula Becker aus Bremen!" Als ich ihn wieder einmal zu Gesicht bekam, mußte er mir Rede und Antwort stehen. Es war Anna St. aus Bremen, Gymnasiast bei Helene Lange, die übers Jahr ihr Abiturium machen wird, um dann Medizin zu studieren. Sie hat liebe lustige Augen und führte einen schönen Boston.

Mein Schwanz vergrößerte sich zusehends. Ein kleiner schwarzer Schornsteinfeger, die Seele von einem Menschen, half aus, wenn nichts Besseres da war. Ein fideler Jockey und Hans im Glück wechselten mit ihm.

Eine Ungarkapelle zog heran, an ihrer Spitze ein reizender Geiger mit temperamentvollen Mundwinkeln. Vier Paare tanzten nach ihrer Musik. Ein kleiner, brauner Ungar, der mir halb verzweifelt, halb verschämt berichtete, er sei aus Frankfurt an der Oder, zählte nun auch zu meinen Tänzern.

Dann kam ein tolles Schrätlein gesprungen und versuchte mich zu küssen, daß ich mich nur mit Mühe seinen Armen entwinden konnte.

Hermann, den Cherusker, liebte ich unglücklich. Es war ein feiner großer Gesell mit Riesenarmen und Riesenbeinen und einem Kopf voll roter Locken, die aus dem Helm mit den Adlerflügeln prachtvoll hervorquollen. Vom Knie abwärts steckten die Beine in Fellen.

Es war ein schöner Anblick.

Dieser Hermann hätte eigentlich Kentaur sein wollen, mit einem falschen Pferdeleib. Aber die Mutter hat's nicht gewollt. Sein Herz hatte also schon gewählt, und zwar ein feines, weißes Mägdlein, die zart zu seinem Übermaß von Kraft kontrastierte. Ich tröstete mich deshalb mit einem grünen Moosmännlein, das, auf dem Kopf den roten Fliegenpilz, gar lustig aussah. Es wurde mit Leidenschaft getanzt. Der Kehraus, den ich mit meinem kleinen Ungar tanzte, oder besser fauste, bildete einen würdigen Schluß. Als die Musik aufhörte, die keusch unter grüner Gaze versteckt saß, merkte man, gut berlinisch zu reden, seine Beinchen. Aber fein, fein wars!

Nun erkennt meine Treue an: diese ganze Epistel habe ich auf der Post am Stehpult geschrieben, nur damit Ihr rechtzeitig Euren Sonntagsgruß habt.

Eure Paula.

Berlin, März 1898.

Es ist Abend. Ich bin allein und habe mich einmal wieder gepinselt. Ich habe einen langen Tag hinter mir und erlaube mir, von Herzen müde zu sein. Darum verlangt nicht mehr zu viel von meiner Seele, die eigentlich noch ganz in Farben sitzt.

Auf heute hatte v. B. mich auf den Pepiniere-Ball eingeladen. Ich gehe aber nicht. Ich war diese Woche tief im Zeichnen und Malen, da ist man geizig mit seinen Kräften und gibt sie nicht gern für was anderes aus.

Mein Modell, ein hübsches schwarzlockiges Mädel, eine kleine Rabiata, kommt nicht, hat uns einfach sitzen lassen. Irgendein hübscher Maler hat sie uns gewiß abspenstig gemacht; — — die Welt!!

Habe ich Euch geschrieben, daß ich mich bei einer Konkurrenz beteiligt

habe? Verlangt wurde eine Serie von sechs Karten in der Größe von 7 – 14 cm. Ich habe sechs Mädchenköpfe mit stilisiertem Blumenhintergrund geliefert. In der Zeitung las ich, daß siebenhundert Lieferungen eingelaufen sind. Sie werden alle im alten Reichstag ausgestellt. Der große Schritt in die Öffentlichkeit! Bei der Menge der Bewerber ist natürlich nicht auf einen Preis zu hoffen, aber man lernt bei der Ausstellung, wie man es hätte machen sollen.

Lieber Vater, was Du mir in betreff meines scharfen Urteils über die Menschen schreibst, las ich beiden Tanten vor. Ich freue mich, von ihnen zu hören, daß ich mich im letzten Jahre gebessert habe, ich selbst habe von der Besserung nicht viel gemerkt. Mir vergeht die Zeit wie im Traum. Ich zeichne tüchtig Kontur. Manchmal geht es mir dann durch die Seele, als ob ich die Form schon ein wenig fester packen könnte, das macht mich sehr froh.

Beim Zeichnen selbst überkommt mich solch ein friedliches Behagen. Ich versuche ganz still und beschaulich hinzuschreiben, was ich sehe. Heute hatten wir eine alte Frau mit feiner Schädel- und Halsform. Da war es mir ein stilles Vergnügen, den kaum merklichen Biegungen der Linie mit den Augen zu folgen. Das hätte ich früher noch nicht verstanden.

Ich soll Euch Sachen von mir schicken? Eigentlich möchte ich sie Euch lieber in den Ferien zeigen, es gibt so manches dabei zu erläutern. Und es sagt sich alles so viel besser als in Briefen. Es ist eigenartig: ich lebe so intensiv am Tage, daß ich abends, wenn ich schreibe, immer eine Reaktion verspüre, und eigentlich ist das Schönste meines Lebens viel zu fein und zu sensibel, als daß es sich aufschreiben ließe.

Das, was ich Euch schreibe, ist nur das Drum und Dran. Es ist das Gefäß, darinnen der Duft vieler köstlicher Augenblicke ruht.

Könnte ich von dem Frieden, der meine Seele erfüllt, ein wenig mitteilen! Mein Leben ist so schön! Das Schwerste daran ist, daß ich ohne Euch und unverdient genieße.

Im Gewerbemuseum ist jetzt eine höchst interessante lithographische Ausstellung mit prachtvollen Radierungen und Farbendrucken aller Länder.

Bei Gurlitt hat ein eigenartiger Franzose, Ripple Ronais, ein Jünger Botticellis, ausgestellt.

Bei Schulte hängen die „Elfer"; Leistikow mit schönen ernsten Stimmungen. Ich brauche nur zuzugreifen, so habe ich etwas Schönes. Draußen stürmt der Frühling. Gute Nacht, das ganze Haus ist schon schlafen gegangen.

Da ist's schon wieder Sonnabend und zwar in aller Frühe. Vor meinem Fenster höre ich die Vögel tirilieren. Aus jeder Ecke kommt solch ein entzückendes Getön. Wir haben mit Freuden schon zehn Vogelarten gezählt, die im Garten nisten. Ein sanfter Regen fällt hernieder und wäscht von dem jungen Grün den Staub der letzten Tage. Der erdige Geruch strömt in mein Fenster und macht mein Herz noch froher.

In den letzten Tagen habe ich Hände gezeichnet, ein paar elegante, knochige, nervöse Frauenhände mit schlankem Handgelenk.

Alles übrige begleitet nur wie ein kleines Nebengetön den Grundton meines Lebens. Doch hatten wir einen feinen musikalischen Abend bei Regierungsrat M. Es gab Lieder von Hans Hermann, die mir viel Freude machten.

Norwegen

1898

Tagebuchblätter

Juni 1898.

Es ist abends halb zehn Uhr, noch tageshell. Wir sind nach himmlischen Tagen in unser Hotel in Christiania eingekehrt.

Sonntag mittag gingen wir in Stettin an Bord des Dampfers „Melchior"; diesen „Melchior" habe ich in meine Seele geschlossen. Vorn am Bugspriet zu stehen und in die feuchte Bläue zu sehen, war lieblich. Mir zog sich ein Schleier süß und dicht um alles Reale und ließ meinen Geist sich ausgießen über den Wassern zu schweben, nicht denkend, nur vage empfindend.

Von Zeit zu Zeit wurde der Schleier gelupft in Gestalt einer Norwegerin, zirka fünfunddreißig, Original. Sie kehrte heim zum väterlichen Strand von einer Ungarreise. Übervoll von Erlebnissen suchte sie Opfer, denen gegenüber sie sich ausschütten konnte mit unglaublich klapperschlangenähnlicher Geschwindigkeit. Sie hatte auch wirklich viel Interessantes erlebt. Briefmarkensammelnderweise geriet sie in Korrespondenz mit einer jungen Ungarin. Bilder wurden gewechselt, schließlich erfolgte eine Einladung nach Ungarn. Ahnungslos, aber mutig machte sich die kleine Norwegerin auf den Weg und geriet unter die höchsten ungarischen Magnaten, von einem Fürsten zum andern. Sie ward in Ungarn zur Berühmtheit, wurde als norwegisches Kulturtier herumgezeigt und stand in vier Zeitungen. Sie ist die Tochter des Christiania-Garnisonpredigers und hat sich ihr Reisegeld selbst verdient, bezeichnend für norwegisch fortgeschrittene Frauenverhältnisse, als Korrespondentin eines großen Handelshauses.

Meine zweite Bekanntschaft war ein junger Mann von der Jura; „Kgl. Fuldmaegtig" stand auf der Karte, die er mir in die Hand stopfte, als wir uns um zwölf Uhr nachts trennten nach einem wunderschönen Sonnenuntergang. Unsere Unterhaltung spielte sich sehr komisch in drei Sprachen ab: norwegisch, deutsch und englisch. Trotz dieser erstaunlichen Vielzüngigkeit sind, glaube ich, unsere besten Witze einander verborgen geblieben.

Nummer drei: ein Ehepaar aus Christiania. Sie, geborene Schwedin, war oder spielte steife Dame. Er hatte ein kluges, unrasiertes Gesicht. In den Mundpartien spukte der Gourmand. Die Augen betrachteten mit etwas überlegenem Hohn die Außenwelt. Er interessierte mich noch mehr, als einige Christiania-Stockphilister mir berichteten, er wäre stadtbekannt, nicht beliebt, sehr reich und verschwenderisch. Ich glaube, er ist aus engen pedantischen Verhältnissen, hat die Ketten gesprengt, hat seinem Vergnügen gelebt und ist nun auf jenem Standpunkt, wo er über die Welt lacht und die Welt, um sich nicht zu blamieren, über ihn lacht.

Mir macht es großen Spaß, solche Charaktere, die sternschnuppenartig an meinem Lebensschifflein vorbeifliegen, in ihren Grundrissen festzunageln. Wenn ich überhaupt Begabung zur Malerei habe, wird im Porträt doch immer mein Schwerpunkt liegen, das habe ich wieder gefühlt. Das Schönste wäre ja, wenn ich jenes unbewußte Empfinden, was manchmal leicht und lieblich in mir summt, figürlich ausdrücken könnte. Das überlasse ich aber kommenden Jahrzehnten.

Auf meinem schmalen Schiffsbettlein schlief ich nicht allzu ruhig. Wenn ich aufwachte, steckte ich immer den Kopf durch meine Luke. Der Himmel und das Meer strahlten in matten roten und lila Farben. Das einzig Greifbare, Wirkliche schien die tiefschwarze Welle zu sein, die das Schiff gleich unter mir barg.

In Kopenhagen machten wir eine schöne Spazierfahrt auf dem Boulevard; die Strandpromenade, auf der sich nachmittags die elegante Welt tummelt. Im übrigen machte die Stadt einen etwas eingeschlafenen Eindruck auf mich, vielleicht, weil mir das Berliner Hetzsystem noch zu sehr in den Gliedern sitzt.

Die Einfahrt in Christianiafjord, die war himmlisch. Zu beiden Seiten tauchten die blauen Berge in der Ferne auf; dunkle nähere schoben sich davor, kleine schwarze zackige Inseln lagen im Vordergrund, vor diesen wieder leichtgeschwellte weiße Segel. Das Herz mußte einem im Leibe lachen.

Nach der schönsten Überfahrt, die sich denken läßt, fuhren wir ein in den Hafen, vorbei an der guten wettergepeitschten „Fram", mit welcher

Swädrup in den nächsten Tagen wieder eine Expedition unternehmen will. Da liegen die großen Dampfer mit ihrem mächtigen wellengestreiften Spiegelbild, dazwischen fröhliche kleine grüne und blaue Fischerkähne.

Den 16. Juni, bei taghellem Lichte, im nebligen Regen, nachts um zwei Uhr auf dem kleinen Dampfer zwischen Bergen und Namsos.

Wir schifften uns ein. Eine schmale Holzbrücke führte uns auf das kleine grüne Dampfschiff. Ein ekler Fischgeruch drang uns entgegen. Er kam aus den großen Fischkästen, die auf Deck standen. Er kam aus dem Kajütenraum. Er haftete an allem.

Weiße Möwen strichen in weitem Bogen über meinen Kopf. Ihre Flügel streiften den klaren Spiegel meiner Seele und verdunkelten ihn.

Die Schwermut saß am fernen Ufer und ihre Harfe tönte von mächtigen Akkorden. Ich hörte die weichen Molltöne der großen Lebenssymphonie und ward betrübt.

Am Ufer standen Leute, den Abgang des Schiffes anzuschauen. Sie blickten herüber mit leeren Augen. Ihre Haltung verriet ein Leben ohne Inhalt.

Ich blickte auf das Meer. Es lag glatt und grau vor mir. In der Ferne stieß es an steinichte Berge. Die schauten mich an mit einem matten Blau. Ein Streifen Goldes zeigte noch, daß hier einst eine Sonne war.

Nebel stiegen auf und schlangen lange Schleier um die Berge. Und die Welt stand da in Stille und Traurigkeit.

Nur das kleine Ding, auf dem wir fuhren, ließ seine Stimme erschallen in furchtbar warnenden Tönen. Und ich hörte das Stampfen der Schraube und hörte das Rauschen der Wellen. Sonst war alles tiefe Stille.

Manchmal drang vom Lande her der einsame Schrei des Strandläufers, eintönig, traurig, grau.

★

Briefe an die Familie

Lilleon, Norwegen, den 20. Juni 1898.

. . . Da sind wir schon 3 Tage auf unserem „Rittergut" und fühlen uns schon ganz heimisch in unserem Stüblein mit den hellgestrichenen Holzwänden, den niedrigen Decken, den freundlichen weißen Gardinen und den selbstgewebten Teppichen.

Und draußen fühlt man sich noch wohler. Da geht es leuchtend grüne Grashügel auf und ab, darauf freudige kleine Birken stehen, die ihre Arme lachend gen Himmel strecken. Darüber lacht dann, wenn wir es ganz fein haben, ein durchsichtig blauer Himmel, auf dem weiches schimmerndes Gewölk dahinzieht. Es ist nur grün und blau, was hier in der Natur spricht. Sprechen kann man es eigentlich gar nicht nennen, sondern singen, flöten, jubilieren. Denn beim Anblick hüpft einem das Herz in freudigen Sprüngen. Oder, was noch lieblicher ist, es schreitet sacht und leise, kaum hörbar, und träumt von Böcklinschen Gefilden.

In der Ferne liegen die blauen Berge, von Fichten bestanden, die von der Abendsonne in ein strahlend goldenes Braun gekleidet werden. Jene holde Stimmung dauert ungefähr von neun Uhr bis elf. Alles geht hier mit himmlischer Ruhe vor sich. Es ist nicht, wie unser Abendrot, das im Nu verschwindet. Ganz in der Ferne strahlt es von weißem Schnee. Von Zeit zu Zeit, wie heute zum Beispiel, ist es recht recht kalt.

Überhaupt waren es zwei schwere Tage, ehe wir hier unser Lilleon erreichten. Mittwoch Mittag ging es ab von Christiania. Wir fuhren bis Drontheim, Ankunft morgens um 7 Uhr. Dieser Ort hat sich nicht lieblich in meine Seele eingeschrieben. Rauchende Schornsteine, Nebel, scheußliche Holzbaracken, deutsche Kellner, das sind die Reminiszenzen.

Als Stern in all dieser Dunkelheit leuchtet der alte gotische Dom, der mich mit seinen schönen großen Linien völlig wieder mit der Welt aussöhnte. Er wird jetzt renoviert, doch aufs allersorgfältigste, so daß all die alten Motive, meist noch aus den ersten Anfängen der Gotik, erhalten bleiben.

Abends um 9 Uhr ging es wieder nach Namos. Ein scheußlich kleines grünes Ungetüm von Fischdampfer nahm uns auf, das die Lüfte mit seinen Nachgerüchen verpestete. Onkel Wulf war dieser Duft liebliche Vorahnung. Ich habe ihn mehr als hundertmal verwünscht. Den nächsten Nachmittag um 5 Uhr erreichten wir Namos, einen Haufen kleiner halbfertiger Holzhäuser. Die kleine Stadt selbst ist vorigen Sommer innerhalb zwei Stunden völlig niedergebrannt. Drei Stunden Wagenfahrt und ein freundliches Zureden mit der achtzehn Jahre alten Lilleon-Mähre führten uns nun endlich zum Ziel. Wirt und Wirtin sind beides nette Leute. Sie gute Hausfrau und Köchin, schwatzt aber furchtbar gern, kommt fast zum Schluß jeder Mahlzeit herein und hält ihren Schnack.

Die hiesigen Bauernhöfe sind nicht mit den unsrigen zu vergleichen. Sie sind ein Komplex von Holzhäusern. Wenn die Leute gerade Lust haben, bauen sie sich ein neues dazu. Denn das Holz steht ihnen ja vor der Tür, und meist haben sie in der Nähe auch ein Bächlein, das ihnen im Frühling eine kleine Mühle zum Holzschneiden treibt. Onkel Wulf und ich haben fünf Zimmer und zwei Eingänge, und bewohnen erst den vierten Teil des Hauses. Was die Leute mit dem übrigen Dreiviertel des Hauses anfangen, ist mir rätselhaft. Gegenüber dem Wohnhause stehen zwei Scheunen auf pilzförmigen Holzpfosten, damit die Bodennässe und die Ratten wegbleiben. Daran reiht sich der Stall, und ein kleines Milchhäuschen. Alle diese Wirtschaftsgebäude sind, wie hier meist in Norwegen, mit einer warmen roten Farbe angestrichen, die zu dem Grün und Blau der Natur schön stehen.

Sehr komisch wirkt das „hier müssen wir alle hin" des Hauses. Es hat auf mich solch einen tiefen Eindruck gemacht, daß ich es nicht unerwähnt lassen kann. Bei der ganzen Einrichtung herrscht die Dreizahl vor, und bringt die Seele in fromme Stimmungen. Drei Stufen führen den Pilger zu der kleinen weißen Tür, die ihm den Eintritt in einen kleinen Saal gestattet. Die Wände sind lieblich mit frischen Ebereschenzweigen geschmückt, aus jeder Fuge sprießt es. Drei Fensterlein lassen gerade soviel Licht hinein, daß ein magisch malerisches Halbdunkel entsteht. In der Ferne winkt eine lange Bank von riesenhafter Höhe,

auf die man sich nur mit größter Fertigkeit schwingen kann. Und nun wieder die Dreizahl, fragend und ernst. — Drei Deckel. — Wähle. —

Nun zuletzt zur eigentlichen Hauptsache, zum Flusse, zum Namsen. Er hat die Breite der Weser und ist, wenn er sich gut benimmt, klar. Er kann aber sehr viel Unarten haben, und das Wetter kann die scheußlichsten Tricks spielen. Dabei ist der Lachs das denkbar launischste Geschöpf der Welt. Meine Seele schreit Petrus an nach Erfolg. So hat uns der gestrige Nachmittag denn auch zwei Lachse ins Haus gebracht, aber helfen kann ich es nicht, ich finde trotz alledem das Fischen einen äußerst stumpfsinnigen Sport. Da soll man drei, vier Stunden warten, bis so ein Kerl anbeißt, um dann zehn Minuten das arme Tier zu Tode zu quälen. Ich finde es so recht einen Sport um schlechte Laune zu kriegen. Bis jetzt geht es noch gut. Und es ist ganz entzückend zu sehen, mit welch knabenhafter Leidenschaft Onkel Wulf sich für die Sache begeistert. Ich behalte meine Antipathien natürlich auch weise für mich. Das Schlimmste ist, wenn ich verzogen werden soll, indem man mir eine Angelrute in die Hand drückt. Dem zu entgehen manövriere ich umsichtig.

Meinem Vater vielen Dank für seinen treuen Brief. Milly, schickst Du mir nicht eins von den Büchern? Hier in der himmlischen Natur ist die Seele so bedürftig danach, auch ein großes Stück Mensch aufzunehmen. Wie lange mein Aufenthalt dauern wird, kann ich noch nicht sagen. Das bestimmen, glaube ich, die Herren Lachse.

. . . Wir leben hier ein höchst beschauliches Leben. Ein Tag geht so schnell zu Ende wie der andere. Oder eigentlich geht er nicht zu Ende und unser Aufenthalt besteht in einer dreiwöchentlichen Helligkeit. Das Wetter hat uns höchst begünstigt, wenigstens vom menschlichen Standpunkt aus, der ja nicht immer mit dem Standpunkt der Lachse zusammentrifft.

Dreimal haben wir Ausflüge nach einem kleinen einsam gelegenen Waldsee gemacht. Der Erfolg dieser Expedition waren kleine rotgefleckte Forellen, von denen, ich muß es mit Grausen berichten, einige meiner Angel zum Opfer fielen. Nun verfolgen mich die Seelen dieser

Fischlein und mein Rouleaux, welches ein Muster von Punkten hat mit Kreisen darum, blickt mich jetzt an wie eine Ewigkeit von Fischaugen.

Heute morgen wurde das Vieh unseres Gehöftes hinaufgetrieben zur Sennhütte. Das ist ein langer Weg, darum sollte zeitig aufgebrochen werden. Da waren zuerst die beiden Pferde mit Schlafdecken, Milchkübeln und allem möglichen Hausrat behangen, geführt von dem malerisch schmutzigen Kuhjungen. Wir begleiteten sie und stießen am Saume des Waldes auf das andere Vieh. Das gab ein fröhliches Getümmel, die Schafe, die hübschen bunten Kühe und das muntere Zicklein.

Hinterher in bedächtigem Schritt die betagte Sennerin und das kleine rothaarige Töchterlein unseres Bauern.

Daß ich von Lachs und Forellen lebe und reichlich schöne Flöde bekomme, weißt Du. Aber hast Du schon mal vom richtigen Beine eines wehrhaften Elks gespeist? Im Ganzen hört sich die Sache schöner an als sie ist, aber neulich hätten wir beinahe zwei Elke aufgestöbert.

Wir wandelten durchs Moor, ungefähr bis zu den Knöcheln im Sumpf, woran man sich aber sanft gewöhnt. Da brachen sie vor uns los, wir hörten es in den Büschen krachen, der Junge vor uns hatte sie noch eben gesehen.

Uns blieb nur ihr schrecklicher Nachlaß, nämlich ein ungeheurer Fliegenschwarm, der sie umgeben hatte und sich jetzt auf uns stürzte. Mir benahm die Sache Hören und Sehen, so daß ich schnurstracks in den Sumpf hineinraste, was mir natürlich Hohn einbrachte. Ich fand es aber furchtbar und wundere mich nur, daß Dante sich nicht Fliegenschwärme für sein Inferno ausgedacht hat.

Mein Leben fließt jetzt dahin wie ein stilles Wässerlein, dem die Sonne Silberglanz verleiht. Die Sonne kann hier wirklich Unglaubliches zaubern. Nach zwei grauen Regentagen trat sie gestern hervor mit ihrer Wärme und ihrem Gold, und es ward eine Pracht und Herrlichkeit; ich wandelte umher wie im Märchen mit froh verwunschenem Herzen.

Die kleinen Birken jubelten und geigten auf ihren grünen Hügeln

und die weißen Lämmerwölklein lachten am blauen Himmel und die sanften grauen Erlenstämme wurden noch sanfter.

Ich ging auf meine Klippe ganz nahe hin zum Wasser und sang hinein in das wirbelnde Gesprudel. Und schlanke große Fichtenstämme kamen das Wasser hinuntergeschwommen, tauchten unter, tauchten wieder auf und leuchteten mir zu.

Das Wasser leckte mit seinen weißen Zungen hinauf an meiner Klippe und ich mußte lachen, daß es mich doch nicht fangen konnte und spielte mit ihm. Und die kleine Bachstelze kam mit ihrem schwarzen Käpplein und ihrem schwarzen Brüstlein und wippte und piepte, und wir vergaßen die Feindschaft zwischen Menschen und Tier und saßen ein Weilchen ruhig nebeneinander und freuten uns.

Abends liest Onkel W. vor und ich zeichne und es ist sehr gemütlich. Das Leitmotiv unserer Tage, das dringend und dringender durch alles hindurchdringt, ist — Lachs!

Gestern riß der Köder ab, heute die Schnur. Zwei große Fische gingen dadurch verloren. Der Fluß ist nicht immer im rechten Zustand, er ist trübe, er ist zu hoch, er ist zu niedrig. Das Wetter ist nicht das richtige, es ist zu warm, es ist zu kalt, es ist zu windig.

So ein Lachs stellt viele Vorbedingungen, ehe es ihm überhaupt einfällt, an den Köder zu beißen. Wenn schließlich aber einer so freundlich ist, so freut sich Onkel W. wie ein Knabe und hat seinen Sport und beschreibt mir hinterher haarklein, wo und wie sich das große Ereignis abspielte.

Ich zeichne und male viel. Zuerst machte ich mich an die Landschaft. Die wirkt aber so himmlisch einfach in Farben und Form, es würde ein jahrelanges Studium brauchen diese Einfachheit ohne Roheit wiederzugeben. So habe ich nun das kleine Kalb gemalt und die Hühner, und ich zeichne viel.

Sehr schade ist, daß man nicht wandern kann. Auf zwei Seiten liegt der Fluß, auf zwei Seiten Gebirge und Moor. Man kann eigentlich nur eine Viertelstunde gehen und kommt dann schon ans Ende der Welt. Diese Gefangenschaft hat etwas Beängstigendes.

Aber so kalt wie Ihr Euch die Sache denkt ist es durchaus nicht.

Wohl klappern manchmal die Glieder und im Ofen kracht dann ein fröhliches Holzfeuer. Wenn aber die Sonne scheint, so sticht sie schier mehr als bei uns. Das macht die dünne durchsichtige Luft.

In vierzehn Tagen kehre ich, denke ich, heim. Onkel Wulf bleibt noch hier, um auf Schneehühnerjagd zu gehen.

★

Tagebuchblatt

Unter dem Faulbaum

Ich lag unter dem Faulbaum. Meine Seele war ganz einem Zauber hingegeben. Ich blickte hinauf in seine Blätter. Die Sonne färbte sie leuchtend gelb. Und so standen sie auf ihren feinen roten Stielen und lachten auf zum Himmel.

Der war tief blau mit einem weißen Wölklein. Diese Bläue stand gar lieblich zu dem Gelb der Blätter. Und es kam der Wind und spielte mit ihnen und wendete sie um, so daß ich ihre blanke Oberseite sah. Und er kam auch hernieder zu mir und brachte mir Arme voll süßen Duftes.

Der Faulbaum blühte und das war das Schönste an ihm. Denn sein Geruch erfüllte die weichen Lüfte und legte sich auf mich traumhaft, leise, und sang vor meiner Seele ein Märlein von Zeiten, da ich noch nicht war und nicht mehr sein werde.

Und mir ward wundersam lieblich zumute. Ich dachte nichts. Aber mein ganzes Sein in allen seinen Adern empfand.

So lag ich lange. Und ich kam wieder zu mir selbst, zu dem Wind und der Sonne und zu dem fröhlichen Gesumme der Insekten um mich her.

Ja, die liebten auch den Faulbaum und seine Blüten und umschwirrten ihn. Und es waren Bienen da mit ihrem fleißigen Summsen, die flogen eifrig hin und her. Und waren da goldbraune Hummeln. Die brummelten über meinem Kopf und ließen es sich wohlig sein in ihrem warmen Pelzlein. Und war da viel Fliegenvolks. Das steckte manch schwarzes Rüsselein aus und wetzte und streckte die feinen Beinchen.

Und surrte da auch manch munteres Mücklein und geigte sein hohes Geiglein in Freuden.

Und es wiegten sich in der Sonnenblütenwärme die Libellen, die Wasserjungfern mit den schlanken Leibern und den schillernden Flügeldecken.

Dazwischen flog von Zeit zu Zeit ein Flöcklein von dem Weidenbaum am Ufer. Das lachte in seinem Geschimmer und war so schimmernd weiß gegen den blauen Himmel gleich einem Wölklein.

Ja, und daß ich es nicht vergesse, den großen Fluß hörte ich auch, denn der war hinter den Weiden. Nicht sein großes ruhiges Dahingleiten hörte ich, aber wenn er sich an einem Fels stieß und sprudelte, oder am Rande rieselte zwischen den bunten Kieseln.

Und das Ganze gab ein solch anmutiges Konzert von Freude, Friede und Seligkeit, daß meine Seele ihre Schwingen weit ausspannte und getragen wurde von der allgemeinen großen Freude der Kreatur.

★

Brief an die Familie

Lilleon, Norwegen, den 3. Juli 1898

Da komme ich endlich einmal wieder zu Euch, das heißt schriftlich, denn in Gedanken bin ich oft in Eurer Nähe, vielleicht ein wenig zu oft, denn ich freue mich auf zu Hause.

Ich habe mich hierher geflüchtet mit meinem Schreibzeug, hierher unter den blühenden Faulbaum. Und es ist ein wonniges Plätzchen. Die ganze Luft ist mit diesem einlullenden Duft durchschwängert. Doch die kleinen fidelen Birken mischen ihren würzigen Geruch dazu. Und diese Mischung ist dann etwas ganz Allerliebstes, was man immer wieder mit Wohlbehagen in sich aufnimmt. Meine Faulbäume werden von Hunderten von Insekten aufgesucht, so daß um mich herum ein lieblich sommerliches Gesumme entsteht. Dann gibt es noch Schierling und Spiräen und den Löwenzahn mit seinen gesponnenen Traumköpfen. Geradeaus stehen die Weiden, die eben erst blühen, und mir

hin und wieder durch den Wind eine ihrer Schneeflocken schicken. Und hinter diesen Weiden ist der Fluß, der Namsen, der sich in diesen Tagen äußerst schlecht benimmt, da er rapide fällt, so daß in den letzten sechs Tagen nichts zu fangen ist.

Die ersten sechs Lachse sind leider schon den Weg alles Fleisches gegangen. Und meine Hoffnung, daß Ihr einen schönen geräucherten kriegen solltet, war eitel. Väterle, wie gern träte ich Dir meinen Forellen- und Lachsanteil ab!

Diese Fischlosigkeit drückt auf mir, obgleich Onkel Wulf seinen Kummer süß hinunterschluckt. Aber er hat ja nichts zu tun. Jetzt streicht er schon aus Überfluß an Kraft die Fensterrahmen unseres Schlosses grün an. Oder wir stehen zusammen am Strand und werfen „Butterbemmen". Ich fühle mich dann so in die Zeit zurückversetzt, als Mutter mit uns ins Gehege ging, auf die Sandhalbinsel in der Elbe, und betreibe das Geschäft mit ganzer Leidenschaft.

Oder wir rollen große Fichtenstämme, die der Strom ans Land geschwemmt hat, wieder hinein in die Fluten. Denn bei diesen reißenden Flüssen wird wenig geflößt. Die Stämme werden einfach oben ins Wasser hineingeworfen und unten wieder aufgefangen. Bei der fabelhaften Ehrlichkeit der Leute kommt dabei nichts abhanden. So ist oft der ganze Fluß voll dieser großen Stämme. Abends malt die Sonne sie goldgelb, und dann strahlen sie lieblich in dem blauen Wasser.

Die Bücher haben mein Herz erfreut. Ist dieses Jacobsen-Zusammentreffen nicht merkwürdig? Nach seinen sechs Novellen sehnte ich mich gerade etwas mehr von ihm zu kennen. Ich habe bis jetzt nur die Marie Grubbe gelesen, und bin noch vollständig im Banne dieser Bilder, die das Buch einem vorzaubert. Ich habe es ganz, ganz langsam gelesen, mich langsam mit kleinen Dosen berauscht. Teils hier unter meinem Faulbaum, teils an der Klippe beim Wasserfall, denn das ist auch einer meiner Lieblingsplätze. Da sitzt man so zwischen all dem mächtigen Gebrause und der Leidenschaft des Elementes ganz still und klein und fühlt es doch in sich klopfen.

Mit dem Niels warte ich noch ein paar Tage. Ich finde, man darf solche Bücher nicht so schnell nacheinander lesen. Daß Vogeler den

Jacobsen illustriert, wundert mich. Wohl kann ich mir denken, daß es ihn reizt, all die vielen Bilder, die in seinem Innern erweckt sind, niederzuschreiben. Aber ich finde, selten bedarf ein Dichter weniger der Illustration als Jacobsen. Ich finde es auch tausendmal künstlerischer, im Sinne des Dichters, wenn man das Bilden der Phantasie des einzelnen Individuums überläßt. Ich freue mich jedoch auf die Sachen schon. In ihrer Art, als Kunstwerk für sich, unabhängig von dem Buche, sind sie gewiß bezaubernd.

Ich freue mich überhaupt auf Worpswede, und auf das, was dort in diesem Jahre entstanden ist. Ich freue mich überhaupt auf Euch alle, auf jeden Einzelnen von Euch. Ich freue mich auf mein Atelier, für das ich schon neue Pläne habe. Ich hoffe, dieser fischlose Fluß wird Onkel Wulf von hier vertreiben, in fischreichere Gegenden. Dann werde ich heimwärts segeln. Jetzt habe ich nicht den Mut ihn zu verlassen. Ich finde, für all das Schöne, was ich genossen, muß ich jetzt auch ein bißchen zappeln.

Nachbarn gibt es wohl, ein paar fischende Engländer, eine Viertelstunde weiter hinauf, aber wir sehen nichts voneinander, was mir sehr behaglich ist. Mit dem Norwegischen geht es so so. Ich kann mich den Leuten wohl verständlich machen, aber das Land ist ein schlechter Platz um die Sprache zu erlernen, die Leute sprechen einen grausam scheußlichen Dialekt und können das reine Christianianorwegisch schwer verstehen.

Eben eröffnet mir Onkel Wulf, er mache eine Nordlandreise nach Tromsö durch die Lofoten. Er will mich mitnehmen, der Gute. Ich brauche mich noch nicht zu entscheiden. Mein „Nein" steht mir aber fest. So werde ich denn bald heimkommen.

Seid alle geküßt von Eurer Paula.

★

Der Herbst und Winter 1898/99 verzeichnet im Leben Paulas bedeutende Wendepunkte; sie übersiedelt für die Dauer nach Worpswede, die volle Selbständigkeit der Arbeit entwickelt sich. Ganz tief taucht sie in die sie umgebende Natur und ihre Menschenart unter. Eine

Schweizerreise im Sommer 1899 unterbricht kurz das intensive Studium. Der Schluß dieses Jahres bringt auch äußerlich einen Abschluß: ein erstes künstlerisches Heraustreten vor die Öffentlichkeit. Das Ergebnis ist negativ; lakonisch bemerkt Paula dazu in einer Aufzeichnung: „Im Dezember 1899 die erste Ausstellung meiner Bilder in der Bremer Kunsthalle. Arthur Fitger donnert alles in Grund und Boden."

Worpswede

1898–99

Brief an die Familie

Liebsten, Worpswede, den 18. September 1898.

also mir geht es weiter gut. Am Montag konnte ich ja meiner lieben Mutter nicht mehr Lebewohl sagen. Vom Armenhause war ich zu Vogeler gewandert und glaubte Euch dort zu finden. Statt dessen kam ich in ein großes Tohuwabohu. Das Dach lag auf dem Rasen neben dem Hause und Vogeler stieg verträumt die Leiter vom Dachstuhl herab. Als ich dann weiter meines Weges wandelte, oben an der Sandkuhle vorbei, sah ich unten im Tale Euer Karößlein. All mein Rufen und mein Armwinken brachten Euer Fahrzeug nicht zum Stehen. So tröstete ich mich denn, daß es keine Trennung für die Ewigkeit sei.

Seitdem wandle ich getreulich morgens und nachmittags zu meiner Mutter Schröder ins Armenhaus. Es sind ganz eigenartige Stunden, die ich dort verbringe. Mit diesem steinalten Mütterlein sitze ich in einem großen grauen Saale. Unser Gespräch verläuft ungefähr so. Sie: „Jo, komt Se morgen wedder?" Ich: „Ja, Mudder, wenn Se's recht is?" Sie: „Djo, is mir einerlei – – –." Nach einer halben Stunde beginnt dies tiefsinnige Gespräch von neuem. Dazwischen kommen aber höchst interessante Episoden. Dann hat die Alte eine Art von Halluzination. Dann beginnt sie irgendwelche Jugendbilder zu erzählen. Aber so dramatisch in Rede und Widerrede, mit verschiedenem Tonfall, daß es eine Lust ist, zuzuhören. Man möchte alles gleich zu Papier bringen. Leider verstehe ich nicht alles. Und fragen darf man nicht, sonst kommt sie aus dem Konzept und kehrt in ihr Jammerdasein zurück. Auch die Nachtszenen, die sie mit unserer steinalten Olheit verlebt, wenn jene aus dem Bett gefallen ist und jammert, sind druckfähig. Und zwischendurch muß die arme Seele nach „boben".

Neben dieser Sibyllenstimme klingt noch ein liebliches Gezwitscher an mein Ohr. Das ist das kleine fünfjährige blonde Mädel, das seine Mutter ungefähr zu Tode prügelte und das jetzt zur Erholung die

Armenhausgänse hüten darf. Nun hat sich dies Persönchen in ein Gewebe von Traum und Märchen eingehüllt und hält liebliche Zwiegespräche mit ihrer weißen Schar. Dazwischen kräht sie langsam: „Freut euch des Lebens" — und versetzt einem naseweisen Huhn eins mit der Gerte. Mir ist ganz wunderlich in dieser Umgebung.

★

Tagebuchblätter

Den 4. Oktober 1898.

Ich ging durch das dunkle Dorf. Schwarz lag die Welt um mich her, tiefschwarz. Es war, als ob mich die Dunkelheit berührte, mich küßte und streichelte. Ich war in einer andern Welt und ich fühlte mich selig da, wo ich war. Denn es war schön. Und ich kam wieder zu mir und war froh, denn hier war es auch schön und dunkel und weich, wie ein lieber, großer Mensch. Und die Lichtlein leuchteten in den Häusern und lachten hinaus auf die Straße und mir zu. Und in mir lachte es wider, hell und freudig und dankbar. Ich lebe.

Mein Modell, der alte Jan Köster, sagte heute, nachdem er drei Stunden stillgesessen hatte, in ironischem Ton: „So, dat Sitten is 'ne Lust. Min Arsch is ganz blind."

Der alte von Bredow aus dem Armenhaus, der hat ein Leben hinter sich! Jetzt lebt er im Armenhause und hütet die Kuh. Sein Bruder wollte ihn vor Jahren in die ordentliche gesetzte Welt bringen. Aber der Alte hat seine Kuh und sein Träumen so lieb gewonnen. Davon läßt er nicht mehr. Jetzt hält er die Kuh am Gängelbande, geht mit ihr auf der gelbgrauen Wiese, gibt ihr bei jedem Schritt eins mit der Gerte und philosophiert. Er hat studiert. Dann war er Totengräber während der Cholera in Hamburg. Dann wieder sechs Jahre Matrose, hat überhaupt wohl doll gelebt, ergab sich dem Trunke, um zu vergessen und hat nun im Armenhause Abendfrieden.

Den 18. Oktober 1898.

Heute zeichnete ich ein zehnjähriges Mägdlein aus dem Armenhaus. Seit acht Jahren ist sie da, sie und ihre kleine Schwester. Sie hat vier

Hausväter erlebt, spielt mit dem kleinen Karl des jetzigen, der sie sehr liebt ... „Und wenn ich Kinder hätte, könnte sie mit denen auch spielen." Sie kann nicht hören, wenn eins Schläge kriegt, dann läuft sie hinaus in den Garten. „Nachsagen" tut sie auch nicht, nur wenn Meta Tietjen ihr die Strickstöcke wegnimmt, „dat geiht jo nich," oder wenn sie sagt, daß die aus dem Armenhaus Läuse hätten, und sie sind doch immer so reinlich gekleidet. Und sie könnte so froh sein, daß sie als kleines Kind ins Armenhaus gekommen ist, da wüßte sie von nichts von. Sie hätte es so gut, sagt sie mit strahlendem Gesichtlein. Mit wie wenig ein gutes Herz doch zufrieden ist.

Und wie gut habe ich es dagegen. Heute ist mir ein großes Fenster in die Wand gebrochen. Nun ist es Licht in meinem grün blauen Stübchen. Allmählich wird alles geregelt. Das anregende Neue wird zur süßen Gewohnheit und in mir wohnet stiller Frieden. Das ist, glaube ich, die Stimmung, in der ich arbeiten und lernen kann. Mackensen kommt alle paar Tage und gibt eine famose Korrektur. Es tut mir gut, mit ihm umzugehen. Es brennt solch ein Feuer in ihm für seine Kunst. Wenn er davon spricht, hat seine Stimme einen warmen vibrierenden Klang, daß es in mir selber bebt und zittert. Wenn er Dürer zitiert, so tut er es mit einer Feierlichkeit in Ton und Gebärde, als wenn ein frommes Kind seine Bibelsprüche hersagt. Sein Gott ist Rembrandt. Ihm liegt er voll Bewunderung zu Füßen und folgt inbrünstigen Schrittes seinen Spuren.

Vogeler geht in diesen Tagen nach Dresden. Schade, daß er nicht hier bleibt. Der ganze Mensch wirkt märchenhaft auf mich. Ich habe neulich seine Magda besucht, das Lehrerstöchterlein. Die ist auf allen seinen Bildern. Er zeichnete sie schon, als sie noch zur Schule ging, und machte ihr kleine Geschenke. Als sie größer wurde, wollte Mackensen ihr lehren, Photographien zu vergrößern in Kreide, um damit Geld zu verdienen. Vogeler sagte aber, das wäre nichts für sie; Blumen sollte sie zeichnen. Jetzt stickt sie für ihn Wandschirme und Matten und lebt sich tief hinein in den Märchengeist seiner Kunst. Dann sitzt sie tagelang in seinem Atelier und er zeichnet sie unaufhörlich, oder er sitzt still neben ihr auf dem Sopha in ihrer Wohnstube und zeichnet sie. Jetzt

geht sie nach Berlin auf die Kunstgewerbeschule, um das Zeichnen und Sticken zu lernen. Und was dann wird? Er hat sein Haus vergrößern lassen. Für mich ist das Verhältnis zu zart und zu träumerisch, als daß es so einen Allerweltsschluß haben sollte.

Den 24. Oktober 1898.

Ich war einen Abend bei am Endes, der wirkte wie warmer, lauer Frühlingsregen und Frühlingssonnenschein auf mein Gemüt. Die Zartheit der Liebe, mit der diese beiden Menschen verkehren, durchleuchtet ihr ganzes Häuslein mit rosenrotem Licht. Und jeder, der diese Atmosphäre atmen darf, muß auch zart und weich werden. Er ist eine weiche Künstlerseele mit strengem, keuschem Formensinn. Dürer und Donatello, Botticelli, die liebt er. Die hängen in schönen ernsten Rahmen an seinen Wänden. Und er lauscht den Schwingungen der andern Seele. Er versteht das Unausgesprochene und antwortet unausgesprochen. Dieses Zwiegespräch bringt das ganze Sein in liebliche Schwingungen. Und dann sein Weiblein. Sie hat ein Herz, vor dem man knien möchte. Sie haßt die Spinnen. Sie haben für sie etwas Niedriges. Und doch, wenn sie in ihrem Schmuckkästlein von Haus eine findet, nimmt sie ihre Feindin mit ihrer großen Liebe in dem kleinen Herzen und setzt sie hinaus vors Fenster, auf daß sie doch froh weiterlebe.

Den 29. Oktober 1898.

Mackensen ist in Amsterdam gewesen bei der Rembrandt-Ausstellung. Der ganze Mensch ist durchglüht von einem heiligen Feuer für „diesen Giganten, diesen Rembrandt". Das Gesunde, das Urdeutsche, das liebt er mit Leib und Seele.

Er hat zum ersten Male das Meer gesehen. Sie sahen von ferne einen Reiter; der hielt, stieg ab und machte etwas am Sattel zurecht. Und sie fragten ihn: „Wo ist das Meer?" Und er erhob die Hand und sagte: „Ihr hört es rauschen."

Er hat einen Mann sitzen sehen in der Dämmerung, auf weißen Birkenspänen sitzend, weiße Holzschuhe schnitzend. Wenn das einer malen könnte, wäre er größer als sie alle.

Er ist oft hart und egoistisch. Aber vor der Natur ist er so wie ein Kind, weich wie ein Kind. Dann rührt er mich. Dann kommt er mir vor, wie ein alter, stolzer Krieger, der seine Knie vor dem Höchsten beugt.

Ich habe eine junge Mutter gezeichnet mit dem Kinde an der Brust, in ihrer rauchigen Hütte sitzend. Wenn ich das einmal malen kann, was ich dabei empfunden habe! Ein süßes Weib, eine Karitas. Sie nährte den großen einjährigen Bambino. Und das vierjährige Mädel mit den trotzigen Augen, die haschte und griff nach der Brust, bis sie sie bekam. Und das Weib gab sein Leben und seine Jugend und seine Kraft dem Kinde in aller Einfachheit, und wußte nicht, daß es ein Heldenweib war.

Mackensen hat einen Mann einen goldenen Herbstbirkenbaum fällen sehen. Und er trat nahe heran. Der Mann rief: „Nehmt Euch in acht!" Und der Baum fiel. Da lag all das Gold zu seinen Füßen. Das war schön.

Ich habe wieder meine junge Mutter gezeichnet. Diesmal draußen in freier Luft. Sie ist in jeder Stellung lieblich und man möchte hundert Bilder von ihr machen. Wenn man das erst könnte! Diesmal steht ihr bräunlicher Kopf gegen eine rote Ziegelwand. Später muß ich sie noch einmal mit der weißen Lehmhütte, die der alte Renken selbst gebaut hat, als Hintergrund, malen. Darauf steht sie dunkel und warm. Und dann mal mit den dunkeln Kiefern als Hintergrund. Ach!

Mir ist, als säß ich in der Ewigkeit
Und meine Seele waget kaum zu atmen,
Mit enggeschloßnen Flügeln sitzet sie
Und lauschet großen Auges in das Weltall.
Und über mich kommt eine sanfte Milde
Und über mich kommt eine große Kraft,
Als ob ich weiße Blumenblätter küssen wollte
Und neben großen Kriegern große Kämpfe fechten.
Und ich erwache, voll Bewunderung schauernd . . .
So klein, du Menschenkind! Und doch so riesengroß
Die Wogen, die dir deine Seele küssen.

Ich lausche in die dunkle Ecke meiner Kammer,
Wie große, stille Augen schaut es wider,
Wie große, weiche Hände, die mir den Scheitel streichen.
Und Segen fließt durch jede Faser meines Seins.
Das ist der Friede, der hier bei mir wohnet . . .
Zur Seite brennt vertraulich mir die Lampe,
Schnurrt wie im Traum an ihrem Lied des Lebens.
Aus dem Gedämmer schimmern weiße Blumen,
Sie zittern schauernd, denn sie ahnen Zukunft.
Mit leichtem Flügelschlag umkreist die Fledermaus mein Lager.
Und meine Seele schaut des Lebens Rätsel,
Zittert und schweigt und schaut.
Und neben meinem Lager surrt die Lampe
Ihr Lebenslied.

Den 11. November 1898.

Abends zeichne ich jetzt Akt, lebensgroß. Die kleine Meta Fijol mit ihrem kleinen frommen Cäciliengesicht macht den Anfang. Als ich ihr sagte, sie solle sich ganz ausziehen, antwortete das kleine energische Persönchen: „Nee, dat do ick nich," ich brachte sie zu Halbakt und gestern, durch eine Mark, erweichte ich sie ganz. Aber innerlich errötete ich und haßte mich Versucher. Sie ist ein kleines, schiefbeiniges Geschöpflein, und doch bin ich froh, wieder einmal einen Akt in Muße zu betrachten.

Ich lese jetzt das Tagebuch der Marie Baschkirtseff. Es interessiert mich sehr. Ich werde ganz aufgeregt beim Lesen. Die hat ihr Leben so riesig wahrgenommen. Ich habe meine ersten zwanzig Jahre verbummelt. Oder wuchs ganz in der Stille das Fundament, auf dem die nächsten zwanzig Jahre aufbauen sollen?

Du

Sie war elf Jahre alt und träumte noch mit Innigkeit den Traum des Kindes. Sie war noch nicht aufgewacht zu dem, was wir große Leute das Leben nennen. Sie liebte im Garten zu sitzen neben den Blumenbeeten. Sie sprach mit dem Goldlack und den Reseden. Die

dufteten sie lieblich an und sie verstand ihre Sprache und lächelte ihnen zu. Und die Blumen freuten sich der braunen Augen, über denen noch ein blauer Traumschleier lag. Sie blühten und dufteten noch lieblicher als zuvor, erzählten in ihrer Sprache manch holdes Märchen ... Das Mägdlein hatte vor jedem Ohr ein Schelmenringellöckchen hangen und hinten rieselte es gleich vielen goldenen Bächlein, zart und weich. Und die Sonne hatte ihr Vergnügen daran und ließ darauf erklingen süße Melodeien.

Das Kind saß im Garten bei den schlanken weißen Narzissen und flüsterte mit ihnen. Die wiegeten sich auf ihren graugrünen Stengeln und fächelten mit den schmalen Blättern und sprachen ihre Sprache. Und die Lüfte waren durchschwängert mit ihrem Duft und umweheten das Mägdelein berauschend. Und die eine der Narzissen, die frömmste unter ihnen, mit dem schneeweißen Angesicht, bat die Schwestern, nicht so lockend zu duften, damit des Mägdleins Sinne nicht erwachten. Und sie dufteten leise und lieblich. Das Mägdelein aber wendete sich zu den großen goldbraunen Hummeln und redete mit ihnen. Sie faßte sie an mit ihren Fingerlein und setzte sie in honigreiche Kelche, daß sie niedertropften unter der schweren Last. Die großen Hummeln brummten dankbar. Erzählten von ihrer Königin und vergaßen ganz, daß sie einen Stachel hatten.

Neben dem Narzissenbeet aber lief ein gelber Weg. Und den Weg entlang lief auf der andern Seite ein rosa-lila Geflimmer von duftenden Levkojen. Hinter diesen Levkojen stand die hohe Planke, die den Garten von dem Nachbargarten trennte. Das Kind hatte nie darüber hinweggesehen, auch nie daran gedacht, was dahinter wohl sein konnte. Es war aber etwas dahinter. Das stand auf den Zehenspitzen und versuchte, durch das Astloch in den Garten zu gucken, aus welchem es so süß duftete.

Und er sah das Kind durch die Blumen, und seitdem hat er oft hindurchgeguckt; er stand oft stundenlang atemlos vor dem Loch in der Planke. Und es war ihm wie ein Märchen und kam über ihn wie ein Traum, wie ein heilig Schauern in sich, und wagte nicht, sich zu rühren. Einmal hat er sich nicht mehr halten können vor Neubegierde und hat

inbrünstig geflüstert durch das Loch: Du, du. Da hat das Mägdlein aufgeschaut aus ihrem Traume. Weil es aber niemanden sah, dachte es, die Blumen spielten Versteckens mit ihm. Dem Knaben aber jenseits der Planke war es gewesen, als ob der Himmel sich auftue und er hineinschauen dürfe in all die Pracht. Das Herz hat ihm schier stillgestanden vor Freude. Und hatte kein Wörtlein mehr zu reden gewagt. Aber die Augen hatten in seine Seele gebrannt wie zwei Sonnen, wie Sonnen, die aus südlichen Landen kommen, wo die Menschen nicht kämpfen und ringen müssen mit der Erde um ein wenig Brot, wo sie dahingehen und träumen und dichten gleich Kindern. Jene Sonnenaugen konnte der Knabe nicht vergessen. Er bewahrte sie in dem reinsten Kämmerlein seines Herzens und freute sich ihrer.

Es waren Jahre vergangen. Die Levkojen und Narzissen aus dem Blumengarten standen nicht mehr. Es waren andere Hummeln, die über andern Blumen brummten. Und andere Träume wurden geträumt. Meine Seele war traurig beim Anblick dieser neuen Gärten. Ich schlich mich fort von ihnen und ging hinein in die Stadt. Vor dem Eingang der Kunstausstellung blieb ich stehen, zögerte einen Augenblick und trat ein. Ich ging durch viele große Säle. Mein Auge streifte flüchtig hin über die Bilder, mein Herz aber war bei den alten Levkojen und Narzissen und bei den alten Träumen. Plötzlich stand ich vor meinem Bilde. Ein Paar Sonnentraumaugen lagen auf mir und brachten Frühling in meine Seele. Sie gehörten einer ernsten, stillen Jungfrau. Vor jedem Ohre hing ihr ein Schelmenringellöckchen. In den Händen hielt sie zu jeder Seite eine weiße, schlanke Narzisse. Es kam ein Zittern in meine Seele. Und unter diesem Bilde stand in feinen Lettern geschrieben: „Du". Die Leute, die vorbeigingen, die Alltagsleute, die schüttelten den Kopf und wußten mit dem „Du" nichts anzufangen. Die braune Hummel aber, die durchs Fenster hineingeflogen kam, die wußte es. Es war eine traurige Geschichte. Ihre Großmutter hatte es ihr oft erzählt, als sie noch klein war ... Und ich? Ich wußte es auch.

★

Brief an die Familie

Liebsten, Worpswede, den 25. November 1898.

... ich lebe währenddem weiter, zeichne, zeichne, zeichne und sehne die Zeiten herbei, wenn ich das erst kann, was ich jetzt möchte. Eigentlich habe ich aber doch einen riesengroßen Malkater, den größten meines bisherigen Lebens. In diesem Klima scheinen solche Art Kreaturen zu gedeihen und sich üppig zu entfalten. So einsichtsvoll ist er aber doch, daß er neben sich noch feine, ganz eigene Stimmungen aufkommen läßt, die mir das Leben reich und schwerhaltig machen: einen Sonnenuntergang mit Glockengeläute, einen Besuch bei einem alten Weiblein mit einem Fuß schon in der andern Welt, die Gedanken noch einmal licht aufflackernd vor der großen Katastrophe. So erzählte sie in den schönen kräftigen Worten des Volkes mit halbgebrochenem Atem von Geburt, Heirat und Tod. Wenn diese Leute mal Gedanken haben, so lauscht man ihnen wie gebannt, meist reden sie aber nur Formel, nur leere Worte, um überhaupt zu reden. Das ist furchtbar und läßt die Gattung einem so niedrig erscheinen.

Jetzt ist die Zeit der Spinnstuben. Jetzt wandern die alten Weiblein von Haus zu Haus mit ihrem Spinnrad. Die Männer verarbeiten dann die Wolle zu den Strümpfen. Sogar mein Garwes strickt in seinen freien Stunden.

Am liebsten gehe ich zum alten Renken „achter de Dannen", (die Kiefern sind). Der bindet seine Besen, macht manchen lustigen Schnack, wiegt sein Enkelkind auf dem Schoß, dem er unermüdlich ooaa, ooaa auf zwei Tönen vorsingt. Sagt die junge Mutter dann mit einem Schelmenblick: dat Lied kennt se nu all, so erfindet er flugs was Neues und singt nun aaoo, aaoo. Die Menschen haben sich untereinander so innig lieb, hier eine Seltenheit, und lassen Welt Welt sein, was für sie so viel heißt wie Worpswede, Worpswede.

Mein Abendakt macht mir viel Freude. Obgleich das kleine Mädel X-Beine hat, bewegt es sich doch mit solch naiver Grazie. Mackensen ließ sie heute wohl zwanzig verschiedene Stellungen machen. Jede einzelne hätte man festhalten mögen.

Ich lese jetzt Bismarck-Briefe. Der große Mann tritt einem so menschlich nahe. Wenn er von Jägerei, Frauen und Natureindrücken spricht, schattiert er für mich in Onkel Wulf hinein. Bismarck, Werther, Marie Baschkirtseff, Worpswede, alles in einem kleinen Kopf. Ich komme mir doch hier eigenartig vor. Schaue auf das Getriebe der Welt wie vom ersten Rang, und, wie es zu meinem Platz gehört, denke mir nicht viel dabei. Bis jetzt spielte man auf seiner kleinen Bühne doch eine ziemlich große Rolle. Das Spielen hat nun aufgehört. Man ist einfach. Man dehnt sich aus, zieht sich zusammen, ohne vom Publikum geniert zu werden. Ganz selten wünscht sich die Eitelkeit einen kleinen Sporn, einen Sporn, wie ihn nur die Welt geben kann. Wenn es auch ein Tritt ist, so fühlt man doch, daß man wichtig genug ist, getreten zu werden. Das ist aber nur selten und nicht in den höchsten Momenten, in denen man sich gar nichts wünscht.

★

Tagebuchblätter

Den 15. November 1898.

Tagebuch der Marie Baschkirtseff. Ihre Gedanken gehen in mein Blut über und machen mich tief traurig. Ich sage wie sie: wenn ich erst etwas könnte! So ist es eine schmähliche Existenz. Man hat nicht das Recht, stolz aufzutreten, weil man selbst noch nichts ist. Ich bin matt. Ich möchte alles leisten und tue nichts. Mackensen war heute bei der Korrektur zerstreut und unzufrieden, wenn nicht das Weiblein aus Bergedorf gewesen wäre, hätte es hinterher Tränen gegeben. So quälte ich mich zwei lange Stunden entlang und heute nachmittag wieder. Das Resultat unter Null. Ich setze meine Hoffnung auf mein Aktkind heute abend.

Grau ist die Welt um mich her und der Himmel blicket trübe. Leise träumend murmelt das Wasser. Bringt Unruhe meiner Seele. Ich wanderte dahin unter Birken. Und sie standen da in ihrer keuschen Nacktheit. Sie erhoben gen Himmel ihre kahlen Zweige und fleheten

um Glück inbrünstig im Gebet. Aber der Himmel blickt trübe und sie stehen still und trauern, leise, leise mit fromm gefalteten Händen. Leben — atmen — fühlen — träumen — leben.

Es umschlingt mich das Rätsel des Alls. Und ich setze mich nieder und schweige. Das Wasser rauscht und bringt Unruhe meiner Seele. In mir zittert es. In den Kiefern hängen blinkende Tropfen. Sind es Tränen?

Den 29. November 1898.

Das war ein fürchterlicher Kater, der seinen langen Schwanz um meinen Hals gewickelt hatte und meine Seele schier erdrosselte. Marie Baschkirtseff, die klage ich an. Ich arbeitete furchtbar, es blieb aber eine fleißige Handarbeit. Das Ingenium, mit Frau P. zu reden, blieb aus.

Nun ist der Katerschwanz ab, meine Kehle nicht mehr zugeschnürt, ich rufe Hurrah! und singe den ganzen Tag und zeichne mit Lust. So ist das Leben wieder schön, einzig schön.

Den Schluß dieses Trauer-Worpsweder-Aktes bildete ein lustiger Ball bei Dreyer. Zwar war ich nur zuschauendes Mitglied, und beim Walzer war es mir etwas schwer, ruhig zu sitzen. Aber es gab so viel Anregung. Der Mondscheinweg mit bewegter Luft, die Birken gegen den blauen Abendhimmel. Dann drinnen im Hause Weiberköpfe, rötlich vom Lampenlicht beleuchtet, an offener Tür wieder gegen lichten Abendhimmel. Überhaupt Sachen gegen den Himmel!!! Schließlich die sechs Musiker auf erhöhtem Podium, vier brennende Lichter vor sich, die die schwarzen Kerle fein beleuchteten. Das habe ich mir besonders angeguckt und als ich nach Hause kam, eine kleine Skizze davon gemacht. Ich wünschte, ich könnte radieren. Das wäre fein dazu.

Heute zeichnete ich wieder den Hochedlen von Bredow und lieh von Zeit zu Zeit ein halbes Ohr seinem Redeschwall. Es sieht wüst aus in dem alten Kopfe, viel Unkraut unter dem Weizen. Er zieht Parallelen (innerlich) zwischen seinem Leben und den größten Männern aller Zeiten. Schiller hätte länger gelebt, wenn er nicht bei seinem großen Drama „Die Glocke" für dreihundert Taler Champagner getrunken hätte. Das brauchen die Dichter und solche Leute. Die müssen halb

verrückt sein, wenn sie schreiben. — — — Ja, und der Johannes Gutenberg, der ist im Armenhause gestorben. Doktor Faust hatte ihm eine große Summe geliehen, kündigte sie und brachte die Druckerei an sich, ging nach Paris und verkaufte billige Bibeln. Da wäre es ihm beinahe ums Leben gegangen. Die Pfaffen waren hinter ihm. Die Kellnerin in seinem Hotel, die hat ihn noch gerettet. — — Geschichten über Träume und kritische Jahre, ein eigenes Traumgesicht, das beim Erwachen wie ein Nebel entschwand, von „Sünnambulen", das können nur Frauen sein. Das kann kein Mann nicht sein. — — Steter Refrain: Wer lieben will, muß leiden; man kann seinem Schicksal nicht entgehen.

Morgen sitzt mir ein origineller Kopf, recht einer zum Studieren. Nachmittags als Nachtisch gehe ich zu meinen Renkens. Ich habe die Leute richtig lieb gewonnen, besonders die kleine Frau mit ihrer kindlich weiblichen Anmut und jener schlichten Aufopferungsfähigkeit, die ihrer selbst ganz unbewußt ist, wie man sie nur bei den guten Frauen aus dem Volke trifft.

Wenn ich mal soweit komme, daß ich malen kann, möchte ich wohl von ihr mein erstes Bild machen.

Ihr alter Vater fährt mit seinen neunundsechzig Jahren noch morgens um sechs Uhr hinaus ins Blockland mit der Schiebkarre und verkauft den ganzen Tag über Besen. Da kam er neulich entrüstet nach Hause. Sein ungeratener Sohn hat bei allen Kunden verbreitet, sein Vater sei gestorben. Da sind dem Jungen die Besen abgenommen und der Alte war um das Verdienst gebracht.

Den 12. Dezember 1898.

Morgens zeichne ich jetzt Anna Böttcher, kolossal fein in der Farbe und in der Form des Kopfes. Nachmittags hole ich mir die alte Adelheit Böttcher, „die alte Olheit" als Modell. Es herrscht Rivalität unter den alten Weiblein wegen des Modellgeldes. „De grote Lies hett ehre gode Mötz upsetzt und denkt, nu holt Se se. Die vertellt mi immer so wietlüftig Tüch, von Jungens und Deerns und wo dat was

und wo dat würd. Ich hör gar nich to, segg nur von Tid to Tid ‚jo', um heff min Gedanken up en anner Ziel". So redet das Weiblein in mich hinein. Es ist immer noch viel Leben in ihm, ein heißes Für und Wider, dabei schon ein wenig kindisch. Hat sie was ausgegessen, so sagt sie zur jungen Frau: „Moder, vergiff mi, ick hev unrecht". Das rührt mich.

Fräulein Westhoffs Modell klagt über ihr Ohrenleiden: „Ick hev allens probiert, wat mi die Lüe seggt hebben, allens, nur nich Reinemachen".

Mich befriedigt das Zeichnen nicht. Ich bin atemlos. Ich will immer weiter, weiter. Ich kann die Zeit nicht erwarten, daß ich was kann.

Und dann sehne ich mich wieder nach dem Leben. Ich fing gerade an es ein wenig zu kosten. Ich hatte vorher nicht den Sinn dafür. Und hier gibt's kein Leben, hier ist's Traum.

Ich lese jetzt den Zarathustra. Neben viel Verworrenem und Dunklem, welche Perlen! Dies Umschaffen und Neuschaffen der Werte! Dies Predigen gegen die falsche Nächstenliebe und Aufopferung seiner selbst.

Falsche Nächstenliebe lenkt ab vom großen Ziele. Mit dieser Auffassung als Rüstzeug wäre manche große Seele nicht vom Alltagsleben in kleine Teile zerstückelt. Diese Auffassung muß der nächsten Generation angeboren werden.

Den 15. Dezember 1898.

Die alte Olheit erzählte mir heute den Roman ihres Lebens. „Se harr in Bremen deent, Besselstraten. Denn harr se sick verheirot. Irgendwo mutt se jo doch bliven. Is jo ok god gangen, nur, dat hei nu dot is."

Morgens zeichne ich die Frau Meyer aus dem Rusch. Sie hat vier Wochen gesessen, weil sie und ihr Mann ihr uneheliches Kind so schlecht behandelt haben. Eine strotzende Blondine, ein Prachtstück der Natur, einen leuchtenden Hals in der Form der Venus von Milo. Sie ist sehr sinnlich. Doch Sinnlichkeit, natürliche Sinnlichkeit, muß sie

nicht mit dieser zeugenden strotzenden Kraft Hand in Hand gehen? Diese Sinnlichkeit hat mir etwas von der großen Mutter Natur mit den vollen Brüsten. Und Sinnlichkeit, Sinnlichkeit bis in die Fingerspitzen, gepaart mit Keuschheit, das ist das Einzige, Wahre, Rechte für den Künstler.

Den 16. Dezember 1898.

Heute kam meine Blondine wieder. Diesmal mit dem Jungen an der Brust. Die mußte als Mutter gezeichnet werden. Das ist ihr einziger wahrer Zweck. Köstlich, diese leuchtenden weißen Brüste in der brennend roten Jacke. Das Ganze hat so etwas Großes in Form und Farbe.

Nachmittags meine Alte: „Ick seg to de grote Lies, ick will mich man ehrlich hollen, dat ick redlich ins Begreffnis kumm wie mien Mann. Darum bitt ick unsern Hergod alle Dog, dat hei mi nich horen und nich stehlen läßt. Dor kannst Do nix an maken, wenn hei dat will."

Ich mußte innerlich über diese Unschuld kopfschüttelnd lächeln. Halb verdorrt, halb blind, fast ganz im Grabe und den lieben Gott bitten, daß er einen nicht huren läßt.

Man bekommt hier draußen eine lutherische Sprache. Man hört täglich die derben Volksausdrücke, die eine Sache klipp und klar beim Namen nennen. Wenn die Alte an meinem Arm bis vor die Tür gegangen ist, dann sagt sie: „No mutt ick erst pessen gan," oder: „No mutt ick mien Water laten." Das Röcklein geschürzt, und ich entfleuche keusch.

Ich komme jetzt, glaube ich, in die rechte Worpsweder Stimmung. Die Versunkene-Glocke-Stimmung, die mich zuerst beherrschte, war süß, sehr süß; aber es war nur ein Traum, der sich tätig auf die Dauer nicht festhalten ließ. Dann kam die Reaktion und danach das Wahre: ernstes Streben und Leben für die Kunst, ein Ringen und Kämpfen mit allen Kräften.

Mein ganzes Wesen ist wie durchsonnt, durchweht, berauscht, trunken von Mondschein auf lichtem Schnee. Schwer lagerte er auf allen Ästen und Zweigen. Tiefe Stille war um mich her. In die hinein fiel herab der Schnee von den Bäumen, ein leises Knistern, und wieder

Frieden. Dies unbeschreiblich süße Gewebe von Mondschein und zartschneeigem Äther, das mich umgab. Die Natur sprach mit mir und ich lauschte ihr zitternd selig. Leben. — — —

Mir soll die Natur größer werden als der Mensch. Lauter aus mir sprechen. Klein soll ich mich fühlen vor ihr Großen. So will es Mackensen. Das ist das A und O seiner Korrektur. Inniges Nachbilden der Natur, das soll ich lernen. Ich lasse zu viel meinen eigenen kleinen Menschen in den Vordergrund treten.

Da ging mir heute ein Licht auf bei Fräulein Westhoff. Die hat jetzt eine alte Frau modelliert, innig, intim. Ich bewunderte das Mädel, wie sie neben ihrer Büste stand und sie antönte. Die möchte ich zur Freundin haben. Groß und prachtvoll anzusehen ist sie und so ist sie als Mensch und so ist sie als Künstler. Wir sind heute auf kleinen Pritschschlitten den Berg hinuntergesaust. Das war eine Lust. Das Herz lachte und die Seele hatte Flügel. Leben — —

Schnee und Mondgeschimmer . . .
Schlanke Bäume schreiben
Zitternd ahnend suchend
Hin das Abbild ihrer Seele
Auf das weiße Winterlaken.
Legen fromm ihr holdes Wesen
Nieder auf den keuschen Boden . . .
Wann kommt mir der Tag,
Daß in Demut einen Schatten
Hin auf reinen, keuschen Boden
Ich kann werfen . . .
Einen Schatten meiner Seele.

Den 19. Januar 1899.

Heute beim Baden fiel mir der Satz ein: „Hier in der Einsamkeit reduziert der Mensch sich auf sich selber.“ Es ist ein sonderliches Gefühl, wie all das Bunte, Anerzogene, Geschauspielerte, was ich besaß, weg-

fällt, und eine vibrierende Einfachheit entsteht. Ich arbeite an mir. Ich arbeite mich um, halb wissentlich, halb unbewußt. Ich werde anders, ob besser? Jedenfalls aber vorgeschrittener, zielbewußter, selbständiger. Ich habe jetzt eine gute Zeit, fühle eine feine junge Kraft in mir, die mich jauchzen und jubeln macht. Ich arbeite fleißig. Ermüde nicht und habe abends noch einen klaren Kopf, der noch etwas auffassen kann. Ich bin jetzt stolz und doch bescheidener als je, wenig eitel, da wenig Zuschauer vorhanden sind. Das Leben ist mir gleich einem kräftigen knusperigen Apfel, in welchen die jungen Zähne mit Vergnügen beißen, sich ihrer Kraft bewußt und ihrer froh. Mackensen sagt: „Die Kraft ist das Allerschönste." Am Anfang war die Kraft. Ich denke und erkenne es auch. Und doch wird in meiner Kunst die Kraft nicht Leitton sein. In mir fühle ich es wie ein leises Gewebe, ein Vibrieren, ein Flügelschlagen, ein zitterndes Ausruhen, ein Atemanhalten: wenn ich einst malen kann, werde ich das malen.

Draußen hält jetzt die Natur einen großen feinen Tanz. Es ist ein Windesbrausen, ein Regenpeitschen und Hagelschauern, eine Allgewalt und Urgewalt, daß der Mensch sich winzig klein fühlt, und dann lacht, kampfbereit seine Kräfte zu messen an jenem unnennbaren Naturgeist, dessen kleinstes Atom dies trotzige Menschlein voll Unvernunft im Streben ausmacht.

Ich finde es schade, des Abends zu Bette zu gehn. Mein Gefühl der Kraft will weiter kämpfen, sich immer und immer wieder seiner bewußt werden, wachen, nicht ruhen. O bleibe lange bei mir. Dann gleicht mein Leben dem Fluge des jungen Adlers. Ich bin froh der Schwingen, ich bin froh der Bewegung, ich jauchze der blauen Himmelsluft. Ich lebe.

Den 24. Januar 1899.

Wieder liegt ein schöner Tag hinter mir, wieder ist meine Seele froh. Ich strecke die Arme von mir und mich durchschauert die Wonne des Lebens.

Mein Aktmodell, mein Rubensweib, hatte abgesagt. Da machte ich einen Spaziergang in der Dämmerung, hinaus zu den überschwemmten

Wiesen. Da zog es mächtig durch meine Seele und die Macht der Dämmerstunde lag auf mir, erdrückend, atemraubend. Ich fühlte mich so gottgesegnet. Ist es nicht ein Geschenk, diese Herrlichkeit alle so empfinden zu können? Und ich lechze nach mehr, mehr, unermüdlich will ich danach streben mit allen meinen Kräften. Auf daß ich einst etwas schaffe, in dem meine ganze Seele liegt. Es wird nichts Großes; aber etwas Anmutiges, Jungfräuliches, Herbes und doch Verlangendes. Wann? In zwei Jahren. Gott lasse es dahin kommen. Gott sage ich und meine den Geist, der die Natur durchströmt, dessen auch ich ein winzig Teilchen bin, den ich im großen Sturme fühle. Da war es wie ein gewaltig Atmen.

O heilger Geist zeuch bei mir ein
Und laß mich deine Wohnung sein
Zu steter Freud und Wonne.
Sonne, Wonne,
Himmlisch Leben
Wirst du geben.

Ich strecke die Arme danach aus und wieder durchschauert es mich.

Ich lese die „Wahlverwandtschaften" und bin durchwärmt von der Anmut dieses Buches. Zum ersten Male tritt mir der Mensch Goethe nahe. Ich fühle ihn als durch und durch ästhetischen Menschen, innerlich und äußerlich. Die Anmut der Unterhaltung, dieser Frauenliebreiz, sie reden von einem Herzen, das sie tief empfunden hat. Ich fühle mich wohl in dieser Atmosphäre. Sie wirkt auf mich wie Tante H. und M. Und erziehlich wirkt das Buch auf mich. Wir modernen Frauenzimmer, die wir die Anmut fahren lassen und andern Gütern nachjagen, vereinigen sollen wir sie mit ihr, müssen wir. Sich anmutig kleiden, anmutig bewegen der Anmut wegen, das muß ich noch mehr in Fleisch und Blut übergehen lassen. Das Prinzip besteht schon seit meiner Backfischzeit: der Anmut wegen und nicht des Publikums, denn das könnte zuweilen fehlen, wie in meinem Kasus. Auch ist ein Kultus der Anmut so ungleich höher als ein Kultus des Publikums.

Eine Woche Berlin. Große Freude, wieder in Worpswede zu sein. Arbeite mich mühsam ein.

*

Briefe an die Familie

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 15. Januar 1899.

Sonntagabend ist es und mollig, lauschig bei mir im Zimmerlein. Ein paar trockene Weihnachtstannenreiser habe ich mir in den Ofen geschoben, nun duftet es traumhaft, herzig, weihnachtlich. Den Tag über bin ich weit draußen im Moor gewesen, im Sturm, bei sausenden Wolken. In diesem Lande entdeckt man immer neue Schönheiten. Diesmal kam ich zwischen ein Wirrsal von Birken, von altehrwürdigen moosbegrünten Bauernhäusern mit uralten Wacholdern vor der Tür. Hier und da stehen ein paar knorrige alte Kiefern, gewaltig und groß, fast wie aus einer andern Kultur stammend. Dazu der tiefdunkelbraune satte Moorboden, die schimmernde Wintersaat. Ja, es war fein. Und dabei noch der Kampf mit dem Element, das mutwillig an allem zauste und raufte und übermütig lachte.

Nun wirkt auf mich die Ruhe in meinem Kämmerlein so süß. Ich habe Deinen Brief hervorgenommen. Aus dem zieht es hervor wie ein Stück alte Friedrichstraße. Daß man einmal Kind war, gar nichts dachte, lebte, ruhig lebte, und nun auf einmal groß ist, das ist doch sonderbar. Was ich meine ersten zwanzig Jahre getan habe, kaum kann ich's sagen. Auf einmal war es soweit. Von dem zweitenmal zwanzig werde ich wohl mehr zu erzählen haben. Wenigstens lebe ich jetzt mit vollem Bewußtsein und schlürfe langsam am Becher des Lebens. Mein Los ist ein gesegnetes.

Liebsten, Worpswede, den 12. Februar 1899.

da bin ich wieder auf meinem Landgut und bin da mit Freuden. Es ist auch eine Frühlingspracht um mich her. Der Himmel lacht in köst-

licher Bläue, und aus den Taugewässern lacht es noch köstlicher wider. Die Lerchen tirelieren, und die Haselsträucher haben Kätzchen.

Mir jubelt mein Herz bei all der Schönheit. Schon der Marsch hier hinaus war eine Lust. Sobald ich Bremen hinter mir liegen hatte, nicht mehr das Peinliche meiner Ruppig-Struppigkeit fühlte, meine grüne „Handarbeitstasche" auf den Rücken schnallte, die Jacke und das Pelzkäppi auszog, ward ich wieder ganz Mensch, und freute mich dieser Gattung. Eine liebliche Frühlingsheiterkeit, ein Frohsinn ohne Grund und Ziel zog in meine Seele ein, und nistet jetzt noch da. In Lilienthal, da hätte ich gerne Pauken geschlagen, oder mächtig in die Saiten einer Harfe gegriffen und mit einer Laudi-Stimme die Schubertsche Allmacht gesungen. Da mir aber Pauken und Harfen und Stimme fehlten, ergab ich mich drein. Ließ mich selber als Instrument benutzen, und jemand spielte auf mir, daß die Saiten mächtig tönten, und noch lange, lange nachzitterten. Die Pracht aber waren die grünblauen Wasser, zwischen den grünen Wiesen. Das Vibrieren hatte mich nun allmählich müde gemacht, ich ging ein paar Schritt ab von der Landstraße, legte mir mein Bündel unter den Kopf und tat einen feinen Schlaf. Von da träumte ich mich weiter, bis ich mein liebes Nestlein hier erreichte.

Hier ist alles Influenza, in der Gegenwart, Vergangenheit und Zukunft. Dessenungeachtet war der Empfang sehr herzlich, teilweise mit Freudentränen untermischt. Nun bin ich wieder an der Arbeit und genieße sie mit ganzem Herzen.

Außerdem ist ein allgemeiner Donnerstagskegelabend zur Taufe gehalten worden. Eigentlich bin ich ja gar nicht für Kegeln, namentlich nicht für Weiblein, aber man braucht einen materiellen Kitt für alle diese empfindlichen Gemüter. Sie sind so von der Einsamkeit verzogen. Beim Kegelschieben da steigen sie alle aus sich heraus, spielen eine lustige Rolle, und sind so heiter miteinander vereint. Bei einem ästhetischen Genuß bleiben sie in ihrer fein- und vielnervigten Hülle und reiben sich aneinander, sie sind zu verschieden und zu ähnlich.

Das ist die einzige Angst, die ich hier für mein Menschlein habe.

Ich glaube, ich werde mich von hier fortentwickeln. Die Zahl derer, mit denen ich es aushalten kann, über etwas zu sprechen, was meinem Herzen und meinen Nerven naheliegt, wird immer kleiner werden. Das schwindet wohl mit dem Alter, wenn der glühende Subjektivismus erlischt und das kalte elektrische Licht des Objektivismus aufgeht. Da kann man mit jedem sicher jedes sprechen. Und vor diesem schrecklichen Zustande bangt mir sehr.

★

Tagebuchblätter

Den 19. Februar 1899.

Morgens beim Aufstehen kommen mir immer die großen Gedanken. Heute: die Kompliziertheit eines Charakters wächst bei dem feinen Verständnis desselben. Von nicht untergeordneten Menschen in diesem Falle nicht verstanden sein, vereinfacht. So geht es mir wenigstens hier draußen, wie ich glaube.

Die „Wahlverwandtschaften" verlieren für mich, sobald sich der Knoten schürzt. Es ist ähnlich wie in „Tasso", wo der erste Akt auch das Schönste ist. Nachher fühlt man, wie der Künstler sich mit der Zeichnung quält. Das ist ein Schritt vorwärts bei den Modernen. Da entsteht es so glatt und folgerichtig. Man spürt nicht die Geburtswehen. Das ist wohltuend. Zum Beispiel Hauptmanns „Fuhrmann Henschel" Die Sache steht da groß und plastisch und erhebt den Zuschauer. Fein!

Hellbeck of Bannisdale von der Humphrey Ward.

Das Buch fesselt mich als Roman. Eine nicht zu unvernünftige Liebesgeschichte hat ja inhaltlich immer etwas Fesselndes. Für mich wenigstens. Als Kunstwerk an und für sich schätze ich das Buch nicht sehr hoch. Es fehlt ihm das Rembrandtsche Fleisch und Blut, ohne daß es rührend unfleischig wirkt wie ein alter Deutscher. Das scheint mir im ganzen der Fehler der englischen Kunst. Sie krankt an falschem Idealismus.

Den 6. März 1899.

Die kleine Berta Garwes erzählte mir gewichtig: „Karl Schröder hat ein Buch, darin schreibt er alle seine Unglücksfälle auf.“ Ja, so sind die meisten Menschen. Die Unglücksfälle schreiben sie sich ins Gedächtnis und memorieren sie fleißig; aber das Glück, das viele Glück, beachten sie nicht. Es ist für sie nur ein Übergangsstadium zu neuem Unglück ... Arme, arme Welt. Mir geht's besser.

Brief an den Vater

Lieber Vater, Worpswede, den 9. März 1899.

heute komme ich, Dich zu verlocken. Montag brauche ich ein neues Modell und möchte gar zu gern Dich auf meinem Thrönchen haben. Willst Du Bremen für eine Woche aufgeben und Dich in meine Arme stürzen? Du sollst auch nicht immer Pfannkuchen haben, sondern etwas Vernünftiges. Nebenbei gesagt tat ich das Pfannkucheneſſen auch nicht aus Leidenschaft. Hier draußen ist es jetzt fein, gerade ein Wetter für weite Spaziergänge.

Sonntag habe ich bei Wetzel gegeſſen, um die anderen Weiblein einmal zu sehen. Es war ganz gemütlich, und ich werde es jetzt immer tun, damit sie nicht denken, daß ich sie meide. Es gab ein nettes Gespräch zum Kaffee und einen schönen Spaziergang durch die halb Schnee- halb Frühlingslandschaft. Überhaupt schlage ich jetzt eine menschensuchende Politik ein. Mein Schifflein ist, ohne daß ich es wollte, in eine lächerliche Einsamkeit getrieben, die dem Studium zwar sehr zum Nutzen ist. So habe ich bei Overbecks und Modersohns Besuch gemacht. Overbecks sind beide Menschen, die es innerlich haben, aber es liegt alles so sehr hinter Schloß und Riegel, und leider bin ich kein großer Stürmer, in der Praxis wenigstens nicht, und lasse nach dem ersten Abprall die Arme schlapp herabfallen. So glaube ich nicht, daß ich mit ihnen sehr weit komme ... Modersohn aber hat mir riesig gefallen; durch und durch fein und gemütlich und mit einer Klangfarbe, zu der ich mein Geiglein auch spielen kann. Er ist mir schon so lieb aus seinen Bildern, ein feiner Träumer.

★

Tagebuchblätter

März 1899.

Also sprach Zarathustra beendet. Ein köstliches Werk. Es wirkt auf mich berauschend mit seiner morgenländischen Psalmensprache, mit seiner tropischen Fülle leuchtender Bilder. Manches Dunkle stört mich nicht. Ich schaue darüber hinweg. Verstehen wir denn im Leben alles? Der Nietzsche mit seinen neuen Werten ist doch ein Riesenmensch. Er hält die Zügel stramm und verlangt das Äußerste der Kräfte. Aber ist das nicht die wahre Erziehung? Sollte nicht in jeder Liebe dies Streben liegen, den geliebten Gegenstand zu seinen schönsten Möglichkeiten zu treiben? Mir war es sonderbar, klar ausgesprochen zu sehen, was noch unklar und unentwickelt in mir ruhte. Ich fühle mich wieder freudig als moderner Mensch und Kind meiner Zeit.

Den Niels Lyhne lese ich jetzt zum zweiten Male mit allen meinen Nerven. Er berauscht alle meine Sinne. Meine Seele wandelt durch eine blühende Lindenallee in der Mittagsstunde. Der Duft ist fast zuviel für sie.

Es ist ein eigenartiges Buch mit seiner subtilen psychologischen Durchbildung. Und so einfach dabei, so lebend. Leben mit glühenden Farben, mit Sonnenschein und Nachtigallennächten, dazwischen eine feine säuselnde Musik, die des Menschen Ohr hört, ahnt und nicht versteht.

Nie hat jemand mir so die Stimmung eines Zimmers in die Seele gezaubert. Man fühlt vorher, was für Gedanken in dieser Luft aufsteigen, was für Menschen hier aufwachsen müssen. Ich fühle ihn, den Jacobsen in allen meinen Nerven, in den Handgelenken, den Fingerspitzen, den Lippen. Es überschauert mich. Ich lese physisch.

Worpswede, den 30. März 1899.

Carl Vinnen war auf zwei Tage in Worpswede. Er ist ein feiner lieber Mensch und ein Künstler mit Leib und Seele. Er hat jetzt in Bremen eine ganze Serie Bilder ausgestellt. Große schöne Sachen, entstanden aus inniger Liebe zur Natur, die das eigene Menschlein in den Hintergrund stellt. Und doch fühlt man aus ihnen heraus: der

Mensch steht über den Dingen. Das gibt ihm diese große einfache Anschauung.

Es gab gestern ein kleines Fest im Atelier von Otto Modersohn. Es war mein hübschester Abend hier draußen unter den Künstlern. Schon der Raum hatte etwas so fein Gemütliches. Überall mit den Augen auf Modersohnsche Birken und Kanäle zu stoßen, das ließ ich mir gefallen. Schummerbeleuchtung mit Papierlaternen. Zwei gedeckte Tische, einen für die Erwachsenen und einen Kindertisch. An letzterem Fräulein Westhoff und ich, Vogeler, der junge Mackensen und Alfred Heymel, der frühere Besitzer unseres Caro. Letzterer machte mir Spaß. Vogeler hatte mir gerade Gedichte von ihm gegeben, die ich als solche nicht so hoch schätzte, als daß mir der Geist gefiel, der daraus sprach, die junge Kraft, die sich selbst spürt und beweisen möchte. Er sitzt nun in München zwischen Künstlern eingepökelt, allen unsern Feinsten, Modernsten. Gibt mit seinem Vetter Rudolf Alexander Schröder und Otto Julius Bierbaum eine Zeitschrift heraus „Die Insel" usw.

Nachher setzte sich Vogeler hin mit seiner Gitarre und sang nigger songs. Zum Schluß wurden die Tische beiseite geschoben und getanzt. Heymel hatte eine Idee von Tanzen, dachte sich Ringelreihen aus, so daß ich nie genug hatte. Dabei das weibliche Gefühl, daß mein neues grünes Sammetkleid fein saß und sich einige an mir freuten.

Heute früh besuchte mich Vinnen und schaute sich meine Sachen an. Daß solch ein Künstler mich ernst nahm, das war mir eine Riesenfreude. Er war mit vielem zufrieden, lobte das Malerische, Tonige.

Ich habe eine Nachtigall gehört, eine Nachtigall in Boltes Garten. Neulich abends zirpte eine Grille und über mir schwirrte eine Fledermaus. Das Leben wird immer schöner.

Des Nachts, wenn ich aufwache, und morgens, wenn ich aufstehe, ist es mir, als wenn etwas Traumhaft-Schönes auf mir liege. Und dann ist es doch nur das Leben, das mit seinen schönen Armen ausgebreitet vor mir steht, auf daß ich hineinfliege.

★

Briefe an die Familie

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 20. April 1899.

es ist Mondscheinmitternacht, ein würdiger Augenblick für mich, um in mich zu gehen und meine Sünden zu bereuen. Dein Geburtstag gibt mir auch einen moralischen Schubs, so daß ich unmöglich in meinem geliebten Stillschweigen verharren kann; denn kraft riesiger Überwindung habe ich's jetzt zum Schweigen gebracht, was ja Gold sein soll, was ich bis jetzt zwar noch wenig verspüre. Aber die alte Weisheit hat ja immer recht.

Von mir ist nicht viel Neues zu berichten. Ich arbeite ziemlich, denke viel an die eine Sache, habe manchmal den Himmel voller Geigen hängen und manchmal auch nicht. Zur Zeit ist Mackensen zur Einweihung der Dresdner Ausstellung, die die Worpsweder fein beschickt haben. Zu Ostern waren die Zwillinge bei mir draußen. Es machte mir diebischen Spaß, Logierbesuch zu haben. In meiner Miniaturkammer lagen wir wie die Heringe, traulich, Männlein und Weiblein. Die Gören waren lieb zu haben. Ich komme nun überhaupt in das Alter, wo man sich freut, mal wieder mit Kindern Kind zu sein, während bis jetzt Kindsein das Gewöhnliche und Erwachsensein das Seltene war.

Entschuldige diesen Brief, da mir's arg an Geist und Innerlichkeit mangelt. Einzige Entschuldigung ist die vorgerückte Stunde. Ich war bis jetzt auf dem Kegelabend, wo ich meine wenigen physischen und psychischen Kräfte verpufft habe. Endlich fängt der Frühling an. Ein blühender Kätzchenzweig steht neben mir, zwar nicht von der Sonne herausgezaubert, sondern eine Folge meines kräftigen Torfheizens, ein Umstand, der meinem Portemonnaie und mir wenig behagt.

Die Augen sind mir tatsächlich dreiviertel zu. Der Morgen graut und graulich miaut unsere Katze Mimmi neben ihren vier Kätzlein. Ich flüchte unter mein Riesenfederbett.

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, Juni 1899.

haſt Du meinen zweiten Brief erhalten? Er beſtand aus meinem letzten halben Briefbogen, ſo daß ich nun in der Not Fliegen freſſen muß in Geſtalt dieſes Wiſchleins. Meine hübſche blonde Wirtin meint, er ſei ſtatt in den Briefkaſten in den Ofen gewandert. Zur Sicherheit ſchicke ich deshalb einen zweiten Bogen, über den ich mütterlich ſchützend die Hände breiten will.

Vierzehn Tage in den Alpen neben Dir zu wandern, finde ich wundervoll und vierzehn Tage ſind für ſo einen Hinterweltler wie ich rieſig viel. Iſt es nicht ein bißchen kurz im Vergleich zu der weiten Reiſe?

Ich denke immer, Du müßteſt beſſere Reiſegeſellſchaft finden, etwas Aufheiterndes; denn ich weiß nicht, ob ich froh und heiter wirke, obgleich ich es bin, wie, glaube ich, wenig Menſchen. Wenn ich drei Wochen in der großen Welt geweſen bin, dann werde ich mich ungeheuer freuen auf mein liebes Worpswede hier.

Ich bin lange in dunkeln Abendwieſen herumgewandert, mit leuchtendem Himmel darüber. Nun iſt es Nacht, Stille, nur vereinzeltes Hundegebell. Und in mir iſt es ſtill und ſtill gehe ich nun zu Bett.

In Liebe

Deine Paula Becker.

Liebſte! Worpswede, Juni 1899.

Was lockſt Du mich? Ich *kann* ja nicht. Es iſt ja *unmöglich*. „Luſt haben?" Ich habe jetzt nur den *einen* Gedanken, mich in meine Kunſt zu vertiefen, ganz in ihr aufzugehen, bis ich annähernd das ſagen kann, was ich empfinde, um dann vielleicht *noch* mehr in ihr aufzugehen. Ich könnte gar nicht von hier fort, wenn ich auch wollte. Oder vielmehr, ich kann gar nicht wollen. Ich könnte es da unten gar nicht aushalten, trotz Deiner und trotz der Berge. Es iſt nicht Undankbarkeit. Mir war ganz heiß bei dem Gedanken, ſo lange mit Dir zuſammen zu ſein, denn eigentlich gebrauchen wir's. Und Deine liebe Art, Dir dieſen ganzen Plan auszudenken. Sie macht mir das Herz warm. Doch zauderte ich keinen Augenblick. Ich wußte, ich könnte es nicht. Das einzige, was ich mir

an Reisen spendieren will, ist eine Woche Dresden, Onkel Arthur und Tante Gretel und Ausstellung genießen. Sonst will ich hier leben. Leben und als Mensch und Künstler weiter kommen. Ich komme all diesen feinen Menschen näher und fühle, daß ich viel von ihnen lerne. Denn ich will aus mir machen, das Feinste, was sich überhaupt aus mir machen läßt. Ich weiß, es ist Egoismus, aber ein Egoismus, der groß ist und nobel und sich der einen Riesensache unterwirft. So steht's um mich. Verstehst Du es? Ich glaube. Billigst Du es? Ich hoffe. Jedenfalls: ich kann nicht anders, will auch nicht anders. Ich fühle mich kräftig und glücklich und arbeite, arbeite, arbeite, um dem Schicksal nicht in der Schuld zu bleiben. Und das Allerschönste ist es doch ... Lebwohl. Erhole Dich in Deinen geliebten Bergen. Genieße Deine Ferien so sehr Du kannst. Und fühle, wie mich Deine Liebe froh macht und ehrt, wenn ich im Augenblick auch nicht gerade viel an Liebe empfangen und Liebe austeilen denken kann. Eins ist not.

Deine Paula.

Meine Mutter, Worpswede, Juni 1899.

seit zwei Tagen plane ich diesen Brief an Dich, jetzt endlich in vorgerückter Abendstunde finde ich Zeit und Raum. Laß Dir erst einen Kuß geben für Deinen „Grauen", als ich Sonnabend um halb elf Uhr von einem langen schönen Streifzug mit meinem Skizzenbuch heimkehrte, lag er auf meiner Abbruzzendecke. Fast plante ich schon, Euch am nächsten Morgen zu überfallen, Hitzeängste hielten mich aber zurück. So verbrachte ich einen gemütlichen Nachmittag und Abend bei Moderssohns. Er ist mir besonders lieb, denn neben seinem Lächeln und darunter liegt viel Feines und Ernstes. Sie ist eine kleine Frau mit einer Anschauung für Dinge und Menschen, von gutem ursprünglichem Urteil und Empfinden. Um zehn Uhr kam Fräulein Westhoff angeradelt und holte mich zum Ball, Nachfeier vom Schützenfest. Wir beiden Mädchen, Heinrich Vogeler, Dr. Carl Hauptmann und der Mystiker waren von der Gesellschaft. Walzer ist doch was gar zu Schönes, nur nicht mit dem Mystiker.

Heute nachmittag stakte mich Fräulein Westhoff weit die Hamme hinauf. Wir pflückten gelbe Schwertlilien, schwammen, fühlten uns selig in dem nassen Element, und steckten uns gelbe Wasserrosen ins Haar.

Ich habe jetzt das Skelett bei mir und studiere viel daran, da es mit meiner Anatomie immer noch schwach bestellt ist; radiere und skizziere draußen viel, und lese.

Millys Briefe führen mich im Geiste in das vorige Jahr zurück. Kaum kann ich denken, daß nur ein Jahr seit meiner Reise verflossen ist. Die Zeit scheint mir viel länger und inhaltreicher. Das kommt, glaube ich, vom intensiven Leben.

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 8. Juli 1899.

dein liebes Brieflein eröffnet mir goldene Perspektiven. Daß es das alles überhaupt gibt, wovon Du schreibst, ist mir hier fast sonderbar. Die ganze Welt außer Worpswede liegt für mich augenblicklich in Nebel verschleiert. Nun sehe ich auf einmal Türmchen und Zinnen und Berge aufsteigen.

Ich soll wählen zwischen Engadin und Generalbillett? Es ist beides so etwas Herrliches, so daß die Wahl schwer fällt. Ist dir's denn ganz einerlei? Für mich persönlich wäre, glaube ich, das Generalbillett besser. Ich meine, besser für den Charakter, der unter obliegender Atmosphäre vielleicht ein wenig norddeutsch ernst, schwerfällig, unbehilflich wird. Da wäre das General-Herumspringen vielleicht eine gute Kur, denn nach meinem stillen Leben werden ja die vierzehn Tage neuer Eindrücke wie acht Wochen scheinen und auch wirken. Oder glaubst du, daß für Vater der Engadin besser wäre? Ich hoffe noch fest auf ihn.

Ein Tag in München ist ein Traum. Sehr gern blieb ich einen Tag auch in Nürnberg, um Dürer einmal recht gründlich zu fühlen, denn das ist einer, von dem man nie Persönliches genug hat.

Überhaupt habe ich mir vorgenommen, die Reise vierter Klasse zu machen. Ich kenne ja jetzt dieses Lokal, ich bin, durch den Zufall geschoben, zweimal damit gefahren. Nun sehe ich nicht ein, warum ich es nicht aus freien Stücken wählen sollte. Die Leute kamen mir gerade

so anständig oder elegant oder unelegant vor wie in der dritten. Außerdem ist es interessant, den ewig wechselnden Dialekt der Bevölkerung zu hören.

★

Tagebuchblatt

(Auf der Sommerreise mit Tante M. und W. D. durch die Schweiz.)

Bin ich nicht ein Mägdelein
Wandelnd hin durch Frühlingswiesen
Bin ich nicht ein Mägdelein
Die das Glück hat auserkiesen?
Freu mich daß die Blumen blühn
Daß die weißen Wolken ziehn
Bin so durch und durch zufrieden
Scheint mir Gutes nur beschieden
Weiß ich, komm ich um die Ecke
Liegt das Glück mir in der Hecke.

★

Briefe an die Familie

Meine Mutter, Worpswede, August 1899.

es war ein schöner Abend. Ich habe gemalt, mich dann mit dem „Auch Einer" in den Heuhaufen gesetzt, und eigentlich mehr über ihn hinweg als in ihn hineingeschaut, denn es war eben zu schön. Und dann habe ich von Zeit zu Zeit laut aufgelacht, denn ich dachte der gestrigen Komödie, und die will ich Dir erzählen, auf daß Du auch lachest.

Nach einem ziemlich biederen Sonntag schlendern Klara Westhoff und ich zusammen durchs Dorf. Wir finden, der Tag darf nicht so geschlossen werden. Wir wollen tanzen. Aber wo und wie? Im nächsten Augenblick sind wir aber schon wieder bei der Kunst, bei Klaras Kirchenengeln.

Also zur Kirche. Sie ist verschlossen. Nur der Turm steht offen. Wir ersteigen ihn zum erstenmal und sitzen nun beide oben auf den Balken neben dem Glockenstuhl. Und da kommt es uns. Wir müssen läuten. Wir schlagen nur einmal mit dem Klöppel an, es klingt zu verlockend. Da zieht Klaar das Seil von der großen Glocke, und ich von der kleinen, und sie schwingen sich, und wir werden von ihnen geschwungen, hoch vom Boden empor, und es klingt und tönt und dröhnt über den Weyerberg, bis wir müde sind.

Das war auch gerade der Zeitpunkt, wo der längste aller Lehrer die steilen Treppen alle erstiegen hatte, und uns in seiner Länge zur Rede stellte. Als er aber zwei weißgekleidete Jungfrauen erblickte, lenkte er seine Schritte wieder abwärts.

Wir folgten ihm — und — — der ganze Kirchhof schwarz von Leuten. Wir hatten die Feuerglocke gezogen. Man hatte geglaubt, es brenne. Unten im Dorf war die Spritze eingespannt. Wir machten uns schnell aus dem Staube, wurden aber noch vom Pastor gestellt, der mit bleich schnaubendem Gesicht einige Male: Sacrosanctum! zischte. Wir haben ihn dann aber in einem Extrabesuch beruhigt.

Nun gings zum Zeitungsdrucker, auf daß wir nicht in die Zeitung kämen, schließlich nach Haus. Das gute Brünjespaar wartete meiner in Angsten: „O, Fräulein, wat har ek en Angst hat, ek ben wohl hunnertmal vor de Dör wesen. Ek dacht, se haren Ehr insperrt".

Und Frau Brünjes: „Ek har all jümmer seggt, de Grote, de kann dat af, aber us Fräulein, de holt sick en Krankheit in Loch." Die Nachbarn hatten sie schon getröstet, wir wären gewiß nach Bremen gegangen. Nun war das Weyerberggeläute Abendgespräch: „Hest des Lüern hört?" — „Jo." — „Weest ok, weer dat don har?" — „Nee." — „Fräulein Westhoff und Fräulein Becker."

In Westerwede wurde Klara Westhoff mit Halloh aufgenommen, und Martin Finken wollte „fief Groschen geben, wenn er darbi wesen wär", — und eine kleine bucklige Jungfrau, die zum Hausinventar gehört, und den ganzen Tag brummig Kartoffeln schält, wurde sonnig und lebhaft bei unserer Moritat.

Ihr lieben Menschen, Worpswede, den 10. September 1899.

da sitze ich wieder in meinem alten lieben Nest, arbeite fleißig und denke vergangener und künftiger Zeiten, was wohl alles noch kommen und werden wird. Gut hat es mir, glaube ich, getan, die Dinge einmal von draußen zu betrachten und nicht immer von drinnen, ich meine unser Dörfchen mit seinem Drum und Dran.

Ich trete den Licht- und Schattenseiten meines jetzigen Lebens ein gut Teil bewußter jetzt gegenüber, innerlich und äußerlich. Und das ist ein Fortschritt.

Bei meiner Ankunft fand ich vieles verändert. Viel leichtes Gelichter, viel kleine Malweiblein haben ihren Einzug auf unserem Berg gehalten, während die echten, rechten Insassen, Mackensen, Modersohn, Vogeler verreist sind. Ich sehe eigentlich nichts von den Menschen. Versuche mich wieder tief in meine Arbeit hineinzugraben. Man muß eben den ganzen Menschen der einen, ureinzigen Sache widmen. Das ist der Weg, wie etwas werden kann und wird. Das schöne Wetter habe ich benutzt, um draußen Studien zu malen. Ich hatte die Farbe so lange liegen lassen, daß sie mir ganz fremd geworden ist. Große Freude machte es aber. Es macht große Freunde. Und doch ist es ein Kampf und ein Ringen mit aller Kraftanstrengung, was manchmal auch nicht so leicht ist, ein Kampf, in dem man in aller Stille kämpfen und siegen muß. Und wäre dieses Ringen nicht, wäre es dann so schön?

Dies schreibe ich hauptsächlich für Mutter, die, glaube ich, denkt, mein Leben sei ein einziger egoistischer Freudenrausch.

Diese Hingabe an die Kunst hat auch etwas Selbstloses. Die einen geben es den Menschen, die anderen einer Idee. Ist darüber dieser zu loben und jener zu tadeln? Ein jeder muß es halten, wie die Natur es von ihm heischt ... Entschuldige diese Verteidigungsschrift. Sie fließt aus einer Art von Selbsterhaltungstrieb.

Liebe Milly, Sonntag

... Über mich kommen jetzt oft ganz plötzlich Jugenderinnerungen. So erwachte ich heute morgen von einem Geräusch. Da dachte ich,

ich wäre noch in unserem alten Stamm-Glyzinien-Mädchenzimmer an der Chaussee. Das Geräusch klang ganz wie jene vibrierenden Töne, die die Tür vom dreieckigen Zimmer bei jedem Öffnen und Schließen von sich gab. Ich hatte so das Gefühl, als würde Papa gleich in unserer Tür erscheinen und uns wecken. Aber er erschien nicht. Da merkte ich, daß ich in meinem weißen Kämmerlein lag, schon sechs Meilen weiter im Leben.

Ich bin immer noch tüchtig fleißig. Neulich war Modersohn da. Der hat mir so viel Liebes über meine Sachen gesagt, daß ich fast gar nicht mehr glaubte, daß es meine Sachen waren. Das war lieblich. Gerade Modersohns Urteil ist mir sehr viel wert. Hinterher zwar bekommt man doch wieder einen kleinen Jammer aus Furcht vor Größenwahn. Na, davon mündlich. Mich freut es hauptsächlich für die Eltern. Ich selbst habe ja mein Teil Glück schon vorweg.

Liebe Schwester, Worpswede, den 21. September 1899.

noch ein Wort vor dem Schlafengehn. Ich bin eben durch die Mondscheinnacht gelaufen. Es war sehr schön. Genießt Ihr den Herbst auch an Eurer Weser?

Ich verlebe jetzt eine seltsame Zeit. Vielleicht die ernsteste meines kurzen Lebens. Ich sehe, daß meine Ziele sich mehr und mehr von den Euren entfernen werden, daß Ihr sie weniger und weniger billigen werdet. Und trotz alledem muß ich ihnen folgen. Ich fühle, daß alle Menschen sich an mir erschrecken, und doch muß ich weiter. Ich darf nicht zurück. Ich strebe vorwärts, gerade so gut als Ihr, aber in meinen Geist und in meiner Haut und nach meinem Dafürhalten.

Die Einsamkeit macht mich ein wenig bang in schwachen Stunden. Doch solche Stunden helfen auch weiter und zum Ziele. Du brauchst den Eltern dieses nicht zu zeigen. Es ist ein Anfall von Kleinmütigkeit, der eigentlich am besten unbesprochen bleibt. Sollte Ernst Horneffer mal nach Bremen kommen, so laß es mich bitte zu rechter Zeit wissen. Mit dem könnte ich einiges durchsprechen. Ich halte ihn für einen ethischen Menschen.

Liebe Mutter, Worpswede, den 10. November 1899.

ich möchte Dir nur noch einmal schreiben, was ich Dir im Omnibus noch zurief: Sorge Dich nicht um mich, Liebe! Es tut nicht not, wirklich nicht, Liebe. Ich habe so den festen Willen und Wunsch, etwas aus mir zu machen, was das Sonnenlicht nicht zu scheuen braucht und selbst ein wenig strahlen soll. Dieser Wille ist groß, und er wird es zu etwas bringen. Bitte, bitte, laßt ihn dahin streben, wohin es ihn zwingt, er kann nicht anders. Rüttelt nicht daran, das macht ihn traurig und gibt dem Herzen und der Zunge harte Töne, die sie selber schmerzen. Harret noch ein Kleines in Geduld. Muß ich nicht auch warten? Warten, warten und ringen? Es ist eben das Einzige, was so ein armes Menschlein kann: Leben wie es sein Gewissen für recht hält. Wir können nicht anders. Und dadurch, daß wir sehen, daß unsere nächsten liebsten Menschen unsere Handlungen mißbilligen, erwächst wohl große Traurigkeit. Aber wir müssen eben wir bleiben, müssen, um so viel Achtung vor uns selber zu haben, als man braucht, um dieses Leben mit Freude und Stolz zu leben.

Das sind einige schwere Mollakkorde, die von Ferne das Durgejubel meines Lebens durchklingen. Aber der Jubel sei stärker als sie, und der Feiertag sei größer, auf daß ein jauchzender Wohlklang hervorgehe, der mehr wertet als jenes Scheinlächeln der Welt, das über müde Lippen und Herzen hinweghuscht. Ich bin noch jung und fühle Kraft in mir, und liebe diese Jugend und dieses Leben zu sehr, als daß ich sie für dieses Lächeln ohne Freude geben möchte.

Wartet nur ein Weilchen. Es muß alles gut werden.

Paris

1900

Briefe an die Familie

Ihr Liebſten, In der Bahn, den 1. Januar 1900.

eine Stunde vor Paris und mein Herz voller Erwartung! Die Zeit iſt mir nicht lang geworden, trotz der Stunde, die ich an der belgiſchen Grenze meine Uhr zurückſtellen mußte.

Zuerſt, als Ihr mich alle abgewinkt hattet, dachte ich noch einmal an jeden von Euch, dachte an den brennenden Weihnachtsbaum, unſer Neujahrslied und die Sylveſterglocken. Dann ſchlief ich den Schlaf des Gerechten.

Köln und der Rhein boten einen zauberhaften Anblick. Aus dem Innern des Domes wurde ich leider durch einen hartherzigen rotröckigen Diener ausgewieſen, als ich mich an dem ſteinernen Spitzenwerke ergötzte und meine Blicke im Umkreiſe wandern ließ. Auf meine Frage, wann der Neujahrsgottesdienſt zu Ende ſei, antwortete jener rote Engel mit dem feurigen Schwert lakoniſch: „Morgen früh um fünf Uhr“... Da beſah ich mir den Bau von außen. Man muß ihn ſehr bewundern in jeder einzelnen Feinheit, doch zu Herzen ſprach er mir nicht in ſeiner Raffiniertheit. Einige kleine Kathedralen der früheren Gotik, die ich dieſen Sommer in der Schweiz ſah, waren mir lieber.

Von Köln an teilte ich das Damenkoupee mit einer Mademoiſelle Claire, ſo begrüßte ſie wenigſtens ein junger Mann von niggerhaftem Ausſehen. Sechs Stunden haben die beiden ſich etwas zurechtgeſchwafelt. Er ſtand immer in der Tür, aber meinen ſtrengen deutſchen Blick gewahrend, wagte er nicht weiter vorzudringen. Es waren Tingel-Tangel-Leute, die von einer Kunſtreiſe heimkehrten und ſich einander ihre Erlebniſſe erzählten. Als ſchließlich der Born ihres Stoffes erſchöpft iſt, fängt ſie mit jener ſpezifiſch näſelnden Stimme an zu ſingen, ſich mit dem Oberkörper wiegend und mit Händen und Füßen Tanzbewegungen machend. Mit ihrer Toilette nahm ſie dreimal eine Veränderung vor uſw.

In Belgien dachte ich an Meunier und Maeterlinck und wie die beiden hier wurzelten. Das ganze Land scheint besäet zu sein mit einer Fülle von kleinen roten und weißen Häusern, die alle Arbeiter beherbergen ... Paris naht.

... So nun bin ich glücklich in meinem Boulevard Raspail. Bis jetzt habe ich noch einen Horror vor der großen Stadt und ein scheußliches Ameisengefühl steigt in mir auf. Als ich in der klapprigen Droschke saß und der Kerl immer fuhr und fuhr, war mir zumut, als sollte ich nun mein ganzes Leben in dieser rumpeligen Droschke fahren. Aber endlich landete ich. Mich empfing die schwarzgekleidete rotbäckige Wirtin, die nach dem ersten Eindruck zu urteilen Menschlichkeit im Busen trägt. Fünf schmale Treppen führten mich in mein Zimmerlein. Es ist nicht viel über ein Bett lang und anderthalb Bettslänge breit. Das Ganze ist geblümt und sieht beim Scheine meines Stearinkerzleins nicht überschmutzig aus.

Gute Nacht.

Paris, den 4. Januar 1900.

Ich sitze am französischen Kamin! Als ich am Montag meinen Brief an Euch spediert hatte, ging ich etwas eisenbahnmüde zu Bett, um aus süßen Träumen von Klara Westhoff herausgeklopft zu werden. Nun redeten wir bis zum Morgen. Sie ist so voll von allem.

Den nächsten Morgen im Louvre, nachmittags in Luxembourg. Der Tizian geht mir auf in seiner Noblesse und zwei wundervolle Botticelli sind da. Zum ersten Male sehe ich rührende Fiesole. Er spricht so zu mir. Und Holbeins schöne ernste Porträts. Unten in der Skulptur Prachtwerke der Frührenaissance, della Robbia, Donatello und süße farbige Madonnenreliefs.

Kommt man aus diesem Riesenbau, dem Louvre, so geht es über die Seine, die in gelblichem oder blaulichem Nebel ein bezauberndes Bild zeigt. Am Quai entlang stehen lange Reihen von antiquarischen Büchern. Darin kann man wühlen und suchen, so viel man will.

Die Schaustellung eines Akrobaten auf offener Straße. Ein Kreis

von Zuschauern, die kein Auge von ihm lassen. Man sieht und lernt auf Schritt und Tritt.

Famose alte zweirädrige Karren mit noch älteren Schimmeln davor, ganz dicht daran gespannt. Lange schmale zweirädrige Bierwagen mit drei Pferden, Tandemgespann. Kolossale Omnibusse mit drei Pferden, Troika gespannt.

Und die Bauten! Das Museum Cluny auf dem Boulevard St. Michel, ein alter gotischer Bau. Daneben Reste römischer Thermen. Es gibt überall etwas zu sehen. Das braucht man auch. Man muß immer neue Eindrücke aufnehmen, immer innerlich arbeiten. Ist man zu müde und kann nicht mehr, so empfindet man einen großen Degout. Denn die Welt ist hier zu, zu, zu dreckig. Scheußliche Absynthgerüche und Zwiebelgesichter und eine wüste Sorte von Frauen.

Ich habe uns noch nie so geschätzt wie in diesen Tagen. Bisher fühlte ich nur unsere Fehler deutlich, aber jetzt spüre ich mit aller Macht alles, was wir haben und das macht mich stolz.

Gestern hörte ich in der Sorbonne einen Vortrag über Kunstgeschichte. Der Inhalt war mäßig, ich tue es der Sprache wegen.

Am Montag beginnt der Unterricht. Diese Woche brauche ich zur Orientierung und Sammlung. Auf dem Klavier meines Nervenlebens wird fortwährend forte getrommelt. Daran muß es sich erst gewöhnen.

Antiquarläden gibt es hier, zum Jauchzen! In jedem vierten Haus ist solch ein Tohuwabohu von interessanten alten Gegenständen. Ich trete mit immer erneutem Staunen davor hin, innerlich sprechend wie jener kleine Knabe: „Wenn i so a Kettle hätt, da tät i a Eichhörnli dran, wenn i eins hätt!"

Essen ist hier sehr teuer. Auch bekommt man ungeheuer kleine Portionen. Wenn man einen Fr. zahlt, kann man sich grade knapp satt essen. Da meine Schule nur zwei Minuten entfernt ist, werde ich meistens die Freuden des häuslichen Herdes genießen. Es schmeckt mir besser auf meinem Olymp.

Klara Westhoff und ich wohnen nebeneinander und tafeln im traulichen Verein. Heute habe ich zum ersten Male den Kamin angezündet.

Abendbrot und hinterher zur nächtlichen Stunde auf die großen

Pariſer Boulevards. Da iſt noch Weihnachtsmeſſe und Pariſer Nachtleben.

Paris, den 11. Januar 1900.

Euch jedem einen Sonntagskuß an Eure Tafelrunde und Dir, mein lieber Vater, einen ganz ſpeziellen für Deine wundervoll langen beiden lieben Briefe.

Milly wird lachen. Trotzdem muß ich es aber doch ſagen: Mir iſt, als ſei ich ſchon Monate in Paris, ſo tauſendfältig hat's auf mich gewirkt.

Das A und das O iſt für mich das Louvre. Dort kann man ſeine Seele nach Herzensluſt baden, und ich bade ſie oft dort. Das ſcheint mir das einzige Ding in Paris zu ſein ohne Haken. Sonſt haben nämlich alle Dinge hier ihren Haken. Man gewöhnt ſich zwar über kurz oder lang ihn nicht mehr zu ſehen, willenlos oder mit Kraftanſtrengung. Aber er iſt und bleibt und beſteht. Das Louvre hat alſo keinen Haken — Hallelujah!

Der Montag führte mich in meine Akademie. Cola Roſſi, die ſchwarzen Haare ins Geſicht geſchnitten, ſtrich das Geld ein und brachte dem Akt irgendeine Poſe bei. Leider poſieren die Modelle hier alle. Ein jeder hat ein halb Dutzend Stellungen, die er allmählich an den Mann bringt.

In der Klaſſe wird fleißig gearbeitet. Die Korrektur ſcheint ſachlich und gut. Man arbeitet nicht lebensgroß, ſondern im Berliner Format. Ich werde hoffentlich allerhand lernen, namentlich da ein wundervoller Anatomieunterricht, der in der Ecole des Beaux Arts unentgeltlich erteilt wird, meine mangelhaften anatomiſchen Kenntniſſe ergänzt. An Präparaten und ſchematiſchen Tafelzeichnungen wurde uns geſtern das Knie auf eine wundervolle Weiſe erklärt. So etwas wird uns Mädeln nirgends ſo geboten wie hier.

Den Sonntag verbrachte ich mit Clara Weſthoff bei Uhlemanns in Joſinville bei Vincinnes. Dies iſt eine höchſt intereſſante Familie, nicht grade heiter wirkend, mehr wie ein Stück Ibſen.

Die Mutter, Witwe, iſt gänzlich taub. Sie führt auf dieſe Weiſe ganz ein Leben für ſich. In ganz weltliche Geſpräche fällt ſie mit kleinen naiven Fragen. Das wirkt rührend. Mit den Augen lieſt ſie die Antworten ab, mit Augen, die das Leben ein wenig traurig ausgelöſcht hat.

Sie ist den ganzen lieben Tag im Hause tätig. Sie kann nicht ruhig sitzen. Dann kommt die Traurigkeit über sie und sie muß weinen. Der Mittelpunkt der Familie ist der dreiundzwanzigjährige Sohn (Alexander Ular), ein talentvoller Mensch. Er spricht acht Sprachen fließend, ist hier irgendwo an einer Zeitung tätig, und hat sich in Paris mit einer vierzigjährigen Frau verbunden. Er gehört zu denen, die über alles schelten und an nichts ein gutes Haar lassen. Im Grunde haben sie alle ein kinderweiches Gemüt, dessen sie sich fast schämen und das sie selten ans Licht treten lassen. In die Augen wagt es sich noch am ehesten.

Eine zwanzigjährige Tochter lernten wir kennen, frühgereift, klug, nüchtern, mit grauer Lebensauffassung. Clara Westhoff wirkt mit ihrer braunen Gesundheit und Riesenhaftigkeit sehr komisch. Geistig und wirklich warf sie bei jeder Bewegung einen kleinen Tisch oder einen Stuhl um.

Joinville liegt an der Marne, die ihre gelben Wasser durch müde, dunkle Wiesen wälzt, an den Ufern strenge Pappeln. Wir sahen es bei Regenhimmel. Bei blauer Luft muß es böcklinisch wirken. Es regnet alle Augenblicke. Die Luft hat hier etwas kolossal Malerisches, die Gegenstände Umhüllendes. Das kommt wohl von dem großen Wassergehalt.

Im ganzen stimmt Paris mich ernst. Es gibt hier so viel Trauriges. Und das, was für die Pariser lustig sein soll, das ist das Allertraurigste. Ich sehne mich manchmal nach einem Moorspaziergang. Dennoch genieße ich meine Zeit, nehme viel in mich auf und komme weiter.

Am Montag werde ich umziehen in ein kleines Gemach, das ich mir selbst bemöbeln werde, ungefähr wie Mama Möbel aus Kisten macht. So brauche ich mich dann nicht mehr über den Kellner zu ärgern, der nachmittags um fünf mein Zimmer noch nicht gemacht hat. Dort in meinem eigenen Raum werde ich selber kramen.

Die Bekanntschaft mit ein paar Kunstjünglingen haben wir auch gemacht. Es sind aber noch nicht die rechten. Die haben mit der Kunst noch nicht den richtigen ernsten Standpunkt.

Das Straßenleben bietet ungeheuer viel Fesselndes. Frauen mit

malerischen Mützen, vor den Lastkarren wundervolle starke Schimmel. Viel vagabundierendes malerisches Gesindel.

Wenn ich etwas besser Französisch kann, sehe ich mir die Sarah Bernard an.

Der Brief ist wohl ein wenig verworren. Das macht Paris. Wißt, daß ist eine Haut, in die man nicht gleich hineinwächst. Es gibt sich nicht gleich. Ich ringe mit ihm. Aber ich lasse es nicht, es segne mich denn.

Eure Paula.

★

Tagebuchblatt aus Paris

Ich bin in Paris. In der Neujahrsnacht bin ich abgereist. Die Sylvesterglocken hatte ich noch von unserem lieben alten Dach an der Bremer Weser angehört. Dann brachten mich die Meinigen im großen Zuge zur Bahn. Ich fuhr siebzehn Stunden und nun lebe ich im Gewühle dieser großen Stadt. Alles saust und hastet um mich her in neblichter, feuchter Atmosphäre. Viel, viel Schmutz, innerlich, tief innerlich. Mir schaudert manchmal. Mir ist, als gehörte mehr als meine Kraft dazu, hier zu leben, eine brutale Kraft. Das ist mir aber nur manchmal so. Zu andern Zeiten wird es wonnig klar und mild in mir. Ich fühle eine neue Welt in mir erstehen.

Fromme Gestalten mit weichem, seligem Lächeln möchte ich schaffen, die durch grüne Wiesen wandeln, am Wasser hin. Alles soll fromm und gut sein. Und ich *liebe* die Farbe. Und sie muß sich mir geben. Und ich *liebe* die Kunst. Ich diene ihr auf den Knien und sie muß die Meine werden.

Um mich her glüht es von Leidenschaften. Jeder Tag läßt mich eine neue rote Blume gewahren, glühend, scharlachrot. Alle um mich her tragen sie, einige still eingehüllt im Herzen. Und sie ist wie ein erblühender Mohn, von dem nur hier und da ein rotes Zipfelein durch die grünen Kelchblätter winkt.

Und andere tragen sie in bleichen, weichen Händen, und haben einen leisen Gang mit schleppenden Gewändern und lassen die Augen auf der Erde ruhen. Aber sie harren des Windes, der da kommen soll, daß er ihre rote Blume neige, auf daß sie die Nachbarblüte küsse, und die beiden Erglühenden sich in eine Flamme verschlingen.

Und es gibt andere. Sie schwenken Blicke frecherhobenen Hauptes. Sie streifen jene Blüten und brechen sie und ziehen trunken ihre Bahn.

Welches von diesen ist das Leben? das wahre?

★

Briefe an die Familie

Mein lieber Vater, Paris, den 18. Januar 1900.

vielen Dank für Deine beiden langen Briefe. Sieh die Welt und mich nur nicht so schwarz an. Dir selber und uns beiden Vielgeschmähten ist es bei weitem wohler, wenn man uns das bißchen Rosenfarbe, das tatsächlich existiert, läßt. Aber schließlich ist es uns auch einerlei.

Also mein Umzug macht Euch unzufrieden? Was Ordnung anbetrifft, ist es ein Fortschritt. In die alten Hotelmöbel und Teppiche war kein Grund mehr zu kriegen. Bei mir ist's jetzt reinlich. Leer, aber gemütlich. Pekuniär kommt es ungefähr auf dasselbe hinaus.

Hier ist es jetzt wie Frühling. Ich sitze am offenen Fenster. Draußen scheint die Sonne freundlich. Ich bin froh, daß wir Eure Kälte nicht haben. Denn die Kamine kokettieren ja eigentlich mehr, als daß sie richtig wärmen.

Nun über die Akademie. Ich habe vormittags Aktzeichnen belegt. Da kommen am Anfang der Woche Girandot oder Collin und korrigieren auf die Richtigkeit hin. In der zweiten Hälfte der Woche kommt Courtois, der das Malerische hauptsächlich im Auge hat, Tonwerte usw. Man hat dieses Doppellehrerverfahren hier als gut erprobt, auch die Akademie Julien hat diese Einrichtung. Mir ist es auch sehr angenehm.

Nachmittags ist ein Kursus Croquis, auch Akt, der während zwei Stunden in vier verschiedenen Stellungen gezeichnet wird. Das ist lehrreich für die Auffassung der Bewegung. Dieser Kursus wird einzeln jeden Nachmittag bezahlt. Man ist nicht gebunden und ich kann statt dessen auch ins Louvre gehen. Diese alten Meister bringen auch ein tüchtig Stück weiter.

Ich besuche andere Kurse als Clara Westhoff, habe überhaupt eine andere Lebensweise als sie. Für heute genug. Deine beiden Briefe haben mich doch ein wenig deprimiert. Sie klangen so durch und durch unzufrieden mit mir. Ich sehe von der Sache auch gar kein Ende. Ich muß doch ruhig meinen Weg weiter gehen. Na, wenn ich erst was kann, dann wird's besser. Ihr scheint mir's zwar nicht zuzutrauen, aber ich.

Paris, den 22. Januar 1900.

Heute will ich Euch von dem Atelier im besonderen erzählen. Nicht von der Grundidee, dem Ernst und der Arbeit, sondern vom Drum und Dran. Drum und dran ist hier nämlich viel, vieles zum Lachen und zum Verwundern.

Also die Rue de La Grande Chaumière ist eine kleine Straße mit kleinen Häusern. In zweien hat Cola Rossi sein Atelier aufgeschlagen, er ist König in dieser Straße.

Früher Modell, ist er jetzt ganz gentleman. Sehr smart angezogen, sehr ritterlich gegen Damen, versucht er die Miene eines Grandseigneurs zu behaupten. Sein Vater ist ihm ähnlich. Nur sieht man es dem an, daß er sich in allerhand Ecken umhergetrieben hat, wo es nicht ganz sauber war. Die beiden scheinen sich gut zu verstehen, sitzen überhaupt manches miteinander aus.

Das Faktotum des Hauses, das dafür sorgt, daß die Ateliers in ihrem allmählich würdig gewordenen Schmutze beharren, und die Öfen schlecht brennen, dies besagte, selbst verschimmelte, verschmutzte, verbogene, verschmitzte Faktotum heißt Angelo.

Angelo ist die Fee, die hier waltet. Er hält die erste Zwiesprache mit

den Modellen. Ist meist von drei, vier reizenden Dämchen umworben, damit er ein gutes Wort für sie einlege. Er läßt sich alles schmunzelnd gefallen.

Und nun der ganze Hofstaat von Schülern und Schülerinnen. Darunter auch viel merkwürdiger Schwindel.

Überhaupt sehen hier in Paris viele Maler so aus wie in Büchern, oder wie man früher dachte, so müßten sie aussehen. Mit langen Haaren, braunen Sammetanzügen, mit seltsamer Toga auf der Straße, mit wehenden Schlipsen, — im ganzen ein wenig wunderlich.

Auch die Vernünftigen, auch Nichtmaler tragen auf der Straße große schwarze oder dunkelblaue Capes, deren Capouchons sie bei Regenwetter über den Kopf ziehen. Das sieht nett aus. Denselben Kragen, nur etwas kürzer, tragen auch die Soldaten und Schutzleute.

Unter den Schülerinnen gibt es gelungene Gestalten. Die meisten machen mit ihrem Haar unglaubliche Sachen und sonst noch allerlei Wippchen in ihrer Kleidung. Im großen und ganzen wird ziemlich schlecht gearbeitet. Ich habe aber ein paar nette talentvolle Bekanntschaften gemacht.

Mein Haushalt läuft glatt. Am Sonntag schrubbt mir eine femme de ménage für dreißig Centimes. Meine mädchenhaften und häuslichen Tugenden gedeihen mannigfaltig. Ungefähr mein erstes Möbel (das erste war mein Bett — also das zweite —) war ein Besen. Hand-, Trocken- und Wischtücher sind schon nach Kräften wirksam.

Ich habe eine Crêmerie entdeckt, wo ich mit allerlei kleinen Leuten zu Tisch esse.

Pariser kleine Leute sind nun zwar etwas anders, als bei uns, mehr wie bei uns die großen Leute, nach der einen Richtung hin. Na, unter diesen Weltkindern bin ich dann der Waisenknabe. Sie sind aber ganz niedlich mit mir, machen nur manchmal aus meinem Französisch etwas zweideutig scheinende Wortspiele. Ich verstehe sie aber nicht und lasse mir auch keine grauen Haare darüber wachsen.

Das Grauehaarewachsenlassen muß man hier verlernen. Es gibt zu Mannigfaltiges nach jeder Richtung hin. Bald hört man auf, sich zu wundern.

Inzwiſchen habe ich Deinen lieben Brief bekommen, mein Vater. Sei innig bedankt für all dieſe ausführlichen Nachrichten.

Ich habe die drei Lehrer: Courtois, Collin, Girandot, die ſich abwechſeln. Was Du gehört haſt, verhält ſich wirklich ſo: die Profeſſoren ſind unbeſoldet. Sie lehren, um ſich bekannt zu machen und weil man beim Lehren lernt. Dem kaufmänniſchen Genie des Cola Roſſi ſieht übrigens dieſe Einrichtung ähnlich. Täglich fühlt man, wie viel man hier lernt. Das akademiſche Zeichnen hat viel für ſich.

Ich genieße das Straßenleben ungeheuer. Es gibt im Volke viel originelle Figuren, die ſich um Gott und die Welt nicht kümmern, ſondern ausſehen, wie ſie gerade Luſt haben. So begegne ich auf meinem Schulwege immer einem rührenden Alten, der ſich eine leuchtend lila Steppdecke umgebunden hat und einen Hund von zweifelhafter Raſſe führt.

In der Anatomie werden uns jetzt an zwei lebenden Modellen und an einer Leiche die Muskeln erklärt. Außerſt intereſſant, nur macht die Leiche mir leider jedesmal Kopfweh.

Wie hier alles eng beieinander liegt; lachende Geſichter, Amour, Amour und tiefſtes Elend. Manchmal iſt es mir ein wenig viel. Dann nehme ich meine Gitarre zur Hand. Die iſt mein David hier.

Alle Penſionen und chambres garnies werden zur Ausſtellung geſteigert, mein kleines Atelier nicht. Ich bin ſehr zufrieden damit und freue mich mehrere Male am Tage, über das weite Stück Himmel, das ich ſehe.

Der einzige draw-back iſt, daß diverſe Nachbarn zu bürgerlich nachtſchlafender Zeit noch mit ihren Türen Krawall machen, was mich unſanft aus ſüßen Träumen rüttelt, mich alſo an meiner Achillesverſe trifft.

Im Atelier hört man ſechs Sprachen, das iſt oft zum Davonlaufen.

Mein lieber, lieber Vater! Paris, den 29. Januar 1900.

Auf daß Dir Dein Leben leichter werde, wenigſtens nicht ganz ſo grau, ſo grau. Auf daß Du Dich deſſen freuſt, was Du haſt, und Dich nicht nach Dingen ſehnſt, die Du nicht haſt. Das ſind nur Dinge, die

Du für uns Kinder wünscheſt. Aber grade deshalb ſollteſt Du es nicht, denn wir ſind jeder in ſeiner Art glücklich genug. Das bißchen, was äußere Umſtände hinzufügen können, das kommt dem wahren Glück gegenüber gar nicht in Betracht. Das trägt jeder ſtill in ſich und wärmt ſich daran, wenn er ſich in der Welt kalte Füße geholt hat. Manche können noch andere mit wärmen, ein jeder tut es, wie es ihm in die Wiege gelegt iſt. Wärme Dir nur auch die Füße, Lieber. Du haſt es not. Laß Dich von unſerer Liebe durchſonnen, inniglich. Laß Ruhe in Deine Seele kommen, denn was iſt ein bejahrtes Leben ohne Ruhe?

Laß Dich küſſen, Lieber, und verzeih die großmütterliche Rede, ſie kam aus kindlichem Herzen.

Geſtern habe ich die Notre-Dame geſehen. Das war ein Ereignis. Bädeker hatte nicht ſehr erbaut von ihr geſprochen, ſo ging ich etwas blaſiert hin.

Und auf einmal lag ſie vor mir — ſchwamm über den gelben Waſſern der Seine. Die große Feuchtigkeit der letzten Zeit hatte den Stein gedunkelt. Tief und ernſt ſtand er auf dem Himmel und das Ganze wirkt trotz ſeiner Zacken und Spitzen rieſengroß.

Drinnen war Gottesdienſt. Wundervolle Farbenwirkungen kamen durch grüne und warm leuchtend rote Fenſter. Ein Mönchlein in bunten Gewändern hüpfte herum und predigte gegen die ruſſiſch-katholiſchen und gegen uns proteſtantiſche Ketzer. Mir ſcheint es immer unglaublicher, daß kluge, wahre Menſchen von dieſer Art Glauben etwas halten.

Dann wurde mir ein Nachmittag zum Leſen. Ich möchte gern gut Franzöſiſch können, denn die Leute ſind alle ſo geiſtreich.

Eſprit gibt es hier in ungeheuerlichen Quantitäten, daß mir armem Bäuerlein oft Sinn und Zunge ſtille ſteht. Auch in der Kunſt gibt es viel Eſprit. Die Art des Farbenauftrags iſt äußerſt geiſtreich. Das Unterſte, Letzte, Feinſte, das haben ſie nicht. Das iſt eben dasſelbe, was ich ſchon inſtinktiv im Cyrano de Bergerac fühlte.

In zwei Wochen iſt in der Schule ein concours auf eine Medaille. Nach den Arbeiten dieſer Woche werden dann die Plätze verteilt. Bei der Akademie Julien gibt es Geldpreiſe. Das finde ich, die Verhältniſſe des Studierenden in Betracht ziehend, viel vernünftiger.

Zu meinem Geburtstage wünsche ich mir ein Buch: „Weisheit und Schicksal" von Maeterlinck. Bei dem Namen brauchst Du nicht mißtrauisch zu werden. Diesmal ist es nichts „Mystisches", sondern etwas Stilles, Beruhigendes.

Mit meiner sogenannten Studentenwirtschaft ist es wirklich nicht schlimm. Es ist ganz ordentlich und reinlich. Narzissen und Mimosen stehen auf dem Tisch. Blumen sind hier lächerlich billig und man braucht sie hier. Die ganze vorige Woche habe ich mich an einem achtköpfigen Rosenbündel für fünfzig Centimes gelabt. Man muß wirklich ein wenig reine Natur sehen, wenn das Komplizierte und der Verfall einen schwindlich gemacht haben. Oft erfrischt mich schon ein Hund oder unser großer langschwänziger Hauskater.

Clara Westhoff und ich geben uns Mühe, die gegenseitigen Existenzen, so gut es geht, zu ignorieren. Wir fühlen selbst, daß wir mal von ganz anderer Seite gerieben werden müssen.

Anbei auch ein Aktlein. Es wäre ganz interessant, wenn Ihr Euch als Gegenstück einmal die Berliner Akte vom Boden holen wollt. Ihr werdet finden, daß alles mehr an der richtigen Stelle sitzt, überhaupt mehr drin ist.

Überhaupt dies Paris!!

Hier saß der Frühling schon in jedem Strauch, er lag in der Luft und den Menschen im Herzen. Die Pariser scheinen Auffassung für den Frühling zu haben. Wenn man mittags aus der Schule kam, herrschte allgemeine Freudigkeit auf der Straße. Die hat sich nun wieder verzogen und hinter Winterjacken und Pelze versteckt.

Aber den vorigen sonnigen Sonntag verlebte ich mit Clara Westhoff in Joinville. Da lag die Marne breit und groß in ihrem Bett und spielte um die Füße der alten ernsten Pappelriesen. Oben in den Bäumen aber sang und zwitscherte es. Der Frühling kommt hier in einem berauschenden Überfluß. Er nahm uns ganz gefangen und wir sagten und sangen all unsre deutschen lieben Frühlingslieder.

Dicht an dem Fluß hin strecken sich alte verwunschene Gärten, über deren graues Gemäuer der blaubeerige Efeu quillt. Drinnen im Grün

UNIVERSITY OF VICTORIA

versteckt schimmert es von efeuumrankten Vasen aus der Zeit der Ludwige. Es ist ein eigenartiger Eindruck so nahe der großen Stadt diese üppige Wildnis.

Paris ist seinen Bewohnern gleich. Neben maßloser Verdorbenheit eine kindliche Freude am Leben, ein Sichgehenlassen, wie es die Natur am liebsten hat, ohne viel zu fragen, ob es gut oder schlecht geht. Wir Deutschen können schon darum nicht so viel aussitzen als die Franzosen, weil wir hinterher an unserm moralischen Katzenjammer zugrunde gehen würden. Den scheinen die Leute hier nicht zu kennen. Sie beginnen mit jedem Tag ein neues Leben. Das hat natürlich seine Licht- und Schattenseiten.

Also ich habe eine Medaille und bin in der Schule ein großes Tier geworden. Die vier Professoren haben sie mir zugesprochen. Zwar damit, was ich hier in der Schule gelernt habe und noch lernen werde, damit hat die Medaille nichts zu tun. Das sitzt viel tiefer. Innerlich ist mir aber froh. Ich fühle mich erstarken und weiß, daß ich durch den Berg hindurchkomme und über ihn hinweg. Und wenn ich ihn erst hinter mir liegen habe, werde ich mich einen Augenblick umschauen und sagen: das war nicht leicht. Wohl werden vor mir neue Berge liegen. Aber das ist ja grade das Leben und dazu hat man seine Kräfte.

Wie sehr ich diesem Pariser Aufenthalt innerlich dankbar bin! Eigentlich ist es nur ein fortgesetztes Worpswede: ein stetes Arbeiten und Denken an die Kunst. Aber mir haben sich neue Perspektiven aufgetan, Ergänzungen und Erläuterungen zu dem Alten, und ich fühle, daß es was wird. Es ist eben auch hier bald Frühling.

Meine liebe Schwester, Paris, den 29. Februar 1900.

heute bekommst Du den ersten Familienbrief und einen Kuß für jeden von der Tafelrunde, von der einheimischen Schar natürlich.

Nun schneller Übergang zur Tagesordnung, denn die Zeit ist wieder mal knapp. Also am Sonntag machten Clara Westhoff und ich mal wieder eine Spritzfahrt ins Grüne. Beim Louvre setzten wir uns in eines

der Dampfboote und fuhren die Seine hinauf. Vorbei an den Ausstellungsgebäuden, die ich zum erstenmal zu sehen bekam. Als der Dampfer nicht mehr weiter fuhr, stiegen wir aus und gingen immer am Wasser entlang. Die Gegend hat hier einen eigentümlichen Reiz, trotz der Nähe der großen Stadt hat die Natur noch etwas Unberührtes. Man hat nicht so unseren deutschen Ordnungsteufel. Zum Schluß ging es Hügel hinan, an Hecken vorbei und einem schönen ernsten Kirchhofstor. Dann gab es ein lustiges Geplauder mit einem französischen Ehepaar, das mit einem Wagen voller Kohl nach der Stadt zog. Und dann ein gemütlicher Abend am Kaminfeuer, voll von heiteren natürlichen, naiven Eindrücken. Das Naive und Natürliche muß man hier in Paris des öfteren mit der Lampe suchen, das Heitere bietet sich ja alle Tage. Oder eigentlich es ist mehr Leichtsinn als Heiterkeit, der über manchen schwarzen Abgrund hüpft.

Mit der Kunst geht es, glaube ich, gut. Ich habe ein zufriedenes Gefühl. Nachmittags gehe ich bummeln in die Stadt, schaue mir tüchtig alles an, versuche alles in mich aufzunehmen, oder ich arbeite hier in meinem kleinen Atelier. Diesmal habe ich viel Bilder gesehen, doch war ungeheuer viel Süßes und Minderwertiges dabei. Das Gute bewahren sie sich für den Salon.

War auch wieder mal in der Notre-Dame. Diese wunderbaren Details in der Gotik, diese wasserspeienden Ungeheuer, von denen jedes seinen Charakter und sein Gesicht hat. Und über alles hinweg huscht der Frühling. Er knospet in dem kleinen stillen Kirchgarten, auf dessen Bänken sich die alten Männer sonnen. Er lacht aus dem blauen Himmel mit den weißen Wolkenballen, der fast so schön als in Worpswede ist, nur nicht so blau. Er lacht einem jedem im Herzen. Doch hier in Paris nicht jedem. Gleich hinter der Notre-Dame, auf allen Seiten von Wasser umspült, liegt die Morgue. Da fischt man tagtäglich Leichen heraus, die dieses Leben nicht mehr ertragen konnten, oder es ist einer, der beraubt wurde und ins Wasser geworfen. In diesem lachenden Paris unter der bunten Oberfläche liegt vieles Schwarze, Furchtbare. Das will einem oft schier das Herz zerreißen.

Doch vor mir auf dem Tisch stehen Veilchen und atmen Frühling.

Dann muß es hier in Paris zauberhaft sein, wenn alles grün ist, und das erlebe ich noch, denn soweit reicht noch mein Geldbeutel.

Abends im Männerakt bin ich nicht das einzige weibliche Wesen. Vier oder fünf besser zeichnende Mädchen sind mit mir. Man lernt da mehr. Es wird dort besser gearbeitet. Auch ist es mir als Erfahrung sehr interessant, etwas von diesen Leutchen zu sehen. Man braucht ja nicht gleich auf Du und Du zu stehen, was ja auch nicht gerade meine Art ist.

Der Haß gegen die Engländer ist hier sehr groß. Überall wie ein rotes Tuch dem Stier rufen sie uns: Boêr, Boêr, nach, denn wir sind in diesem Falle für sie auch Engländer. Sehr angenehm berührt mich die Verwechslung nicht. Die Nation fängt an, mir unangenehm zu werden. Da kehre ich überall, wo es geht, mein allemand heraus, doch wollen die Leute dem Schwindel nicht recht trauen.

Von unseren deutschen Künstlern wissen die Leute wenig. Ich beobachtete, wie sich ein paar Französinnen meinen Knackfuß-Klinger ansahen. Auf sie wirken seine eigenartigen Formen lächerlich. Das einzige Lob, was sie hatten, war: „c'est joli". Worauf ich entrüstet entgegnete: „C'est beau, pas joli". Das war aber unnötige Geschützvergeudung. Sie meinten es zudem nicht schlecht. C'est joli sagen sie auch von ihren eigenen Künstlern, von Rodin usw. Sie haben eben nichts Tieferes.

Man muß eben immer älter werden, immer stiller, und endlich einmal etwas schaffen . . . Doch Gute Nacht Euch allen.

Paris, den 13. April 1900.

Es ist Feierabendstunde. Ich sitze in meinem Zimmerlein, vor mir im grünen Pott tiefrosa, üppig duftende Levkojen.

Von ferne rauscht Paris. Dazwischen tönt Amselschlag und Spatzengezwitscher. Zarter Abendhimmel mit gelbweißen Wölklein. Und in den Baumwipfeln, die ich vom Fenster sehe, denn ich habe in meiner stolzen Höhe einen weiten Blick, da arbeitet es. Der Frühling, von dem ich Euch vor vier Wochen schrieb, er hat sich gänzlich wieder verkrochen. Nun kommt er aber doch und macht unsere Stadt herzenfroh.

Gestern am Gründonnerstag hörten wir die erste Hälfte der Matthäuspassion auf der harten Stufe einer Sakristei. Die Töne kamen wie von fern, wie aus einer andern Welt, weil viele Pfeiler zwischen uns und dem Chore waren. Es gab aber doch eine schöne innere Weite.

Der Salon ist eröffnet. Der Durchschnitt ist nicht besser als der Münchner Glaspalast. Und Münchner Glaspalast nimmt unter den deutschen Ausstellungen erst dritten Rang ein.

Aber die große Ausstellung, die wird Gutes bringen. Das wird ein Fest. Die wird auch morgen eröffnet und alles ist in fieberhafter Arbeit. So auch die armen kleinen Bildhauerjungens aus dem Abendakt, die dort bei den Stuckarbeiten beschäftigt sind.

Diese Zeit hier tut mir innerlich sehr wohl. Alles setzt sich ein wenig und ich fange an, einen Begriff vom Wert der Dinge zu bekommen.

Osterferien gibt es nicht. Die Welt lebt hier immer unentwegt weiter und wer des Sonntags arbeiten will, findet auch des Sonntags auf den Akademien ein Modell. Ich tue das nie. Das ist eins von den wenigen christlichen Dingen, die mir geblieben sind.

Mein Brief war Euch auf die Nerven gefallen? Lieben, ich bin ja doch nicht so. Aber das ist eine der charakteristischen Seiten von Paris, das ist die Mischung. Reines Gold gibt's nicht. Und grade die Mischung als solche zu erfassen, das ist fein. Stark genug sein, den Fehlern seines Freundes, den Fehlern des Weltalls offen ins Auge zu schauen, ebenso wie seinen eigenen Fehlern, das ist Wahrheit.

Rodin hat eine Bildhauerschule eingerichtet, die Clara Westhoff besucht. Zwar hat sie monatlich nur ein oder zwei Korrekturen von ihm, sonst kommen seine Schüler. Aber sie ist eben ein Mensch, der überall lernt. Im letzten Grunde weiß ich nicht einmal recht, ob Paris im Augenblick das Rechte für sie ist. Sie ist meiner Empfindung nach oft zu groß und massig, innerlich und äußerlich. Aber sie ist solch kräftige Natur, die alles, was an sie herantritt, ergreift, es unwissentlich dreht und wendet, bis sie es verwenden kann. Solche Menschen können überhaupt nicht unglücklich werden. Was ihr auch zustößt, immer wird es zu ihrem Besten sein.

Kamen meine Osterblumen noch ein wenig duftend an? Ich konnte

nicht widerstehen bei dieser Frühlingsfülle. Euch allen ein fröhliches Fest.

Und wann kriege ich mal wieder einen „Grauen" von meiner Mutter? Du hältst mich kurz, Liebe. Soll ich erst untugendhaft werden? Das ist hier nämlich nicht allzu schwer.

Wißt Ihr, wenn ich morgens über die Boulevards gehe, und die Sonne scheint und es wimmelt von Menschen, dann sage ich laut in meinem Herzen zu ihnen: Kinners, so etwas Schönes wie ich es noch vor mir habe, habt Ihr doch alle miteinander nicht, und dann liebe ich das Leben sehr.

Paris, den 19. April 1900.

Also es frühlingt sehr! Es lockt so, daß ich denke, wir werden unsere Sommerreise am Sonntag antreten. Zwar schlagen die Nachtigallen noch nicht, aber zwischen diesen Apfel- und blühenden Pfirsichbäumen muß man doch eine Woche frische Kräfte holen.

Ich bin übrigens noch kein Gerippe, sondern die Rosen meiner Wangen sind noch im Blühen.

Am Sonntag hatte ich einen berauschenden Tag mit Clara Westhoff. Er endete in Velizy, einem kleinen Dörflein, wo wir in einer Frühlingslaube bei Windlicht Postkarten an unsere großen Männer schrieben: die Worpsweder, Klinger, Carl Hauptmann.

Es war eine verzauberte Stimmung. Mondschein über einem kleinen Dorfsee, das Gutshaus und kleine verfallene Hütten daneben. Und aus dieser Dämmerabendluft heraus schimmerten weiße Enten. Dieser Friede und diese Ländlichkeit so nahe der großen Stadt, das ist der große Reiz von Paris.

Unsere Sommerreise wird nun doch erst nächste Woche. Wir wollen lieber beide noch eine Woche tüchtig arbeiten, um dann die Ferien um so mehr zu genießen. Meinem Vater einen Kuß für den Saint-Simon-Brief. Übrigens spricht Maeterlinck gar nicht von dessen Lehren, sondern er preist ihn als edlen glücklichen Menschen. Euch allen einen Frühlingskuß.

Mein lieber Bruder! Paris, den 26. April 1900.

Extra früh habe ich mich heute aus dem sogenannten Bette geschwungen, immer darauf achtend, daß jenes schwere energieverbrauchende Ereignis mit dem rechten Fuße vor sich ging. Diese Vorsicht verbürgt für den Tag gute Laune, die ich äußerst schätze, und deshalb habe ich mir den „rechten Fuß" aus den idyllischen Zeiten der Dresdner Friedrichsstadt bis in meine Sturmperiode gerettet.

Es ist sonderbar, wie einiges aus dieser frühesten Zeit in mir geblieben ist! So denke ich bei jeder Hummel an das Reseden- und Levkojenbeet hinter dem Turnreck, wo der Tummelplatz für die Hummeln war. Es ist wunderbar, wie solch ein kleines Kindergemüt ein Ding ergreift und von ihm innerlich durchtränkt wird, sich dem Eindruck in seiner Unbewußtheit völlig hingebend. Diese Auffassung in unsere bewußten Jahre mit hinüber zu nehmen, das ist etwas Wundervolles. Mir geht es noch manchmal so. Und dann habe ich Stunden, wo Sein und Nichtsein miteinander verfließen wie in unserm alten Garten. Ihr merkt davon nicht viel. Das sind versteckte zarte flüchtige Dinge, die das Auge der Sonne scheuen, aber so sind die Dinge, aus denen mein Leben besteht. Neben denen alles, alles andere lächerlich klein dasteht, alle äußeren Ereignisse, die an mich herantreten, meine ich, die für viele Menschen Glück und Unglück bedeuten. Das sind die Dinge, die Stunden, die meine Kunst ausmachen, mein Leben, meine Religion, meine Seele.

Ich schreibe Dir dies alles zu Deinem Geburtstage, weil ich Dir überhaupt so lange nicht geschrieben habe und weil wir, wenn wir miteinander sprechen, doch nicht bis zum Innerlichsten kommen. Da muß manchmal einer dem andern erzählen von der Blume, die da drinnen blüht. Denn ich sehne mich danach, daß wir uns verstehen, daß Ihr nicht glaubt, ich sei eine Andere, Fremde geworden. Das bin ich nicht.

Nur folgte auf dieses Traum- und Schlafleben, was ich führte, eine plötzliche Entwicklung. Daß sie Euch erschreckt, kann ich verstehen, doch mir gibt sie das Gefühl von Leben und Glück und Jugend und Freiheit.

Und es wird schon etwas Feines daraus werden und Ihr sollt Eure Freude schon daran haben.

Ich denke oft an Dich hier und möchte irgendeine Frage an Dich richten, um mich über etwas belehren zu lassen. Denn solch ein Weiblein ist doch ein unwissend Geschöpf. Auch habe ich von vielen Dingen läuten hören und weiß nicht, wo die Glocke hängt. Das ist eine feminine Untugend, ob angeboren oder anerzogen, das werden unsere Enkelkinder entscheiden. Dann drückt uns dies alles nicht mehr und wir sind hinweg von dieser schönen Erde.

Liest Du jetzt viel? Und liest Du viel moderne Sachen? Siehst Du, das habe ich für Dich gewünscht, daß Du mit Deiner Zeit lebst und mit den Besten, Weisesten Deiner Zeit, mit den Strebenden, Schaffenden, und nicht mit denen, die nach getaner Arbeit ihren Sonntag ruhen. Du wurzelst zu sehr in den Ideen der vorigen Generation. Das ist gut für solche, die noch Menschen der vorigen Generation sind. Das bist Du aber nicht. Dein Nervensystem ist eins unserer Generation. Und wenn Du nicht mitkommst, so ist es eine Schwäche und Kraftlosigkeit, die Du überwinden mußt.

Denke an den Niels Lyhne. Der hat es nicht getan. Du kannst es aber. Du hast das Zeug dazu. Nur mußt Du das Beste Deines Menschen dafür in den Kampf schicken. Ich meine, Du mußt für die Idee kämpfen, womit ich nicht meine, daß Du an unserem elterlichen Mittagstisch mit unserer Jurisprudenz disputierst, das ist Kraftvergeudung. Aber eine Idee verkörpern, zu leben, das ist es, was ich Dir wünsche, was ich all unsern deutschen Männern wünsche. Sie verlieren zu bald auf dem Kampfplatz ihre Federn und werden Philister.

Seid Idealisten bis ins Greisenalter. Idealisten, die eine Idee verkörpern. Dann habt Ihr gelebt. Und die Welt schreitet vorwärts. Und der große Sumpf trocknet aus und wird üppig Gartenland. Wir sitzen noch zu sehr im Sumpfe.

Das ist's, was ich Dir zu schreiben auf der Seele hatte. Nimm's brüderlich auf, Lieber, und grolle nicht und lächle nicht und zucke nicht die Achseln. Es ist zu gut gemeint für alle das.

In Liebe Deine Schwester.

Ihr Lieben, Paris, den 4. Mai 1900.

jetzt habe ich es fein gut gehabt. Nun ist mir wohl zumut, zwei liebe „Graue" und einen lieben Vaterbrief. Habt tausend Dank. Daß ich Euch einen so langen larmoyanten Brief geschrieben habe, tut mir hinterher recht leid. Wißt, ich bin gerade in einer schweren Stimmung, die auch wohl noch einige Wochen andauern wird, bis ich das Hindernis genommen habe; es ist was beim Malen. Dann kommt der Jugendübermut wieder über mich. Etwas Unangenehmes vorgefallen ist nicht im geringsten. Auch fühle ich mich wohl und danke für Eisen. Wenn ich mir was zugute tun will, so hole ich mir eine Flasche französischen Rotwein für sechzig Cts. Aber Mutting, die Geschichte mit Brandes und der Anekdote paßt doch nicht auf mich. Denn trotz dieses Riesenkatzenjammers habe ich jetzt äußerlich ein höchst fideles Leben und lache viel. Nur hat der innere Mensch nicht viel Teil daran, der verlebt eben die schwarzen schweren Stunden, die mit der Kunst verbunden sind, und ringt mit dem Engel des Herrn „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn".

Wir kennen jetzt einen ganzen Schwarm junger deutscher Künstler. Mit denen ziehen wir allwöchentlich über Land; tanzen, rudern, singen in der Dämmerung deutsche Lieder, sind überhaupt „deutsch", was hier im Welschlande von Zeit zu Zeit gut tut. Es ist ein prächtiger Schlag: zuverlässig, arm und kindlich. Sie sind sehr anders als die jungen Franzmänner. Sie sind mit Feuer bei ihrer Sache. Da kommen eine Menge natürlicher guter Anschauungen zutage, die einem das Herz erfreuen und erfrischen.

Wißt Ihr, Barbaren sind wir ja gegen die Franzosen und ich verstehe, daß sie uns als solche empfinden. Aber Kraft und Jugend sitzt dahinter. Man hört auch mal über den Lauf der Welt und ein Wort über Politik und Geschichte. Also Spaß macht es doch. Und den Jammer, den läßt man eben zu Haus.

Sonnabend und Sonntag waren wir draußen bei Uhlemanns in Joinville. Die alte taube Dame denkt nur daran, wie sie anderen Leuten eine Freude bereiten kann. So wollte sie uns diesmal die Schwelgerei

eines wirklichen echten Bettes genießen lassen und kochte mit eigener liebevoller Hand für uns. Das genießt man doch sehr nach den sieben mageren Jahren.

Dann haben wir eine schöne Ruderfahrt gemacht auf der Marne, über uns blühende Bäume und Nachtigallen, denn der Frühling ist hier jetzt mächtig im Gange. Und wenn nicht von Zeit zu Zeit ein Lüftlein weht, so wirkt er betäubend mit seinen tausendfältigen Düften.

Kennt Ihr Klingers Radierungen: „Eine Liebe"? Er ist es selber auf mehreren Blättern mit einer reizvollen Frau zusammen, inmitten eines Übermaßes von blühenden Kastanien. Die Leidenschaft in den Blättern, die duftgeschwängerte Luft, das ist französischer Frühling. Geht man jetzt durch den Jardin du Luxembourg, so sitzt auf jeder Bank ein Pärchen und schnäbelt sich. Es ist eine andere Schnäbelei als unsere deutsche: lachender, weniger sentimental und etwas zerstreut. Es sieht aus, als ob beide Teile schon wieder andere Rendezvous im Sinne hätten.

Wieder habe ich von Paris etwas Schönes gesehen: den Montmartre. Großartig beherrscht der Berg die Stadt. Auf steiler Straße zwischen kleinen Häusern steigt man zu ihm hinauf. Alte Frauen sitzen vor den Türen und flicken und die Jungen werfen die Augen rechts und links, denn hier ist wieder ein Malerviertel. Schließlich kommt man auf einen kleinen Markt, die Hühner laufen über den Weg. Dann steht man vor der schönen Kirche Sacré-Coeur, die ernst auf das bunte Paris hinabschaut. Wir betraten sie abends halb neun. Es wurde das Abendgebet gesprochen. Hier und da ein Lichtlein, der rötliche Schein der ewigen Lampe und tiefes Schweigen. Wir speisten zu Abend im Refektorium unter lauter alten Betschwestern. Die eine, Valentine, achtzig Jahre alt, mit furchtbaren Mienen und Gesten, wollte uns sogar bekehren. Die ist aber auch erst fromm geworden, als alles andere nicht mehr ging. Sie fragte nach unseren petits noms und wollte uns nie vergessen, und liebte uns trotz alledem, nahm jede unserer Hände zwischen ihre zwei großen fleischigen und schlurfte von dannen.

Ich fange an, Paris zu überwinden. Ich finde mich selbst wieder

und meine innere Ruhe; habe in der letzten Woche schöne, volle, tiefe Tage gehabt. Die Eindrücke werden einzelner, man rückt ihnen näher und kann sie gesammelt in sich aufnehmen. In den ersten Wochen meines Hierseins jagte ein Eindruck den andern. Sie ängstigten mich in ihrer ungeheuren Zahl. Nun werden es allmählich alte liebe Bekannte, die einen nicht mehr aus der Fassung bringen. Ich habe das schöne Gefühl, daß ich tüchtig weiter komme, mich nach einer anderen Seite hin strecke und wachse. Das ist ein tiefes ernstes Glücksgefühl.

Paris, den 15. Mai 1900.

Also ich bin in der Ausstellung gewesen, dreimal. Sie ist noch schöner und lehrreicher, als ich mir gedacht habe, kolossal lehrreich. Das schönste sind die Franzosen. Cottet, Simon, Jean Pierre. Die haben miteinander gemeinsam eine ungeheure Tiefe der Farbe. Sie schildern die Bretagne, aber wie!

Wir Deutschen stehen daneben etwas spießbürgerlich und philisterhaft. Viel Begeisterung und Eifer und zu wenig Studium.

Den Cottet habe ich besucht. Ein feiner rothaariger rotbärtiger urgesunder Mensch voll tiefen Empfindens. Als er einmal an mein Pförtlein klopfte, war ich leider nicht zu Hause, sondern fand nur sein Autogramm. Ich gehe aber noch einmal hin.

Wißt Ihr, die paar französischen Großen sind ganz ohne Konvention. Sie wagen naiv zu sehen. Man kann kolossal von ihnen lernen.

Es ist wunderbar, wie ich jetzt Land und Leute mit anderen Augen betrachte.

Abends im Akt wissen die Französlein vor Frühlingsgefühl und Frühlingsübermut gar nicht mehr wohin und singen ein Chanson nach dem andern. Sie sind Champagner. Nur werden sie auch so leicht schal.

Sehr gelungen ist jetzt die eine Ecke des Jardin du Luxembourg, wo die Studenten hausen. Pärchen neben Pärchen fristen sie da ihre Nachmittage. Und da sie in ungeheuren Scharen auftreten, fühlt jedes sich wieder allein und unbewacht. Da sitzen sie unter den blühenden Kastanien, sagen nicht viel, denken nicht viel, träumen nicht viel. —

Ich komme aus dem Abendakt. Diese Frühlingsmondscheinnächte sind berauschend. Die ganze Rapinière jauchzt; Frühling! Mandoline und Geige klingt, selbst ein Cello läßt sich hören und ein Deutscher singt: „Auch ich war ein Jüngling mit lockigem Haar". Dazu leuchten die weißen Kastanienblüten aus dem Nachbargarten und der liebe Mond. Und vor mir stehen duftende Maiglöckchen. Und zwischen all dieser Pracht freue ich mich auf die Heimat. Hier ist alles so hell, daß ich oft ganz ungeduldig werde. Bei uns ist der Klang tiefer gestimmt, voller, ernster.

★

Tagebuchblätter aus Paris

Wenn ich erst malen kann! Vor vier Wochen wußte ich es so genau, was ich wollte. Ich sah es innerlich vor mir, ging damit herum wie eine Königin und war selig. Jetzt sind wieder Schleier gefallen, graue Schleier, und verhüllen mir die Idee. Ich stehe als Bettler vor der Türe, fröstelnd, und flehe um Einlaß. Geduldig Schritt für Schritt zu gehen ist schwer. Wenn man jung ist und verlangend. Und dann fängt es menschlich an mir zu tagen. Ich werde Weib. Das Kind beginnt das Leben zu erkennen, den Endzweck des Weibes, und harret seiner Erfüllung. Und es wird schön werden, wundervoll. Und ich gehe durch die Boulevards und Scharen von Menschen begegnen mir und in mir ruft es: „So etwas Schönes, wie ich es noch vor mir habe, habt ihr alle, alle, alle nicht". Und dann ruft es: „Wann wird es kommen? Bald?" Und dann spricht die Kunst und will noch zwei ernste ungeteilte Jahre der Arbeit haben.

Ernst ist das Leben und inhaltvoll und schön.

Ich bin seit Tagen traurig, tieftraurig und ernst. Ich glaube, die Zeit des Zweifels und des Kampfes wird kommen. Sie kommt in jedem ernsten schönen Leben. Ich wußte, daß sie kommen mußte. Ich habe sie erwartet. Mir ist nicht bange davor. Ich weiß, sie wird mich

reifen und weiter bringen. Aber mir ist so ernst, so schwer ernst und traurig. Ich gehe durch diese große Stadt, ich blicke in tausend Augen. Ganz selten finde ich da eine Seele. Man winkt sich mit den Augen, grüßt sich und ein jeder geht weiter seinen einsamen Weg. Aber man hat sich verstanden. Die Schwesterseelen hielten sich einen Augenblick umschlungen. . . . Dann gibt es aber noch andere. Mit denen spricht man viele viele Worte und man läßt das Bächlein ihres Geredes über sich fließen und hört den Brunnen ihres Gelächters und lacht mit. Und in der Tiefe fließet der Styx, tief und langsam und weiß nichts von Bächlein und Brunnen. . . . Ich bin traurig und um mich her lagern schwere duftdurchschwängerte Frühlingslüfte.

★

Briefe an die Familie

Liebe Schwester. Paris, den 27. Mai 1900.

Dein Brief war eines pünktlichen Sonntäglings wert. Ich hatte es auch vor, aber die Zeit wird jetzt täglich knapper, ich fange an lang in die Nächte hinein zu leben, und behalte meinen Seelenfrieden nur in dem Gedanken, daß die Sache bald ein Ende hat, und ich wieder ein Weilchen Worpsweder Weltabgeschiedenheit und innere Tiefe genieße.

Ich führe jetzt nämlich einen unsoliden Lebenswandel. Ein paar Abende führte uns A. T. vergangene Wege seines Pariser Junggesellenlebens und einige Tage waren wir mit unseren deutschen jungen Leutlein unterwegs, die sich treu und herzinniglich an uns attachieren, und uns eine liebliche Kameradschaft angedeihen lassen, selbst froh, nach all den kleinen Pariser Dämlein zwei Unerschütterliche gefunden zu haben. Für nächste Woche wird ein Fest geplant, beim kleinen Bildhauer Abbeken und Schweizer Kuhmaler Tormann. Die beiden führen eine treue Ehe, die, wie sie beiderseits lachend versichern, nur dadurch intakt bleibt, daß sie sich von Zeit zu Zeit kloppen. Dies geschieht in vier fast leeren Räumen, einer Küche und einem Alkoven. Das wird also der Tummel-

platz des Festes. Die Mädchen bringen die Butterbröte mit, die Männlichkeiten Wein. Kerzen und Lampionbeleuchtung. Mandolinen- und Gitarrenmusik, einen Topfkuchen, den Tormanns Schwester liefert. Clara Westhoff und ich ziehen den Nachmittag vorher hin, um die Räumlichkeiten festlich zu schmücken.

Eine neue Errungenschaft ist der Maler Hansen. Von Natur ein Schleswiger Bauernsohn, hat er lange im Kunstgewerbe gearbeitet, kam in der Schweiz auf den klugen Einfall, Bergpostkarten zu zeichnen, Jungfrau, Mönch, Eiger, mit drastischen Gesichtern, kennst Du sie? Sie waren auch in der Jugend veröffentlicht. Er nahm sie als schlaues Bäuerlein in eigenen Verlag und verdiente in einer Woche zehntausend Mark. Jetzt hat er die wahre Kunst auf seinem Banner, und ein ernstes Streben. Dabei ist er in sich zurückgezogen, wie die Leute des Nordens ja alle.

Die Ausstellung bietet immer neue Großartigkeiten. Wenn man oben auf dem Hügel des Trocadero steht, vor sich das Grand Roue, den Eiffelturm, die Riesenweltkugel, im Hintergrund die Stadt mit all ihren Türmen, dann möchte man ihr Fackeln und Freudenfeuer bringen. Es ist ein ungeahnter Überfluß und eine nie endende Fülle. Sie hat eine ungeheure Persönlichkeit, diese Stadt. Einem jeden gibt sie jedes. Du mußt sie auch noch einmal schauen, Liebes. Doch nicht auf vierzehn Tage, das hat keinen Sinn, in vierzehn Tagen kann man sie nicht erfassen und verstehen. Man steht allem fremd und unbeteiligt gegenüber, und holt sich diverse Kater über die Verderbnis der Menschen. Auch der Kunst stand ich völlig fremd gegenüber, den Franzosen selten. Da sitzt so vieles drin, was uns Germänlein nicht im Blute steckt, und wir sträuben uns dagegen. Es ist mir interessant zu sehen, wie mein Urteil sich allmählich gebildet hat, obgleich ich noch lange nicht annehme, daß es fertig ist. Was ist fertig? und wann ist man fertig? Hoffentlich nie. So geht es auch mit allen anderen Anschauungen. Und wenn Euch im Augenblick vieles konträr ist, so hofft nur, daß in einem Jahr, schon in einem halben, sich vieles ändert.

Paris, den 3. Juni 1900.

Also das Fest. Es verlief von Anfang bis zu Ende in allgemeiner Glückseligkeit und Stimmung. Der Nachmittag vorher brachte die großen Vorbereitungen. Clara Westhoff und ich fabrizierten in den Festräumen einen Pudding mit „Mandelgeschmack" und einen mit „Erdbeergeschmack" und ordneten mit häuslicher Hand das Küchenfestinventar.

Indessen malte die edle Männlichkeit Friese. Im Salon, der ganz mit weißem Papier ausgeschlagen war, entstand ein famoser Zentaurenfries. Im Alkoven, wo die verschiedenen Matratzen und Kissen gehäuft waren, ein „Gefilde der Seligen"-Fries. Stühle gab es nicht. An Räumlichkeiten gab es noch einen Empfangssalon und ein Toilettenzimmer mit lebensgroßem Spiegel.

Dies der Tummelplatz der großen Fête. Alle Welt kostümiert, alle Welt guter Stimmung, oder vielmehr auf Höhepunktstimmung. Tanz mit Mandoline und Gitarrebegleitung. Künstlich waren aus starkem Draht zwölf Wandleuchter hergestellt. So prangte der Salon in Kerzenbeleuchtung. Im Alkoven schummerige Lampionstimmung. Als wir am Morgen, nachdem M.s Kaffeemaschine liebliche Dienste geleistet, die fünf Grundsteinflaschen unserer Bowle zählten, ergab es sich, daß wir nur anderthalb Flaschen getrunken hatten. Das andere war alles Jugend und Trunkenheit ohne Wein. Das machte mir Spaß. Ein Heimweg in unserem Kostüm durch das morgendlich dämmrige Paris. Als ich in mein Kemenatlein kam, war es ganz hell. Draußen ein Rausch von blühenden Akazien, Vogelmorgenstimmen und gurrenden Tauben. Ich legte mich lange nicht schlafen, obgleich ich frei von inneren Beschwerden und Herzaffektionen war.

Nächsten Morgen acht Uhr großes Lever. Akademie. Um zwölf Uhr Katerfrühstück in den Festräumen bei frohem Schnack.

Und die Hauptsache schreibe ich Euch zum Schluß. Am zehnten kommen die Worpsweder: Modersohn und Overbecks. Sie bleiben zehn bis vierzehn Tage. Und dann fahren wir miteinander heim. Hurrah.

Euch Allen einen Kuß.

Nach einem sonnigen Pfingstsonntag Kirchenbummel, nach etlichem Ungemach wegen mangelhaften Omnibusverkehrs, kam ich etwas flügellahm zu Hause an. In solchen Augenblicken hat diese Stadt etwas Furchtbares. Man fühlt sich so machtlos ihr gegenüber. Was sie nicht freiwillig mit überströmenden Händen hergibt, das ist ihr nicht abzuringen.

Im Louvre, der auf längere Zeit wegen Umhängung der Bilder geschlossen war, sind neue Säle eröffnet. Ich gehe wieder trunken durch alle diese Herrlichkeit. Ich bin sehr froh, zu bemerken, daß mich dieses halbe Jahr im Verständnis der alten Meister ein gut Stück weitergebracht hat. Daran messe ich meinen innerlichen Fortschritt.

Der Bildhauer Rodin hat eine Sonderausstellung eröffnet, das große ernste Lebenswerk eines Sechzigjährigen. Er hat das Leben und den Geist des Lebens mit enormer Kraft gebannt. Für mich ist er nur mit Michelangelo vergleichbar und doch steht er mir in einigen Sachen näher. Daß es solche Menschen auf Erden gibt, das macht es wert, zu leben und zu streben.

Donnerstag abend Tanz bei „Bullier". Kennst Du dies große Tanzlokal des „Quartier Latin", lieber Vater? Ein buntes Bild, unglaublich viel zu sehen: Studenten und Künstler, hübsch und lustig in ihren gelungenen Sammetanzügen und Schlapphüten, mit ihren kleinen Mädchen, von denen einige Radfahrhosen anhaben, andere Seidenroben und andere Sommerblusen. Es sind meistens Couturières und Blanchisseuses und dann gibt es eine eitel Kinderfröhlichkeit. Und um ein halb ein Uhr wird das Gas ausgemacht und die Leute gehen nach Haus. Weit in den Morgen hinein erstreckt sich das Kaffeeleben hier überhaupt nicht. Um zwei Uhr ist meist alles geschlossen.

Und Montag kommen die Worpsweder! Das ist die Hauptriesenfreude. Überhaupt: Dort ist allzeit mein Sinn. Ich kann Euch sagen, manchmal dürste ich nach Heimat.

Ihr Lieben, Paris, Freitag.

ganz plötzlich ist Frau Modersohn gestorben. Der arme Mann ist mit den andern nach Hause gereist. Nachdem er sie Jahre hindurch

voll rührendſter Selbſtaufopferung gepflegt hatte, war der Himmel ſo grauſam, ſie ihm in ſeiner Abweſenheit zu nehmen. Bis jetzt verſtand er es noch nicht. Er ſah alles, was ſich um ihn her ereignete, gab Anordnungen, doch die furchtbare Wahrheit kann er nicht faſſen... Ich komme ſo bald als möglich nach Hauſe, wahrſcheinlich bin ich Sonntag ſchon bei Euch. Dies iſt ein ſehr trauriger Schluß meiner Pariſer und auch meine nächſte Worpsweder Zeit wird ſchwer und traurig ſein. Ich habe in dieſen Tagen ſo viel von Moderſohn gehabt.

Auf Wiederſehn! Eure Paula.

★

Briefe an Otto Moderſohn

Paris, den 17. Januar 1900.

In den hilfloſeſten Momenten, die ich hier in Paris verbracht habe, ließ ich meine Gedanken immer nach Worpswede wandeln. Das iſt immer ein wundervolles Mittel, denn dann legt ſich das Chaos und es kommt eine ſanfte Stille über mich. Ja, Paris iſt wundervoll, aber man braucht Nerven, Nerven und nochmals Nerven, ſtarke, friſche, aufnahmefähige. Bin ich zu langſam und ungeſchickt im Verarbeiten der einzelnen Eindrücke? Ich weiß es ſelbſt noch nicht. Dennoch bleibe ich noch lange über den Frühling hinaus, denn man lernt hier auf Schritt und Tritt.

Das Louvre! Jedesmal, wenn ich dort bin, fließt es wie reicher Segen auf mich nieder. Ich komme Tizian im Verſtändnis näher und lerne ihn lieben. Und dann eine ſüße Botticelli-Madonna mit roten Roſen hinter ſich auf grünblauem Himmel ſtehend. Und Fieſole mit rührenden kleinen bibliſchen Geſchichten, ſo einfach erzählt, manchmal wundervoll in der Farbe. Ich fühle mich ſo wohl in dieſer Geſellſchaft von Heiligen.

Von Millet ſieht man fabelhafte Sachen in den Kunſtläden. Ein Mann auf dem Felde, der ſich die Jacke anzieht, gegen helle Abendluft, das war für mich das Schönſte.

Und die Lüfte, wenn man über die Seine-Brücke geht! Da flimmert es durcheinander von feinen grauen gelben und silbernen Tönen. Die hüllen das Geäst der Bäume ein. Die schönen Bauten stehen wundervoll tief dagegen.

Einmal war ich in Joinville. Dort fließt die Marne. Es war ein trüber Tag. Die Luft graugelb, das Wasser graugelber, trübe Wiesen und lange kahle Pappeln. Das hatte einen eigenartigen Reiz.

Ich gehe vormittags in eine Akademie Cola Rossi. Dort habe ich Korrekturen von Courtois, der ist fein für die Valeurs. Collin, der Anfang der Woche korrigiert, ist mehr für die Richtigkeit. Maler gibt es hier wie Sand am Meer. Darunter die originellsten Erscheinungen. Wenn man guter Laune ist, amüsiert man sich über alles. Nur wenn man schwach ist, kommen die Kater über einen. Man sieht furchtbar viel Elend hier, viel Korruptes und Degeneriertes. Ich glaube, wir Deutschen sind doch bessere Menschen.

Paris, den 29. Februar 1900.

Jetzt, wo man das Nahen des Frühlings in sich und um sich hat, da denke ich manchmal, in wie viel reinerer Gestalt es ihm vergönnt ist, in Worpswede seinen Einzug zu halten als hier. Auch hier spürt man ihn ja auf Schritt und Tritt. Aber in diesem Riesenorchester spielen tausend Geigen. Man kann den Klang der einzelnen nicht erfassen.

Übrigens bin ich von Veilchendüften umgeben, die vielen künstlichen gar nicht mitgerechnet.

Von neuesten Bildern sieht man wenig. Sie bleiben zum Salon und zur Ausstellung Sehr interessierten mich ein paar farbige figürliche Studien von Bonnat, tief und einfach im Ton und kolossal zusammengehalten.

Von Degas möchte man einmal etwas anderes sehen als Balletteusen und Absinthkneipen. Mir scheint auch, daß er das Naive in der Linie zu sehr sucht und dadurch manieriert wird. Aber er hat eben auch dies Technisch-Künstlerische.

In mehreren Salons à la Schulte, wo man über die Schleppen des eleganten Paris stolpert, gab es viel Süßes, Schlechtes und Seichtes. Ich denke eben immer noch, daß irgendwo Schätze begraben sind.

In der kleinen Rue de la grande chaumière hat der Cola Rossie seine Akademie heute eröffnet: kleine, rumpelige, schmutzige, komische Baracken, denen es aber an Poesie nicht fehlt. Cola Rossi ist neben Julien die beste Akademie. Er selber ist früher Modell gewesen, spielt aber jetzt den Grandseigneur und läßt beim ersten Schneider arbeiten. Er protegiert die Künste, die Professoren und die Eleven und hat meist Montags ein Gesicht, als ob er Sonntags was ausgegessen hätte.

In diesen heiligen Hallen zeichne ich Akt, morgens mit den Weiblein, abends mit den Männlein. Unter den Weiblein morgens gibt es viel rauhe Haare und ungeputzte Stiefel, einige kluge Köpfe, und wenig Talent. Sie arbeiten wie das Herdenvieh, ohne Ahnung, worauf es ankommt.

Nachmittags schaue ich mir die Welt an, oder arbeite hier in meinem grünen, kleinen Atelier.

Abends um sieben Uhr bei den Männlein. Bei den Männlein geht's noch komischer zu. Gibt es da wunderliche Gestalten! Eigentlich vernünftig wie bei uns zu Hause sieht kein einziger aus. Sammetanzüge, lange Haare, Hemdärmel, Handtücher als Schlipse und andere Eigenheiten haben diese Brüder in Apoll aufzuweisen. Galavorstellung: Bombardement mit Brotrinden, Hahngeschrei, Katzenkonzert und allgemeine liebevolle Prügelei. Viele Yankees, viel Spanier, Engländer, einige Franzosen und Deutsche. Die Unterhaltungen sind oft eigenartig, der Punkt, um den sich alles dreht, ist „elle". Wenn einer bei der Arbeit seufzt, heißt es gleich: „Est-elle gentille?"

Im ganzen wird hier aber besser gearbeitet, zwar mit wenig Auffassung, aber richtiger, als bei den Fräuleins. Es steckt mehr Gesundheit und Kraft dahinter. Und was bei den Männern rowdymäßig wirkt, ist bei den Mädchen gleich unschön. Wir haben es, glaube ich, doch schwerer. Aber trotz alledem ist das Leben schön und ich fühle das, komme mit meiner Kunst weiter und bin froh.

Ich bleibe hier so lange wie ich kann. Und dann kann ich vielleicht ein wenig und komme wieder nach Worpswede.

Des Sonntags machen Clara Westhoff und ich kleine Spritztouren aufs Land. Da ist es sehr fein. Hügelig, lange, dürre Pappeln am Wasser, weiches, toniges Gras, das heißt bei bedecktem Himmel. Bei Sonne ist mir die Erde viel zu hell, ich möchte dann alle Farben tiefer haben, satter, und werde ganz ärgerlich bei dieser Helligkeit.

Ich war gestern und heute in der Ausstellung. Diese Tage bilden einfach eine Epoche in meinem Leben. Alle Nationen sind wundervoll vertreten, aber das Schönste für mich sind die Franzosen. Der Cottet sagte mir: „Unser Volk ist eines der Dekadenz, aber einige Naturen leben innerhalb dieser Dekadenz, unabhängig davon. Und das gestaltet ihre Kunst zu einer völlig eigenen!"

Und er hat recht. Wir kleben in Deutschland zu sehr an der Vergangenheit. Unsere ganze deutsche Kunst steckt zu sehr im Konventionellen. Otto Modersohn, das ist einer, der sich durch den Berg der Konvention hindurchgearbeitet hat. Die andern verstehe ich vielleicht nicht und gebe mir keine Mühe. Denn ein Menschlein, das so im Wachstum begriffen ist wie ich im Augenblick, das muß zuerst an seine eigenen Arme und Beine denken. Ich habe ziemlich schwere Wochen hinter mir. Ich habe mich so gequält, da war es mir gestern in der Ausstellung wie eine Erlösung. Ich glaube wieder an die Kunst in ihrer ganzen Größe, und auch, daß mein Feuerlein einst ein wenig Wärme geben wird.

Auf der Akademie malt man fast ohne Farbe. Das A und das O sind die Valeurs, das andere ist alles Nebensache. Jetzt merke ich, wieviel ich da noch lernen muß. Ich dachte, die Valeurs wären meine gute Seite, aber ich bin furchtbar ausgescholten worden. Zwei Wochen lang wird an einem halblebensgroßen Akt gemalt, das heißt Licht und Schatten in den rechten Valeurs hingesetzt. Malen darf man das eigentlich nicht nennen. Aber das Formgefühl wird dabei verfeinert.

Überhaupt halte ich mehr von einem freien Menschen, der die Kon-

vention bewußt von sich tut. Ich meine, er muß sie besessen haben und sich in Selbstzucht und Maß geübt haben. Dann kann er sich von ihr abwenden. Redet einer von Konvention, der sie nie besessen hat, da denke ich leicht: „Fuchs, die Trauben hängen dir zu hoch!" Mit dem sogenannten Ausleben ist es doch eine wackelige Sache.

Doch weiter von der Ausstellung, wenn auch nur in Splittern. Denn in mir purzelt noch alles durcheinander wie im Kaleidoskop, durch das wir als Kinder schauten.

Cottet hat ein Triptychon ausgestellt, vom Luxembourg angekauft: „Au pays de la mer". In der Mitte, beim Schein einer hängenden Lampe, Frauen und Kinder beim Abendbrot mit traurig wartenden Gesichtern. Durch die Fenster schimmert blau das Abendmeer. Links ein Stück Boot mit Schiffern auf stürmenden Wellen, rechts der abendliche Strand mit harrenden Frauen und Kindern. Diese Tiefe der Farbe! Dabei ornamentale Größe, gepaart mit zarter seelischer Auffassung.

Ein anderer Cottet: ein Schimmel auf einer Abendwiese. Ein dritter: drei schwarze Frauen am Strande. Der Cottet selbst ist ein feiner Kerl. Rothaarig, rotbärtig, voller Leben!

Der Lucien Simon hat mir auch imponiert. Der hat ein eigenartig naives, gesundes Formgefühl und Velasquez-Töne in seinem Weiß und Schwarz.

In dem Bilde: „Männer am Meere" von Jean Pierre ist eine kleine Ecke, die drückt das aus, worauf ich strebe, eine tiefe, farbige Leuchtkraft in der Dämmerung, farbiges Leuchten im Schatten, Leuchten ohne Sonne wie im Herbst und Frühling in Worpswede. Blauer Himmel, große, weiße Wolken dran und keine Sonne.

Wie sehr ich mich auf die Heimat freue! Das, was für mich das Schönste ist: das Tiefe, das Satte in der Farbe sehe ich hier nicht. Es ist ein helles, heiteres, graziöses Land.

Innerlich sehr nahe treten mir die nordischen Völker, nicht so sehr durch die Art des Ausdruckes, als durch den Geist, aus welchem sie schaffen. Finnland zeigt höchst originelle Formauffassung. Zwar stört mich jetzt ein wenig der Mangel an Konstruktion all dieser nordischen Menschen. „Stört" ist nicht der rechte Ausdruck, aber ich sehe ihn,

während ich ihn früher nicht sah. Das ist ein Pariser Fortschritt. Denn Konstruktion ist hier Schlagwort.

Segantini ist vertreten mit großen ernsten Bildern, ein wenig hart, aber aus tiefer Seele geschaffen. Ach, was ist man glücklich, dies alles schauen zu dürfen! Das Leben ist überall voll und schön und ich fühle es wundervoll vor mir liegen. Da will ich mich gerne schinden und plagen, wenn dann von Zeit zu Zeit meine Seele ein Abendlied singen kann.

Mein Korbstuhl streikt, er will diese sündige Hülle nicht länger tragen. Ich sitze nächstens auf der Erde. Überhaupt, was den Komfort des Lebens betrifft, kann ich manch fröhlich Liedlein singen, das lieblicher in der Vergangenheit als in der Gegenwart zu singen ist.

Eine kleine Amsel habe ich auch. Die zwitschert vor meinem Fenster und ein Gewitter hatte ich auch nach Sonnenschwüle, und nun herrscht wieder Frühlingsregenduft.

Auf dem Montmartre sind wir neulich gewesen. Da liegt die Kirche ernst über der großen Stadt und mahnt zur Buße in wundervollen Glockentönen.

Und kleine deutsche Maler haben wir auch, mit denen wir tanzen und rudern und deutsche Volkslieder singen. Und eine ungarische Musikkapelle gibt es mit Walzern!!!! Spottet aller Beschreibung. Sie spielen sogar unsern Worpsweder „Dreifuß" und „Komm Karlineken".

Zweimal haben wir hier schon nächtlicherweile auf dem Asphaltpflaster getanzt. Die Leute hier tanzen los, wenn's ihnen Spaß macht. Die warten nicht wie bei uns in Worpswede bis zum nächsten Schützenfest.

Worpswede

1900

Tagebuchblätter

Worpswede, den 2. Juli 1900.

Ein Abendspaziergang durch Schlußdorf. Die Ottelsdorfer Mühle auf düsterem, flimmerndem Himmel, davor Moor, wogendes Kornfeld. Don Quichotte auf einem Schimmel, rotbärtig.

Leute beim Torfmachen. Abendstimmung. Alles tief. Braun und blau mit dunkel eingesetztem Weiß und Rot. Das Mädchen beim Schneiden mit eingebogenem Rücken und sehr sichtbaren Beckenknochen.

Liebesgarten. Abendstimmung. Rotleuchtende Kaiserkronen. Junges Paar. Er schwarz, sie weiß.

Ich wohne jetzt bei Brünjes in Ostendorf, schön in der Stille. Da versuche ich alles Eitle, was die Großstadt mit sich brachte, abzustreifen und einen wahren Menschen und eine feinfühlige Seele und eine Frau aus mir zu machen.

Worpswede, den 3. Juli 1900.

Ich war den ganzen Morgen in den Bäumen um Boltes Fabrik. Blauer Himmel und große Wolkenballen. Ich fühlte jeden Strauch. Vielleicht male ich auch einmal eine verlassene Fabrik.

Heute hat mir mein Vater geschrieben, mich nach einer Gouvernantenstelle umzusehen. Ich hatte den ganzen Nachmittag an der trockenen Sandkuhle in der Haide gelegen und Knut Hamsun „Pan" gelesen.

Worpswede, den 26. Juli 1900.

Mir kamen heute beim Malen die Gedanken her und hin und ich will sie aufschreiben für meine Lieben. Ich weiß, ich werde nicht sehr

lange leben. Aber ist das denn traurig? Ist ein Fest schöner, weil es länger ist? Und mein Leben ist ein Fest, ein kurzes intensives Fest. Meine Sinneswahrnehmungen werden feiner, als ob ich in den wenigen Jahren, die mir geboten sein werden, alles, alles noch aufnehmen sollte. Mein Geruchsinn ist augenblicklich erstaunlich fein. Fast jeder Atemzug bringt mir eine neue Wahrnehmung von Linden, von reifem Korn, von Heu und Reseden. Und ich sauge alles in mich ein und auf. Und wenn nun die Liebe mir noch blüht, vordem ich scheide, und wenn ich drei gute Bilder gemalt habe, dann will ich gern scheiden mit Blumen in den Händen und im Haar. Ich habe jetzt wie in meiner ersten Kinderzeit große Freude am Kränzebinden. Ist es warm und bin ich matt, dann sitze ich nieder und winde mir einen gelben Kranz, einen blauen und einen von Thymian.

Ich dachte heute an ein Bild von musizierenden Mädchen bei bedecktem Himmel in grauen und grünen Tönen, die Mädchen weiß, grau und bedeckt rot.

Ein Schnitter in blauem Blusenhemd. Der mäht all die Blümlein ab vor meiner Türe. Mit mir wird es auch wohl nicht mehr lange dauern. Ich weiß jetzt zwei andere Bilder mit dem Tod darauf, ob ich die wohl noch male?

Worpswede, den 3. September 1900.

Dr. Carl Hauptmann ist auf eine Woche hier. Er ist eine große, starke, ringende Seele, einer, der schwer wiegt. Ein großer Ernst und ein großes Streben nach Wahrheit ist in ihm. Er gibt mir viel zu denken. Er las aus seinem Tagebuche: „Gedankliches und Lyrisches". Deutsch, hart, im Wortlaut schwer und unbeweglich, doch groß und tief. Lege die Eitelkeit ab und sei Mensch. Die Eitelkeit setzt Mauern auf zwischen dir und der Natur. Du kommst nicht zu ihr hindurch. Die Kunst leidet dadurch. Vertiefen, von innen nach außen leben, nicht von außen nach innen. Deshalb gegen Paris für mich.

Daneben Rainer Maria Rilke, ein feines lyrisches Talent, zart und sensitiv, mit kleinen rührenden Händen. Er las uns seine Gedichte, zart

und voller Ahnen. Süß und bleich. Die beiden Männer konnten sich im letzten Grunde nicht verstehen. Kampf des Realismus mit dem Idealismus.

★

Im Spätherbst 1900 verlobte Paula sich mit Otto Modersohn. Nichts wurde dadurch an ihrem streng konzentrierten Arbeitsleben verändert. Der Gedanke, was die Welt zu einer Verlobung, die vier Monate nach dem Tode von Modersohns Frau geschah, sagen würde, hat die beiden wenig gekümmert: sie standen vor sich selbst gerechtfertigt da in ihrem Tun und konnten der Zustimmung der „Welt" entraten. Immerhin verlangte die Welt ein Maß von äußerlicher Rücksichtnahme und der Briefwechsel der Verlobten mußte heimlich hin- und hergehen. Solange Paula noch in Worpswede weilte, legten sie die Briefe unter einen bestimmten Stein in der Heide, von wo sie dann jeder sich abholte. Später, bei den Aufenthalten Paulas in Bremen und Berlin wurden die Adressierungen von Freunden und Verwandten gemacht.

★

Briefe an die Familie

Mein lieber Vater, Worpswede, den 28. Oktober 1900.

. . . mit dem Feiern mache Dir nur keine Sorge. Otto und ich sind ja beide ganz vernünftige Leute. Heinrich Vogeler hatte noch eine Flasche Rotwein zu mir gebracht, um mit uns unsere Verlobung zu feiern, die ihm erst neuerdings aufgegangen ist, und zu der er sich reizend verhält. Otto hatte es ihm schon einmal in kurzen Worten erzählt, aber da hatte er vor lauter Verlegenheit, daß es sich um etwas Zartes handele, gar nicht zugehört.

Wir sind jetzt beide tüchtig an der Arbeit. Otto hat kurz hintereinander

ander drei neue Bilder angefangen. Dann komme ich abends zu ihm ins Atelier und wir beschauen sie zusammen. Ich arbeite viel in Holzschuhen draußen und lasse mich tüchtig durchwehen. Man muß die paar goldenen Tage noch wahrnehmen.

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, Oktober 1900.

ja, ich sitze im Glück, tief und sanft und das Leben umweht mich süß. Es ist mir alles wie ein Traum. Eigentlich war mir mein ganzes Leben wie ein Traum, doch jetzt ist es eben noch mehr. Solche Abende, wie ich sie verbringe, blühen, glaube ich, den wenigsten in der Welt. Wie heute, als wir uns gegen Dunkelwerden an unserem Lieblingsplatz trafen. Da standen wir zusammen zwischen zitternden Föhren, in denen der Wind knackte; — — — er ist wie ein Mann und wie ein Kind, hat einen roten Spitzbart und zarte liebe Hände und ist siebzehn Zentimeter größer als ich. Er hat eine große tiefe Intensivität des Gefühls. Daraus besteht eigentlich der ganze Mensch. Kunst und Liebe, das sind seine beiden Stücklein, die er geigt. Er hat eine ernste, fast schwermütige Natur bei einer großen Freude an Sonnenschein und Frohsinn. Ich kann ihm viel sein. Das ist ein wundervolles Glück. In der Kunst verstehen wir uns sehr gut, der eine sagt meist, was der andere empfindet. Ich will auch meine Kunst nicht an den Nagel hängen. Wir wollen nun vereint weiterstreben. Bei seiner großen Einfachheit und Tiefe wird mir fromm zumut. Ich bin ein solch komplizierter Mensch, so ewig zitternd, da tut solch eine ruhige Hand so viel Gutes.

Ich trage das Glück in meinem Herzen.

Deine Paula Becker.

★

Briefe an Otto Modersohn

An den Allerbesten. Worpswede, Herbst 1900.

Ich habe über uns beide nachgedacht und habe es beschlafen und nun kommt mir Klarheit. Wir sind nicht auf dem rechten Wege, Lieber.

Sieh, wir müssen erst ganz tief in uns gegenseitig hineinschauen, ehe wir uns die letzten Dinge geben sollen oder das Verlangen nach ihnen erwecken. Es ist nicht gut, Lieber. Wir müssen uns erst die tausend anderen Blumen unseres Lebensgartens pflücken, ehe wir uns in einer schönen Stunde die wunderbare tiefrote Rose pflücken. Um das zu tun, müssen wir beide uns noch tiefer ineinander versenken. Laß das Bilderstürmerblut der Ahnfrau ein wenig noch schweigen und laß mich eine kurze Zeit noch Dein Madönnlein sein. Ich meine es gut mit Dir, glaubst Du es? Denke an die holde Dame Kunst, Lieber. Wir wollen diese Woche beide malen. Dann komme ich am Sonnabend früh zu Dir. Und dann sind wir gut und mild. „Das sanfte Säuseln", wie Du sagtest. Gute, artige Kinder, „denn die muß es auch geben," um Dich ein wenig verändert zu zitieren. Leb wohl, Lieber. Denke, was schön ist und fühle, was schön ist. Wir haben uns ja die Hände gereicht, um mit vereinten Kräften feiner zu werden, denn wir sind ja noch lange nicht auf unserem Höhepunkt, ich noch l—a—n—g—e nicht und Du auch nicht, Lieber, Gott sei Dank. Denn Wachsen ist ja das Allerschönste auf dieser Erde. Nicht? Wir beide haben es noch gut vor ... Sei still geküßt und laß Dir den geliebten Kopf leise streicheln. Ich bin Dein, Du bist mein, des sollst Du gewiß sein.

Auf Wiedersehn. Dein Ich.

Lieber? schlaf auch immer recht schön und viel und iß kräftig. Nicht? Du!!

Mittwoch abend.

Ich habe heute fein gearbeitet, das heißt für meine Verhältnisse, und bin riesig froh. Ich habe gedacht, wenn ich schön durchhalte und nicht auf einmal plötzlich vor dem Berge stehen bleibe, dann bekommst Du einmal eine Frau, die sich schon sehen läßt. Ich wollte es so von ganzer Seele für uns beide. Vor der Hand bin ich es, glaube ich, nur, die daran glaubt. Na, wenn Du auch daran glaubtest, so wäre es vielleicht zuviel des Glückes und ich schösse zu sehr in den Himmel. Das ist nämlich auch menschlich mein schwacher Punkt, daß ich leicht übermütig

werde. Heute morgen war es grade auf der Kippe. Künstlerisch übermütig aber darf ich nicht werden, denn dann hat es nämlich ein Ende mit der Kunst. Darum ernst. Mache mich nicht immer gleich zum Lachen, wenn ich es einen Augenblick nicht tue. Denke, diese wenigen ernsten Augenblicke gereichen meiner Seele zum Heil. Vertiefung nach allen Seiten hin. Nur die Lachseite ist bei mir tief genug.

Ich habe dazwischen arg philosophiert über den andern Punkt und so viel Lebensweisheit angesammelt, daß ich für uns beide wünsche, daß ich sie bis Sonnabend verschlafe. Sie wirkt sonst zu überwältigend. Laß Dir's gut gehn, mein Lieber. Denke gar nicht an die alte dumme Welt, viel an Kunst und ein weniges an mich.

★

Tagebuchblätter

Ich habe Fräulein R.'s Atelier gemietet bei Schneider Rauke. Das Mädchen interessiert mich aufs äußerste. Allen den kleinen Sachen, die ich mit ihrem Nachlaß übernommen habe, wohnt so viel Persönlichkeit inne. Ein grün gebeiztes Vogelbauer, durch eine Feder verschlossen, eine Unmenge bunter, zerbrochener, verträumter Pottchen, eine Mappe mit ihren Kinderzeichnungen: „Das Feld, auf dem die Bank stand" und unzählige Variationen ihrer Geschwister mit Häkelzeug, mit Buch, mit nichts. Dann auf dem Boden, über einen Nagel gesteckt, ein paar charakteristische Kohlezeichnungen vom vorigen Jahre.

Ich fühle mich wohl unter diesen Trümmern, spinne und fange an zu arbeiten. Morgens male ich Halbakt, nachmittags Herma. Und wir haben Mondenschein. Und als gestern Brünjes zu Balle waren, sprangen wir im Akt aus dem Fenster und hielten einen Ringelreihenflüsterkranz. Heute las ich in der „Versunkenen Glocke". Der Gerhart ist doch ein Mensch, was sie auch sagen mögen. Der hat noch nicht ausgesungen. Ich glaube es nicht.

Herma ist süß um mich zu haben. Sie ist wie Pappelblätter auf der Luft. Es träumt und schläft so Süßes in ihr. Und eine Lieblichkeit

ist schon wach. Wenn sie Goethe- und Heinegedichte sagt, dann strömt ihr ganzes Wesen eine Licht- und Wärme-Atmosphäre aus.

Ich lese Ibsens „Kaiser und Galiläer". Ich bin doch wieder ganz unter dem Einfluß dieses Großen, ich hatte ihn vom vorigen Jahre her nicht so groß im Gedächtnis behalten. Und etwas Nobles hat er und eine Gedankentiefe. Mutter beurteilt ihn falsch, viel zu sehr nach seiner Frisur.

Und ein Brief vom König Roter. Mit allumfassender Liebe und Lebensglut. Er macht mich fromm.

. . . . . .

Etwas vom Häuserbauen. Ich meine eigentlich, oder selbstverständlich etwas für Otto Modersohn und mich und unsere Kinder. Die Treppen sollen recht durcheinander gehen, auf und ab, möglichst auf verschiedenen Höhen die Zimmer liegend, dadurch entstehen auch Alkoven und komische Ecken. Die Fenster sollen teilweise bis auf den Boden gehen im oberen Stock. Im unteren ein Gartenzimmer mit Flügeltüren nach draußen. Einige Fenster mit niedrigen Fensterbrettern, breit, um darauf zu sitzen. Einige Fenster breit und schwer, ungefähr quadratisch, eine Neigung dazu die betreffenden Türen. Dach, Mansardendach, mit Fensterreihen unterbrochen. Wenn es geht, eine Turmstube mit flachem Dach. Laternen wie auf der Wilhelmstraße in Berlin schön, wenn sie irgendwo stehen könnten. Merkwürdige, kleinblumige, bräunliche oder graue Tapeten.

. . . . . .

Ich kam in das Land der Sehnsucht. Es war süß und lieblich anzuschauen. Die Sonne blickte hernieder von ihrem güldenen Stuhle am Firmament und ihr seidiges Goldhaar umrankte alles, was sie schaute. Es schlang sich kosig um die großen, knorrigen Kiefern. Und die alten Gesellen ließen es sich gerne gefallen. Sie fühlten sich jung und freudig unter dieser lieblichen Umarmung. Sie rührten sich nicht und standen still, als fürchteten sie, durch eine Bewegung diesen holden Zauber zu verscheuchen. Das Haar der Sonne ließ ihre Zweige und Äste gülden scheinen. Und sie freuten sich ihrer Schönheit. Und es schlang sich hin an die Ufer des Sees und spielte mit dem trockenen Ried. Es warf güldene Fäden hinaus auf den See, weit hinaus, ich konnte das Ende

nicht erblicken. Es legte sich warm und weich um meine Brust, daß mein Herz langsam schlug und heilig, sich freudig bewußt, daß es lebte.

Ich blickte hin auf das Wasser. Meine Augen folgten den goldenen Fäden der Sonne. Ganz in der Ferne verschwanden sie. Sie tauchten unter in ein graues Blau. Es war nicht Wasser. Es war nicht Himmel. Es war ein Gewirr von grauen Schleiern, was sie aufnahm. Das durchgoldeten sie nicht. Es machte mich traurig, hinzublicken. Ich schaute wieder auf das Schilf und hörte sein leises Gekose.

Doch es zwang mich, wieder hinauszublicken in die Ferne. Ich sah wieder die grauen Schleier, sich leise bewegend. Und dahinter war es wie ein paar große, tiefe Augen, die schauten auf den Grund meiner Seele und verließen mich nicht mit ihren Blicken. Da ward meine Seele traurig. Und sie fragte die alten Kiefern: „Wem gehören diese tiefen Augen?" Und sie regten sich nicht, aus Furcht, den goldenen Zauber der Sonne zu verscheuchen. Und ich fragte das Ried. Aber es hörte meiner nicht und koste weiter.

Und ich blickte wieder hinaus in die Ferne, hin in die tiefen Augen. Meine Seele schrie und rief: „Wer bist du?"

Da hob sich leise der erste Schleier und ließ herfür drei weiße Schwäne. Die schwammen langsam über die güldene Fläche, langsam und traurig. Und als sie nahe kamen, wo ich stand, warfen sie mir jeder eine weiße Feder zu. Und als ich die erste nahm, da erkannte ich die tiefen Augen in der Ferne. Es waren die Augen der Sehnsucht, die mich anblickten, als wollten sie mich nicht lassen. Meine Augen mußten an ihnen hangen. Und ich vergaß die Welt um mich her. Ich vergaß alles, was ich lieb hatte, und blickte hinein in die tiefen Augen.

Und ich nahm die zweite Feder. Da fiel es wie Schuppen von meinen Augen. Und ich sah neben mir stehen eine Menge Volkes jeglichen Alters. Sie hatten traurige Gebärden und blickten hinaus gleich mir in die Augen der Sehnsucht.

Und ich nahm die dritte Feder. Da ward mein Ohr aufgetan und ich hörte reden um mich her und trauern. Ein jeglicher sprach traurig einen Wunsch, den Wunsch seines Herzens. Und die tiefen Augen der Sehnsucht waren auf ihm, daß er nicht vergessen konnte.

Da war eine Frau, die schrie nach dem Herzen des geliebten Mannes. Und die Augen der Sehnsucht waren auf ihr. Sie hatte gleich mir die Welt vergessen und alles, was sie lieb hatte, und dachte nur an das Herz des geliebten Mannes. Da war ein Jüngling. Der rief kühn hinaus in die Ferne: „Ruhm und Ehre!" Die Augen der Sehnsucht waren auf ihm. Und er vergaß alles andere, und alles, was er lieb hatte. Trug nur diesen einen Gedanken.

Ich blickte hinaus in die Ferne und mir schauderte. Mein Lieblingswunsch war in meinem Herzen und ich kosete mit ihm. Ich dachte an nichts anderes und schrie nach dem Wunsch meines Herzens.

Da hörte ich eine Stimme leise tönen, sie wurde lauter und immer lauter. Und das Goldhaar der Sonne umwehete mich. Und ich konnte hinwegsehen von den tiefen Augen der Sehnsucht und ich blickte hin zur Sonne.

Die aber rief: „Geh heim in dein Haus und schaffe. Denke der Menschen, die um dich wohnen und habe sie lieb. Und du wirst genesen."

Das Haar der Sonne umwehete mich süß. Und mein Herz schlug langsam und heilig. Es kam über mich eine große Kraft. Ich ging hin und schaffte. Den Lieblingswunsch meines Herzens schleuderte ich hinaus in den See. Da leuchtete er auf dem Grunde.

Mich aber umweht das Goldhaar der Sonne. Und Friede wohnt in meiner Seele.

★

Brief an die Mutter

Meine Mutter, Worpswede, den 3. November 1900.

ja, ich muß einmal schreiben, und öfter schreiben. Mir ist es selbst so. Es gärte schon in mir. Und auch ohne Deinen lieben „Grauen" schriebe ich jetzt an Dich. Doch vielleicht hat er es auch gemacht. Denn Initiative ist jetzt mein schwacher Punkt. Sie war eigentlich nie meine stärkste Seite. Nun muß ich das wenige, was ich besitze, noch in Otto Modersohn und mich teilen. Denn er hat noch vie-ie-iel weniger als ich.

Ich wundere mich oft, wie einsichtig und sanft ich zu ihm bin. Das

kommt ja wohl von der Liebe. Ich werde, glaube ich, eine ganz gute Frau. Es ist mir sogar schon begegnet, daß ich mich ängstigte, daß mir mein Dickkopf mit der Zeit völlig abhanden ginge, und bei seinem Vierteljahrhundert hat er doch eigentlich antiken Wert. Da darf ich ihn mir doch nicht völlig aus den Händen rollen lassen, habe ich philosophiert. Der Mann ist aber auch so rührend kindergut, und wenn er einen einmal verletzt, so geschieht es in solch göttlicher Ahnungslosigkeit, daß man davor in Demut niederknien muß. Das ist eben jene Naivität, die ich schon im zarten Kindesalter an M. sehr bewunderte. Wir Bewußten, wir haben es eigentlich noch einmal so schwer. Wir dürfen niemandem wehe tun, weil wir wissen.

Ich bin sehr am Malen, nehme all das bißchen Zeit wahr, was man jetzt hat, und er, er schüttelt weiter schöne Bilder aus dem Ärmel. Ich will meine Junggesellenzeit noch recht zum Lernen wahrnehmen; denn daß ich mich verheirate, soll kein Grund sein, daß ich nichts werde.

Dr. Carl Hauptmann hat ein Tagebuch herausgegeben, das bekomme ich jetzt zum erstenmal in die Hände. Seine dramatischen Sachen können mich wenig erwärmen, aber in diesem Buch liegt der ganze feine Mensch wahr und klar vor Dir. Mit seinem glühenden Verlangen, das Unterste, Tiefste im Menschen klingen zu machen, auf daß die seichten Obertöne schweigen. Er hat einen jugendzarten Idealismus, einen göttlichen Glauben an die Welt. Jedes Wesen schaut er mit Liebe an. Die Zeit hat an ihm nicht den Verknöcherungsprozeß vollziehen können, wie bei so vielen. Eine Mauer tiefster reinster Ethik schirmt und schützt ihn. Ich will Dir das Buch schicken, wenn ich es ausgelesen habe, auf daß Du ihn auch kennen lernst.

Otto hat Klinger bei Pauli gesehen. Es ist doch etwas Wundervolles um das Allbesiegende einer Persönlichkeit. Der ist einer von diesen Souveränen, und dabei gütig. Wenn ich an jenen Blick denke, den er mir vor drei Jahren beim Abschied gab; ich war so sehr unreif, so sehr unfertig und sehr unergiebig. Und sein Blick war, als ob er mir leise das Haar streichelte.

Bremen

1900—01

Briefe an Otto Modersohn

Bremen, den 5. Dezember 1900.

Lieber, nun bin ich hier und komme fürs erste nicht wieder weg. Was machst Du bei dieser Himmelsgräue? Müßte ich nicht eigentlich bei Dir sein und Du bei mir? Mir dreht sich hier ein wenig die Welt um und um, macht mich etwas schwindlig, so daß ich mit Mühe auf beiden Beinchen stehen bleibe. Hätte ich mich nicht mit Armen und Beinen gesträubt, so säße ich jetzt heute zum zweiten Male im Theater. Sie meinen es alle so gut und in ihrer Liebe wird mein armes Seelchen fürchterlich malträtiert. Nun muß ich noch morgen abend in „Cosi fan tutte", um dann Freitag früh heimzukehren und ich freue mich sehr, sehr. Es ist vom Übel, wenn der Mensch nicht da ist, wohin er gehört. Und ich gehöre nicht hierher, in die Stadt. Sei geküßt, mein Mann. Und Freitag nachmittag komme ich zu Dir ins Atelier. Wie hat Dein Velasquez es gemacht, daß er am Hofe solche Bilder malen konnte? Mein Menschlein ist hier völlig ausgelöscht. Merkwürdig. Ich habe nichts zu sagen und nichts zu fühlen. Das ist es ja, was ich Dir sagte: Ich kann nicht viel aushalten. Du bist Einer und ein Feiner.

Bremen, den 23. Dezember 1900.

Die Familie ist wieder um mich versammelt und es ist Vorweihnachtsstimmung. Jetzt wird gerade beraten, was sie mir schenken wollen. Ich sage aber, ich habe schon alles von meinem Mann. Und dann wollen sie mir wieder meinen Brief diktieren, sind überhaupt ein wenig toll. Kurt freut sich aufs Fest wie ein Junge und wir singen Weihnachtslieder die Fülle.

Und Du, Lieber? Bist Du gut und brav zu Hause? Geh nur oft in Deinen Dom zum heiligen Christofferus* und laß dessen goldene Blätter über Dir rieseln. Und dann denkst Du dabei an mich und ich an Dich.

---

* Otto Modersohn weilte bei seiner Familie in Münster.

Mir geht es bis jetzt noch gut und ich kann die Stadt noch ertragen. Heute morgen wurde ich von Herma geweckt, zog mir Papas dicken Pelz über das Hemdlein und wir stiegen zusammen aufs flache Dach, fütterten die Tauben und hörten die großen Domglocken. Die möchte ich wohl auch einmal läuten. . . . Heute nachmittag ging ich in der Dämmerstunde durch die Stadt, da stand der alte Knabe, der Dom, so ehrwürdig auf der blauen Luft mit seinen beiden großen Türmen. Und unten schlug es noch einmal hell an, beim Gold der Eingangstüren und rotgold schimmerte dann das Licht der Bogen. Ich beobachte überhaupt, und sehr viel. So hat mir heute die faltige Backe meines Vaters große Freude gemacht. So ein Menschenantlitz einmal richtig malen zu können, das gehört für mich doch zum Schönsten. Wenn man's nur erst könnte!

Es ist Nacht. Und alles schläft außer den Eltern. Mir fallen auch die Augen zu. Ich mußte Dich nur noch einmal schnell besuchen. Mein Pelzzeug führe ich froh in der Stadt spazieren. Und Du, Lieber? Denke nicht traurig an mich und nicht sehnsüchtig, sondern froh, daß wir einander angehören. Ich habe das Gefühl, daß diese Trennung unsere Liebe nur vergeistigen und vertiefen wird.

Bremen, den 24. Dezember 1900.

Du, es ist noch Weihnachtsabend oder schon Weihnachtsmorgen. Es riecht nach Tannen und Kerzenbrand und vor mir stehen leere grüne Römer. Auf meinem Weihnachtstisch ist mein fünfarmiger Leuchter fast niedergebrannt. Sein flackerndes Licht fleugt noch über tausend liebliche Dinge. Viele drollige Sachen für unser Heim, einen wunderbaren alten Spiegel. Daneben kreucht mein Nerztier, das ich mir, Liebe, um den Hals kriechen lasse. Dann liegt auf meinem Tische ein Wolkenträumlein von einem Brautunterrock. . . . Du? Ob wir wohl selbander gehen eines schönen Tages über den Berg nach dem Kirchlein?

Ich war heute sehr bei Dir, Lieber. Am Nachmittag drückte mir mein Vater schweigend Deinen Brief in die Hand. Dann ging ich unter Glockengeläute durch die dämmernde Stadt. Ist es nicht komisch?

Ich hatte gerade am Morgen an M. erzählt, was Du mir nachmittags schriebst. Es steckt in solcher Stadt soviel Originalität in Form und Farbe, man hat es noch nicht im geringsten erschöpft. Mir kommt es vor, als ob man es noch nicht angefangen hat.

Daß ich Dich noch vor meiner Berliner Reise wiedersehen soll, ist mir eine große, tiefe, innige Freude. Und daß Du dann noch einmal gemütlich unter den Meinen sein wirst. Du Lieber, sie haben Dich alle so lieb.

Ein Augenblickchen blickte Vogeler heute herein, hier in unsern Weihnachtsnachmittag. Er war gerade im Begriff, seiner Martha und sich Trauringe zu besorgen. . . . Weißt Du wohl, wir beiden, wir haben es so sehr gut. Ich habe die ganze Zeit solch ein großes stilles Dankesgefühl in meinem Herzen. Meine ganze Familie läßt Dich grüßen. Ich bin bei Dir mit meiner ganzen Liebe und umgebe Dich damit. Fühlst Du es wohl?

Wenn Du schon am zweiten Januar kommen würdest, so wäre es mir sehr lieb, denn ich möchte gern früh weg nach Berlin, um früh wiederzukommen. Wenn es Dir aber nicht paßt, so warte ich natürlich bis zum dritten.

Ob wir das nächste Weihnachten schon bei uns feiern? Lieber, ich mag an dieses Glück noch gar nicht denken. Und Du? . . . Sei innig geküßt von mir.

Bremen, den 25. Dezember 1900.

Heute morgen, als ich mich gegen zehn Uhr endlich in den unteren Kaffeeregionen des Hauses einfand, — wir drei Schwestern hatten wieder Glockenläuten auf dem flachen Dache gefeiert — da fand ich Deine Karten aus Münster und ich lief mit dem Blick entlang die kleine Straße mit den Giebelhäusern auf Euren lieben Dom zu und dachte: „Da geht er nun jetzt wirklich in seinem großen braunen Kragenmantel". Mein Mann, Du verziehst mich, Bismarckbriefe und Anderſen, welche Fülle der Genüsse! Ich danke Dir für alles. Ich danke Dir, daß Du überhaupt auf der Welt bist, wenn auch fern von mir, mein lieber, lieber König Roter. Trotz alledem habe ich unbescheidene

Pläne, die ich Dir schnell sagen muß. Könntest Du vielleicht Sylvesterabend bei uns sein? Dann sind wir immer so still und innig alle zusammen. Da möchte ich es meinen Eltern und Dir und mich nicht zu vergessen, also uns allen von ganzen Herzen wünschen, daß der neue Bruder, und mein Mann unter uns weilt.

Du mußt aber selbst wissen, Lieber, wie Dir zumute ist und wie Deine Eltern sich dazu stellen werden. Wie verbringst Du Deine Tage? Mir geht es gut. Alle hier sind beflügelt von einer Festfreude, und der innere Sonnenschein, den ein jeder in sich trägt, der macht goldene Brücken. Ich wärme mich an diesem Stück Christentum und nehme es entgegen wie ein Märlein. Und dann, weißt Du, ist es solch ein Fest für Frauen, denn diese Mutterbotschaft lebt ja immer noch weiter in jedem Weibe, das ist alles so heilig. Das ist ein Mysterium, das für mich tief und undurchdringlich und zart und allumfassend ist. Ich beuge mich ihm, wo ich ihm begegne. Ich knie davor in Demut. Das und der Tod, das ist meine Religion, weil ich sie nicht fassen kann. Das muß Dich nicht betrüben, Du mußt es lieben, Lieber. Denn das sind ja doch die größten Dinge dieser Erde. Ich liebe ja auch die Bibel. Ich liebe sie aber als schönstes Buch, das meinem Leben viel Lieblichkeit geschenkt hat. Laß Dich das nicht bekümmern, wenn ich in Münster bin, werde ich es schon nicht erzählen. Nur Dir, Dir.

Nebenan singt M. Liebeslieder. Und meine Seele wiegt sich sanft in diesen Tönen. Das Leben ist leise und lind für mich und lächelt mich an aus traumverschleierten Augen. Und ich küsse sie und habe sie lieb.

Kurt sagt: „Vier Seiten schreibst Du ihm?" Ich mache ihm schnell eine lange Nase und sage ihm: „Ja!"

Ja, Lieber, und nun muß ich zu Bett und küsse Dich tausendmal.

Bremen, den 26. Dezember 1900.

Wie hast Du mir süß geschrieben, Du! Dein Brief war wie ein weiches Kosen Deiner Hände. Und ich hielt mich Dir hin und ließ es mir so gerne gefallen.

Wie ist doch die Liebe so ein seltsam Ding. Wie wohnt sie in uns

und ruht sie in uns und nimmt Besitz von jedem Fäserlein unseres Körpers. Und hüllt sich ein in unsere Seele und bedeckt sie mit Küssen.

Das Leben ist ein Wunder. Es kommt über mich, daß ich oftmals die Augen schließen muß, wie wenn Du mich in Armen hältst. Es überrieselt mich und durchleuchtet mich und schlägt in mir satte, verhaltene Farben an, daß ich zittere. Ich habe ein wundervolles Gefühl der Welt gegenüber. Laß sie treiben, was sie will, und hinken statt tanzen soviel sie will und schreien statt singen soviel sie will. Ich gehe an Deiner Seite und führe Dich an der Hand. Und unsere Hände kennen sich und lieben sich und ihnen ist wohl.

So zwei sich lieben von ganzem Herzen,
Sie können ertragen der Trennung Schmerzen.
So zwei sich lieben von ganzer Seele,
Sie müssen leiden des Himmels Befehle.
So zwei sich lieben mit Gottesflammen,
Geschieht ein Wunder und bringt sie zusammen.

Und bei uns geschieht das Wunder! Wir sehen uns wieder trotz des Abschieds in der kleinen Vogeler-Bibliothek. Und bald, mein Schatz, bald. Komm, wann Du willst, Lieber. Komm Sylvester oder komm am zweiten, mache es ganz, wie Du wünschest, ich finde alles gut.

Ich habe das wundervolle Gefühl, als ob in dieser Zeit der Trennung unsere Liebe geläutert und durchseelter würde. Das erfüllt mich mit einer dankbaren Frömmigkeit gegen das Weltall. Mein König Roter! Ich bin das Mägdlein, das Dich liebt, und das sich Dir schenkt und dessen Scham vor Dir gebrochen liegt und zerronnen ist wie ein Traum. Und das ist meine Demut, Lieber, daß ich mich gebe, wie ich bin und in Deine Hände lege und rufe: Hier bin ich.

So sei es bis an unseres Lebens Ende. Laß Dir leise den Roterbart streicheln und empfange einen Kuß auf jede Wange und dann nimm meine Seele auf und trinke sie. Trinke sie in einem heißen Kuß der Liebe.

Ich bin immer Dein.

Bremen, den 28. Dezember 1900.

Es ist Mitternacht, und eigentlich müßte ich zu Bett. Ich sehne mich aber nach etwas Tiefem, Klarem, Ganzem. Dann komme ich noch ein wenig zu Dir trotz Nacht und Finsternissen. Die Zeit beginnt, daß die Stadt mir wieder über den Kopf wächst, daß sie mich einengt und tot drückt. Diese halben Menschen und Menschlein halbieren mich allmählich und hauen mich in kleine Stücke. Und ich will nicht halb sein, ich will ganz sein. Ich komme nicht zu mir selber hier. Ich höre meine Seele nicht reden und antworten. Das Schönste findet nicht mehr den Weg zu ihr. So Beethovens Fünfte Symphonie, die in Paris mich aufs tiefste ergriffen hatte, und in den Grundtönen meines Wesens gewühlt hatte. Heute drang sie nicht tiefer als eben unter die Oberfläche. Die Nerven wollten nicht und konnten nicht. Und ich selber hasse mich in dieser Halbheit und Lahmheit und mein Menschlein denkt sehnsüchtig der Zeit, da es nicht humpelte und nicht humpeln wird.

Ob mir wohl morgen ein Brieflein von Dir zum Morgenkaffee winkt? Das ist immer so entzückend, wenn ich es den ganzen Tag in der Tasche knittern fühle. Und Du, mein Lieber? Findest Du Dich immer noch artig lieb mit der Welt ab? Rauchst Du immer noch Dein Pfeiflein in Frieden? Ich wünsche es Dir und den Deinen. Doch nun ganz schnell zu Bett. Dies war eben nur ein Epistelchen, ein Seufzerepistelchen und müdes Epistelchen. Lieber, ich habe jetzt die Bismarckbriefe und lese sie. Sind die schön! Eigentlich zu schön für einen, wir müßten sie zusammen lesen. Gute Nacht, mein Roter, ich denke zärtlich Dein und küsse Dich.

Bremen, den 10. Januar 1901.

Also nun haben wir uns wirklich getrennt und das so schnell und plötzlich. Ich glaube, jenes besenschwingende Individuum in der Kirche war ein Engel, der uns den trüben Augenblick des Scheidens hinwegfegen wollte. Und nun heißt es zwischen uns beiden schon wieder „Auf Wiedersehn". Und ein jeder von uns versucht sich in der zweimonatlichen Zeit des Alleinseins wacker zu halten und tüchtig zu schaffen.

Du, mein König, schöne, schöne Bilder, — ich Suppen, Klöße und Ragouts.

War Euer Heimweg auch so wundervoll wie meiner? Ich lief von Ritterhude wieder zu unserem Kirchlein zurück und wieder nach Ritterhude. Allein, allein in dieser weiten Welt von Gelb und Blau, das sich immer mehr auf mich herabsenkte und mich liebend umgab und mich küßte. Ich war sehr fromm in den Augenblicken, angesichts dieser betenden Natur. O, mein Mann, wie wunderbar ist es doch ein Herz zu haben, das bebt und lebt und sich reget in unserer Brust, ein Teil des großen Allebens. . . . Ein Zug wilder Gänse flog über mich her. Ich liebe diesen Flügelschlag und sein Pfeifen über meinem Haupte. Ich finde es so begreiflich, daß Völker mit phantastischen Religionen in ihm die Zukunft lasen. Mir ist er immer etwas sehr Liebes, sehr Schönes. In Norwegen eines stillen Abends erwuchs dicht über mir ein Hundertflügelrauschen. Ich schaute hinauf und über mir erzitterte das sonnengüldene Gefieder von vielen vielen Staren. Das sprach zu mir in der stillen Stunde.

Und nun sei geküßt, mein Otto. Laufe auch noch schön Schlittschuh und nicht allzusehr mit dem Blick in die Tiefe.

★

Familienbrief

Meine liebe Tante Marie, Bremen, den 30. Dezember 1900.

. . . mir geht es zum Überlaufen gut mit meinem lieben Mann. Das Leben ist still und schön. Das Menschlein sitzt ganz regungslos und muckst sich kaum, während das Schicksal mit seiner milden Hand es streichelt. Ich habe das Gefühl, ganz leise zu leben, ganz leise jeden Augenblick zu genießen. Ich finde es dann so wunderbar, wenn Dinge und Empfindungen über einen kommen, und man nicht über die Dinge. Das ist immer verknüpft mit einer Art von Vergewaltigung, möchte ich sagen (ich meine letzteres). So ist meist der gesellige Verkehr in der Stadt. Die Leute warten keinen Augenblick, daß ihnen irgendein

kleines sinniges Brünnlein aus Herzensgrunde aufsprieße. Sie machen voreilig alles tot mit Schlagwörtern und Schlaggefühlen. Wir wollen auch nicht hier in der Stadt verkehren, außer natürlich hier zu Hause. Es geht nicht gut. Man gibt nichts, denn bei der oberflächlichen Art des Gespräches behält man vorsichtig sein weniges für sich. Und empfangen tut man eigentlich nur eine traurige entfernte Stimmung.

Otto Moderſohn feiert Weihnachten und Neujahr bei seinen Eltern in Münster. Wann wir heiraten, weiß ich nicht. Wir haben eigentlich das Gefühl, wenn wir wollten, so könnten wir es alle Tage. Da wird es wohl so kommen, daß wir uns kurz entschließen, und eines schönen Sommermorgens über den Berg zu dem kleinen Kirchlein wandern.

Draußen leben wir eine stille Gemeinde: Vogeler und seine kleine Braut, Otto Moderſohn und ich, und Clara Westhoff. Wir nennen uns: die Familie. Wir sind immer Sonntags beieinander und freuen uns aneinander, und teilen viel miteinander. So mein ganzes Leben zu leben ist wunderbar.

Leb wohl, Liebe. Ich habe Dir wohl gar nichts Richtiges erzählt. Ich vergesse das immer, fühlend, daß die inneren Erlebnisse so viel wertvoller und wichtiger sind als die äußeren. Solange diese mich nicht gerade umschmeißen wollen, gehen sie mich gar nichts an. Überhaupt . . . überhaupt . . .

Berlin

1901

Briefe an Otto Modersohn

Berlin, den 13. Januar 1901.

Ich bin nun in Berlin und fühle mich sehr zahm und sehr eng und möchte die Wände sprengen und ein Stück Himmel sehen. Ich glaube, ich werde diese zwei Monate es doch sehr schwer haben. Ich passe in solch eine Stadt nicht, hauptsächlich nicht hierher ins elegante Viertel. Da falle ich aus dem Rahmen. In Paris, das Quartier latin, das war doch etwas anderes. Die Menschen um mich sind süß und freundlich. Aber ihr Leben spielt sich doch sehr in einer standesgemäßen Veräußerlichung der Dinge ab. Dabei sind es zarte, vibrierende, sensitive Frauen, Gartenblumen, und mein Blühen ist doch so sehr im Felde. Es wird schon alles werden, nur kommt meine arme kleine Seele in einen Käfig. Wenn ich ihr Worpsweder Freiheit ließe, würde sie in ihrer Ungebundenheit in diesem Glasschrank viel Schaden anrichten.

Gesehen habe ich noch nichts. Nur viele Gesichter. Davon hat mich manches interessiert und angezogen. Im ganzen beherrscht mich stark das Gefühl von beschnittenen Flügeln. Wenn ich mein Leben erst geordnet habe in Kunst und Kochen, dann wird's wohl besser sein. Hier in der Nähe ist eine Kochschule beiderlei Gestalt, einfacher Mittagstisch und Puterbraten.

Lieber, war unser letzter Eistag zusammen nicht schön? Und war es hinterher bei Euch noch so schön als bei mir? Ich denke daran mit Sehnsucht. Ist Worpswede überhaupt nicht wunderschön? Ob Ihr wohl heute wieder auf dem Eise seid? Mich würde es so für Dich freuen. Das bringt Leben und Pulsschlag und Fröhlichkeit.

Heute nachmittag gehe ich zu Rilke und danke ihm auch in Deinem Namen für die „Geschichten vom lieben Gott". Leider gefallen sie mir nicht alle ganz. Es wird schwer sein, darüber zu sprechen. Nun, wir werden ja sehen. Er ist ja ein Mensch, der Dinge leicht macht.

Wenn Herma Dich einmal wieder besucht, dann laß Dir von ihr

noch einmal „Ich denke Dein" sagen. Ich küsse Dich innig, mein Roter, bin Dein mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Gemüte.

Berlin, den 15. Januar 1901.

Ich war heute im Museum und hörte die Englein im Himmel singen. Es war so schön, daß ich gleich zu dir kommen muß. Kunst ist doch das Allerschönste. Hier in Berlin mit den vielen Federhüten und den furchtbar lärmenden Elektrischen ist sie mir eine süße, liebe Mutter und ein Obdach in dieser Pein. Dann sitze ich ganz still in all diesem Lärm und krieche ganz in mich zusammen. Und in mir lächelt es und meine Seele weilt in seligen Gefilden.

Dein Rembrandt ist ein Mensch, ein großer, ein mächtiger, ein König. Ich kann ihn nicht überall annehmen. In vielen Stücken liegt er mir sehr fern und außerhalb mir, so die „Tröstung der Witwe". Er hat auch eine Farbigkeit, in die ich mich erst hineinschauen mußte, eine, die mir auf den ersten Blick nicht sympathisch war. Aber dann hast Du recht: in dem hat es gezittert. Die kleine Skizze vom Engel im Stalle bei Josef und Maria in Bethlehem ist wunderbar. Das Licht auf den Flügeln des Engels und halb auf seinen Armen, und seine Hände, und die Maria mit einem blauen Tuch und einem merkwürdigen roten, und der Kuhkopf. Das alles ist so rührend menschlich und so tief, tief empfunden.

O, diese Tiefe in unserem Herzen! Sie war mir lange mit Nebeln verhüllt und ich kannte und ahnte sie wenig. Und nun ist es mir, als höbe jedes meiner inneren Erlebnisse diese Schleier, und ich täte einen Blick hinein in diese süße, zitternde Dunkelheit, die alles das in sich birgt, was es wert macht, ein Leben zu leben.

Ich fühle stark, wie alles Bisherige, was ich von meiner eigenen Kunst erträumte, noch lange nicht innerlich genug empfunden war. Es muß durch den ganzen Menschen gehen, durch jede Faser unseres Seins.

Ein Engelein, daß besonders lieblich sang, war eine Böcklin-Photographie bei Keller & Reiner. Otto, die war wundervoll. Kennst Du sie? Drei Mädchen gehen durch den Abend am Wasser entlang. Die

Vordere, Dunkle, schreitet in dunkle Schleier gehüllt, und hinten ist eine bezaubernde Blondine mit schwimmendem Angesicht. Die müssen wir eigentlich haben, sie sind so wundervoll. Eigentlich mag ich Böcklin nur noch ganz leise für mich denken, denn ganz Berlin schwätzt laut davon. Daß doch die Leute alles in ihre Mäuler nehmen müssen, auch Veilchen und Rosen.

Den Velasquez sah ich heute zum Schluß. Er wirkte mir sehr verfeinert kühl, und ich glaube, zu gemäßigte Atmosphäre für mich. Ein Haus mit Zentralheizung paßt nicht mehr für mich. Auf der Diele soll es kalt sein und in der Stube warm, und wer an den Ofen faßt, der soll sich brennen, und Leben sei überall! Nur keine Hoftemperatur, dann brauche ich auch hohe Absätze und seidene Strümpfe und frou-frou-Röcklein und in die Unkosten will ich Deine Zukunft lieber nicht stürzen.

Sehr liebe ich die alten Deutschen und ihre Beweinungen Christi. Heute aber sah ich einen, der wirkte ein wenig zu wohlgenährt und zu zufrieden. Was hungernde, suchende Seelen sagten, dem höre ich gerne zu.

Wundervolle alte Holzschnitzereien sah ich und feine alte Relief-Porträts, aus getöntem Wachs aus Karl V. Zeit. Ich sah überhaupt viel Schönes und lebe noch darin.

Lieber, ich habe noch keinen Brief von Dir bekommen. Als ich mir aber heute all die Pracht beschaute und alle die Herrlichkeit, da war es mir, als hättest Du mir geschrieben oder ich mit Dir gesprochen, denn unsere Seelen würden in vielem zusammengeklungen und geläutet haben.

Am Sonntag bei Rilke war es schön. Als ich seine Stimme hörte, war es mir wie ein Stückchen Worpswede, obgleich ich vorher durch dies Getöse der großen Stadt ein wenig verängstet war. Er las mir den letzten Akt vom letzten Hauptmann. Das war ganz wie sein „Hannele".

Wenn M. mal wieder bei Euch ist, so laß Dir singen: „Und meine Seele spannte weit ihre Flügel aus". So ist mir manchmal zumute, wenn ich fühle, wie viel Wonne auf dieser Erde ausgeschüttet ist.

Und das Kochen! ... Bis jetzt habe ich mir nur Küchen angeschaut, bin aber noch nicht zum letzten Entschluß gekommen. Überall ist ein Haken dabei. Aber das kommt auch noch.

Und nun laß Dir schnell noch Deinen roten Bart recht innig, recht bräutlich küssen, mein König.

Berlin, den 15. Januar 1901.

Das war schön, als Du gestern unter Clara Westhoffs Flagge vor mir erschienst. Ich trug Dich den ganzen Tag mit mir herum, und als ich des Sehens müde war, setzte ich mich in eine stille Ecke neben jene entzückende Dame des Verochio, die mit ihren schlanken Händen Blumen an der Brust hält. Da las ich Dich noch einmal, nachdem ich viel Schönes gesehen hatte, und sprach mit Dir. Ich war bei Böcklin gewesen, und habe ihn noch nie so schön gesehen. Erst jenes Frühlingsbild mit den drei Lebensaltern. Da ist so sehr viel Rührendes in Gras und Blumen. In der Ferne, hauptsächlich rechts, entzückende Silhouetten entlaubter Bäume. Das kleine Wässerlein so einfach und liebevoll, und sehr reizvoll das silbrig hellblaue Mädchen vom Liebespaar, mit einem zarten Schleier auf dem Hut. Ich bin so froh, dies alles noch soviel stärker empfinden zu können als früher. Böcklin sprach in seinem Buch gegen ein vorherrschendes Blau. Mir scheint in diesem Bilde der Himmel zu blau. Ich glaube, er würde noch frühlingsseliger sanfter auf mich wirken, wenn er abgetönter wäre.

Im „Gefilde der Seligen" ist für mich links eine wunderbare Ecke. Ein Liebespaar, das aus güldenen Schalen Leben trinkt, — so tief und farbig und groß und einfach ist da alles, auch der dunkle Rasen, auf dem sie sitzen, und das schweigende Wasser davor ... Aber Dr. M. hat recht: die Bilder halten sich nicht gut, dies Bild und noch ein anderes, ich glaube die Pieta, hat viele Risse.

In der „Schlafenden Nymphe und den Faunen" habe ich mich an einzelnem so sehr erfreut. Der große farbige Eindruck war für mich nicht so befriedigend. Die große braune Masse der Faunenkörper hätte vielleicht als Gegengewicht mehr Blau im Bilde erheischt. Ich habe mir das wenigstens als Grund gedacht, daß es ziemlich unerfreulich auf

mich wirkte. Aber der silbrige Schleier über der Nymphe, der ist etwas. Wie der über dem Fleisch liegt und es darunter anschlagen läßt und wie seine Silbertupfen funkeln. Wunderbar sind auch der Efeu und die mit Flechten überzogenen Steine und der Krug, auf dem sie ruht.

Ja, Otto, im Leben ist viel, viel Wunderbares. Da habe ich oftmals das Gefühl, als müßte man ganz still und fromm dazwischen sitzen und den Atem anhalten, auf daß es nicht entfleucht.

Lieber, es ist Abend geworden. Ich sitze ganz allein hier oben in der stillen Etage und mir kommen allerlei süße Gedanken. Da muß ich Dich noch einmal ganz leise umarmen, so recht mit der Seele. Vorhin hat M. im dunklen Nebenzimmer wundervoll Klavier gespielt. Dann ist auch sie weggegangen. Ich wünschte, Du hörtest sie einmal. Es ist etwas ganz Weiches, ganz Zartes, sehr Trauriges, Schmerzvolles. Da gibt sie sich ganz, während im Wort ihre scheue Seele zurückhält. Nun muß auch ich weg, Lieber, weg von Dir und von mir, hinaus unter die Menschen.

Berlin, den 18. Januar 1901.

Arnold Böcklin ist nun nicht mehr. Lieber, das ist eine Nachricht, die mich sehr beschäftigt. Ich denke an ihn, den Großen. Das war ein schönes Sterben. Ich meine damit, er hatte noch so viel in sich. Er ist nicht einer von denen, die allmählich durch die Macht der Zeit ausgehöhlt wurden. Über die Familientragödie von seinem Sohne weiß ich wenig. Ich glaube, sie war ihm viel Bitternis. Aber daß einer mit dreiundsiebzig Jahren noch mächtige Bitternisse empfinden konnte, das ist mir dies Wundervolle . . . Lieber, daß wir zusammen noch sein Buch lasen, noch vor seinem Tode. Mir ist es, als hätten wir ihm noch vor dem Scheiden die Hand gedrückt.

Dieser Tod stimmt mich sehr ernst, beinahe fromm. Wenn der Baum im Herbst die Blätter fallen läßt, dann schaut man dem zu und segnet den Willen der Natur. Denn die Kraft stirbt nicht und im Frühling ersteht ein neuer grüner Zauber. Und der Geist, der Geist Böcklins, wo bleibt er wohl? Erscheint er uns wieder in Blumen und Bäumen? Vielleicht sehe ich ihn nächsten Frühling auf dem Weyer-

berge blühen. Wenn ich das bedenke, so vertausendfacht sich meine Liebe und Demut vor jedem Grashalm. Und ich hatte sie bisher schon so herzinnig lieb. Ich glaube aber, ich werde frommer, vielleicht grade in dieser unfrommen Stadt. Du weißt, Lieber, christlich meine ich damit nicht, denn Kirchen gibt es hier genug. Aber fromme Augen sehe ich so wenig.

Nebenan begleitet M. Schumann-Lieder und ihr Bruder G. singt dazu vom Nußbaum und einem Mägdelein, „das dächte die Nächte und Tage lang, wußte selber nicht was" . . . In mir ist ein merkwürdiges, weiches, träumendes Lebensgefühl in diesen Tagen. Zwischen diesen großen, kalten, alten neuen Häusern sehe ich so wenig vom Himmel, aber ich weiß ihn und trage ihn in mir. Es sind Tage des sanften Säuselns.

Dein Brief heute morgen geleitete mich zur ersten Kochstunde. Ich trug ihn in der Tasche und er lernte mit mir Salzkartoffeln und Pellkartoffeln kochen, Kartoffelmus, Bouillon und Soßen und Rindfleisch. Wir beiden fühlen wohl, daß wir es besser hatten als die andern. Laß Dich küssen, Lieber.

Und mein Zimmerlein ist lang und schmal. Die Hauptsache darin ist ein wunderbares, weiches Bett. Es steht aber auch ein Pult darin, vor dem ich jetzt schreibe, und ein Schrank und ein Waschtisch. Über dem Bett hängt Deine Studie und mit Rosenwolken erwache ich jeden Morgen, schaue sie mir ein wenig an und weile gleich die ersten fünf Minuten jedes Tages in Worpswede. Es hängt auch dort unser dreier Bild, Clara Westhoffs, Deins und meins, da schaue ich Dir jeden Morgen in die Augen. Merkst Du es wohl? Dann wende ich mich zu meinem Alpenveilchen, das mir Sorgen macht und nicht recht blühen will und das Köpfchen hängen läßt. Und dann geht es mit einem Satze aus dem Bett.

Berlin, den 26. Januar 1901.

Gestern am Sonntag war ich mit M. in der „Neuen Gemeinschaft", von Heinrich Hart errichtet in Friedrichshagen, Du weißt. Es war am Vormittag. Es wurde viel über Nietzsche gesprochen, gelesen, etwas

über den jetzigen Stand der Dinge und Gedichte von Herrn Hart deklamiert. Es scheint mir viel Eitelkeit zu sein, langes Künstlerhaar, Puder und zu große Korsettlosigkeit. Ich bin ja nicht grade für jenes Kleidungsstück, nur soll man es auch nicht vermissen. Wenn alle diese Simsons doch eine Delila hätten, die ihnen die Locken schneiden wollte. Und wenn auch ihre Kraft von ihnen wiche, ich glaube, die Welt würde nicht darunter leiden. Heute abend bin ich zum Souper im weißen, ausgeschnittenen Seidenkleid mit Veilchen bei G.'s. Bekannte aus meiner Dresdner Kinderzeit.

Also Du warst in meinem Brünjesstübchen. Hast Du denn auch die Uhr angetickt? . . . Ja, Kunst! . . . Lebe wohl, mein Otto. Laß Dich umarmen und Dir lange in die Augen schauen.

Berlin, den 26. Januar 1901.

Mein Lieber, da habe ich eben wieder meine Briefe aus der braunen Reisetasche geholt, denn darin werden sie versammelt, und habe mit Euch gesessen in meinem Stübchen und über vieles, vieles gesprochen. Und das ging schön . . . Ich sitze hier in Berlin vier Treppen hoch, sehe trotzdem wenig Himmel und unter mir aus dem Hofe tönt das gleichmäßige Getön einer teppichklopfenden Schönen an mein Ohr. Ich führe hier ein merkwürdiges Leben, eigentlich eines ganz in mir allein. Ich versuche mich so viel als möglich meinen Verwandten mitzuteilen, denn es sind feine, liebe Frauen. Aber dieses Mitteilen geht doch nur bis zu einem Grade, dann hat es eben ein Ende. Und was übrigbleibt, singt und summt dann in mir und lullt mich in dieser realen Stadt in einen Traum ein. Ich lasse es mir gerne gefallen, denn es geht schön, und so träume ich mich über die zwei Trennungsmonate hinweg. Dann höre ich viel Musik, nicht in Konzerten, sondern im Zimmer, und dann fühle ich Dich bei mir und blicke Dir in die Augen und fühle Deine weichen Hände über mein Haar gleiten und über Wangen und Hals —

Gestern hatte ich einen merkwürdigen Abend bei Keller und Reiner. M. und ich hatten Billette geschenkt bekommen und gingen mit wenig Erwartungen hin. Durch mehrere Ausstellungszimmer an schlanken,

feinen Gläsern vorüber und wundervollsten Böcklins, gelangte man in den Hintersaal, der mit Kerzen und mattüberzogenen elektrischen Lampen in feierlichem Lichte stand. Die Creme Berlins war versammelt. Man saß auf großen gemütlichen Sesseln, die zwanglos gruppiert waren. M. und ich drückten uns in eine stille Ecke, von wo aus wir spähen konnten, aber nicht erspäht wurden. Da habe ich seit langer Zeit einmal in Stille und Einfalt Kleider genossen und einen wundervollen schwarzen Sammethut. Und dann verlöschte das elektrische Licht. Wir saßen bei der sanften Kerzenhelle. Hinten am Klavier scharten sich die Kerzen und leuchteten auf eine liebliche Verochio-Dame, die Blumen hält in zarten, schlanken Fingern. Und dann wurde uns vorgelesen, von Gobineau, einem Franzosen, aus seinem Drama „Renaissance", ein Gespräch zwischen Michelangelo und der Vittoria Colonna. Und der Geist dieser beiden großen Menschen kam zu mir, so wie er zu mir kleinem Mädchen kommen kann.

Kennst Du die Liebessonette von Michelangelo? . . . Da ist dieser harte, riesenstarke Mann kinderweich. Und er war ein Gefäß, das die Liebe wohl fast sprengen konnte. Wie hat sie ihn geschüttelt! Und er gab sich ihr hin mit jeder seiner Fasern und war sanft wie ein Lamm. Und trotzdem war in jeder dieser Fasern mehr Kraft und Innerlichkeit und Menschentum, als sonst in einem ganzen Menschen. Und doch blieb er still. Als die Vittoria vor ihm starb, da wagte dieser Riese ihr nur die Stirn zu küssen und die Hände, und nicht den Mund. Mich erfüllt es mit Demut und Frömmigkeit, daß ich das von ihm wissen darf.

So saß ich bei Keller und Reiner. Und da tönt Musik und eine Männerstimme und eine Frauenstimme verstricken sich ineinander und singen Liebe. Ich schaute vor mich hin und zu den blau behangenen Wänden und den schönen Leuchtern und einigen Ryssselbergeschülern, die ich nicht liebe, aber in dieser Stunde gern litt, und da war es, wo ich Dich in fast greifbarer Nähe fühlte, Lieber. Ich kroch ganz hinein in meine stille Ecke, wo mich niemand sah, und war bei Dir. Allabendlich und allmorgendlich habe ich ein stilles Zwiegespräch mit Dir. Abends bei der Kerze lese ich noch einen oder den andern stillen Brief.

Und morgens schaue ich in Deine Studie und auf Dein Bild. Nun habe ich noch einen kleinen Druck von Böcklin dazu gestellt und schaue in seine Augen, denen tiefste Pein und tiefste Lust der Welt zu schauen vergönnt war. Und an der andern Seite hängt ein gelbes Kränzlein von Immortellen, die ich dem alten Blumenfrauchen an der Potsdamer Brücke abkaufte und in einer stillen Stunde zum Kranze wand. Wenn der ein paar Nächte noch über mir und meinem Bette geleuchtet hat, dann schicke ich ihn Dir, Lieber.

Und das Kochen? Ich sage Dir, ich lerne. Und kann schon falschen Hasen und Kalbsfrikassee und beinahe Mohrrüben. Ich bin dann meistens zwischen zukünftigen Köchinnen, die mir also nicht durch Bildung am falschen Platze auf die Nerven fallen können. Die Oberkochfrau hat zu den andern gesagt, ich hätte schönes Haar, und die eine Köchin nennt mich vom Augenblicke an, wo sie wußte, daß ich schlicht und recht den schönen Namen Becker führe: „Beckerchen". Ich stecke alles schmunzelnd und sinnig ein.

Rilke sehe ich jeden Sonntag bis jetzt. Dann besuche ich ihn in seinem großen Zimmer in Schmargendorf und wir haben schöne, stille Stunden. Er dankt Dir sehr für Deinen Brief und läßt Dich durch mich grüßen, obgleich schon die Adressen auf den neuen Kuverts, die er mir gab, Grüße an Dich seien, wie er sagte. . . . Und Clara Westhoff? Kommt sie wohl bald? Schön, Lieber, daß Ihr Euch so viel seht. Mir ist für die Zukunft so wohl, wenn Ihr Euch gut versteht. Sie ist solch ein feines Geschöpf. Und grüße die Leutchen auch im Barkenhof.

Und nun noch eins: Ich wünsche mir sehr ein helles, hübsches Kleid und hier ist so schöne Gelegenheit dazu. Kannst Du mir es wohl spendieren? Zirka 50 Mark. Weißt Du, wenn es nicht gut geht, dann bin ich auch nicht traurig. Nun lebe wohl, Lieber, ich will M. und Tante H. die Einsamen Menschen von Hauptmann vorlesen.

In Innigkeit und großer tiefer Liebe grüßt Dich aus der Ferne

Deine Braut.

Berlin, den 31. Januar 1901.

Ich dachte mir grade aus, daß ich nicht mehr weißes Briefpapier haben wollte, sondern blaues, graublaues. Und da kam Dein großer blauer Brief und war blau. So sind unsere beiden Gehirne auch in der Ferne miteinander verknüpft. Und wenn der eine „blau" denkt, dann muß der andere unwillkürlich mitmachen. Das ist schön, nicht?

Nun ist Clara Westhoff da und hat mir so viel von Dir erzählt und wie schön es in Deinem Atelier ist, Du Lieber. Und Deine Briefe erzählen es auch, und dann verschweigen sie noch so vieles, daß ich mich so sehr darauf freue, wenn ich die Dinge erst in ihrer Schönheit zu schauen bekomme. Aus Deinen Briefen strömt immer solch ein sanfter, wunderbarer Hauch, daß ich dann erst recht fühle, wie schlecht es mir im Augenblick doch geht. Das heißt: wenn ich nicht Ich wäre, oder vielleicht grade, weil ich Ich bin. Wenigstens, es kommt so viel Moorluft und Birkenschönheit und Allgewalt der Natur. Ja, Otto, wenn wir erst unserer kleinen Moorhütte zupilgern, und wenn wir erst tausend andere Dinge tun können, das wird wunderbar.

Also Clara Westhoff. Wir haben schon sehr viel voneinander gehabt, gestern eine Feierstunde bei Böcklin. Unser Ball war weniger. Die Frauenemanzipation ist doch in diesem Rottenauftreten sehr unschön und unerfreulich.

Ein stiller Abend in Schmargendorf bei Rilke. Und jetzt gehen wir gleich zum Museum. Es ist noch vor dem Morgenkaffee. Ich hatte nur das Gefühl, ich wäre sehr lange nicht bei Dir gewesen. So nehme ich Dich in aller Liebe in meine Arme und streiche ganz sacht über Dein weiches Haar.

Dein treues Weib.

Lieber, Berlin, den 3. Februar 1901.

ich bin noch voll von der Verkündigung des Engels: „Du aber bist der Baum", die Rilke vorlas. Und das wird an uns beiden geschehen, Lieber, und ich falte still die Hände. Ich kann nur immer still sein, und dann ist es mir, als ob der Atem auch spärlich käme, und dann

kommen nur wenig Worte zutage. Die kommen aber auch aus der allerunterſten Tiefe von mir und die müſſen Dir erzählen von Dingen, die ſie geſehen haben. Und das ſind dann meine Liebesbriefe. Ich weiß nicht, ob ich Dir geſagt habe, was ich Dir ſagen wollte. Ich bin auch müde, weißt Du.

Haſt Du Dein Kränzlein zum Sonntag erhalten? Wo hängt es? Ich küſſe Dich und ſegne Dich und ſchreibe Dir morgen einen Brief, Du.

Berlin, den 4. Februar 1901.

Schreibe ich Dir immer nur von lauter Malen und von nichts anderem? Steht nicht Liebe in den Zeilen und zwiſchen den Zeilen, leuchtend und glühend und ſtill und minnig, ſo wie ein Weib lieben ſoll und wie Dein Weib Dich liebt?

Lieber, ich kann mein Letztes nicht ſagen. Es bleibt ſcheu in mir und fürchtet das Tageslicht. Dann kommt es im Dämmern oder in einer Nacht einmal hervor. Aber weißt Du, die Welt iſt ihm ſo fremd. Mit der Zeit kommt dann wohl eine Zeit, wo Du fühlſt, daß ich es gar nicht ſagen mußte, ſondern daß in lautloſen Stunden Du in mich übergegangen biſt und ich in Dich. Ich glaube, es iſt meine Jungfräulichkeit, die mich bindet. Und ich will ſie tragen, ſtill und fromm tragen, bis eine Stunde kommt, die auch die letzten Schleier hinwegnehmen wird. Und dann? — — —

Aber daran denke ich wenig in dieſer Stadt. Manchmal, wenn ich abends im Bette liege und Deine Studie auf mich ſtrahlt, oder morgens, wenn ich erwache, oder in einer ſtillen ſinnenden Stunde. Sonſt tue ich es nicht in dieſer Stadt, denn die Dinge, die meine Ideen mit dieſem Heiligſten verbinden, ſind nicht ſchön und nicht rein. Wenn der Frühling über den Weyerberg zieht und grüne Schleier über die kleinen Birken ſpannt und jedes Bäumlein ſich ſchauernd zur Befruchtung rüſtet, wenn aus der Erde der junge Lebensgeruch ſtrömt, dann wird es auch mir die Stirne küſſen und wonniglich durch mein ganzes Weſen ziehen und der Drang von mir zu Dir wird wachſen und zunehmen bis zu einem Tage, da ihm die Erfüllung wird. Aber daran laß mich

jetzt noch wenig denken und wolle nicht, daß ich davon rede. Lieber, laß noch Dein Bräutlein in seinem Winterschlaf.

Das war alles gestern abend. Heute morgen berichte ich Dir noch schnell von allen schönen Dingen. Am Sonntag erlebte ich mit Clara Westhoff ein wundervolles Konzert: die Symphonie Eroika von Beethoven. Da kommt der wunderbare Trauermarsch darin vor, der immer wieder und wieder hervorbricht, getragen und leise. Und darauf kommt ein sonnen- und weltfreudiger Satz. Der wirkt so süß auf die schluchzende Seele. Lieber, bei der Musik stand es auf einmal fest in mir, daß Du zu meinem Geburtstag hier sein müßtest. Kommst Du? Kommst Du? Ich will Dich nicht quälen, noch ein Wörtchen mehr darüber sagen. Du fühlst natürlich selbst am besten, wie es um Dich steht und um Deine Arbeit, und ob Dich dieser Abstecher nicht stört. Ich möchte so gerne mit Dir zusammen die Böcklins schauen. Überhaupt — —

Und ein Kleidchen darf ich mir kaufen? Ich danke Dir schön. Das macht mir viel Spaß und Freude. Wenn ich es habe, will ich Dir davon berichten.

Berlin, den 8. Februar 1901.

An meinem Geburtstage, Lieber, und Dein Bräutlein ist jetzt fünfundzwanzig Jahre alt.

Du Lieber, Du Meiner, Du Inbrünstig-Guter Du.

Da kam es über mich geströmt aus der Holzkiste und es überrieselte mich Liebe, Liebe und wieder wonnige Liebe. Du hast soviel Schönheit und Güte auf mich herabgestreut — und einen traurigen Brief. Das mußt Du nicht tun, Lieber, mußt nicht Dir Gedanken machen über eine Karte in großer Müdigkeit geschrieben. Ich bin der Stadt und des Kochens und der Menschen und dieser tausend Rücksichten müde und sehne mich nach Freiheit, nach Luft und nach Menschen und sehne mich nach Dir. Aber ich will tapfer sein und nicht klagen. Nur glaube ich, länger als Februar werde ich es wohl hier nicht aushalten. Ist das Dir recht?

Dein Bildlein, Lieber, waren süße Klänge aus einer andern, aus Deiner und meiner Welt. Hier höre ich so viel Teppichklopfen und

Türenschlagen und man stößt sich an vielen eckigen Kanten die Gliederchen wund. O, wenn ich erst wieder bei dem Rosenbusch und bei den beiden Menschen und bei den Blümelein und bei der Birke bin. Hier sind Mauern, Mauern, Mauern und schwülstige Renaissanceschnörkel, wohin man auch schaue. Da ist es eine Wohltat, an Dich zu denken in Deiner Einfachheit. Nein, Lieber, Du bist nicht kompliziert. Das weiß ich und wußt ich und werde ich wissen. Und ich danke Dir das. Ich weiß nicht, ob ich kompliziert bin. Und wenn ich es wäre, müßte ich wohl so sein. Und dann würde ich Kompliziertsein auch keinen Fehler nennen. (Wenn ich nun bei Dir wäre, dann würde ich Dir bei diesem letzten Satze ganz schnell meine stark ausgebildete Zungenspitze zeigen.) Aber so, so, so. Eben, ich muß bald wieder bei Dir sein, nicht wahr? Soll ich? Ich koche fünfmal die Woche und da lerne ich schnell. Und kann bald genug für uns beide kochen. Weißt Du, sonst kommst Du ins Spinnen und Sinnen und ich vergehe an Luftmangel. Nun, Clara Westhoff wird Dir ja bald von mir erzählen.

Ja, Dein Bild ist so schön, so sehr, sehr schön. Dies Birkengerieselt auf dem Abendhimmel und dieser Blumenfrieden. Ja, Lieber, so sieht es in meiner Heimat aus. —

Nun schreibe mir bald. Schreibe mir gleich. Heute, meinen Geburtstag werden wir draußen im Grunewald im Schnee verleben. Ich brauche einmal wieder Natur. Da machen wir uns gleich auf nach Schlachtensee. Dort steht das Haus leer, in dem ich zwei Winter gewohnt habe. Du weißt, bei der Tante und dem Onkel, die in Australien sind. Derselbe Onkel ist auch der norwegische Onkel. Fühlst Du wohl, daß ich bei Dir bin? Eigentlich immer bei Dir. Oder bei Dir in meinen schönsten Augenblicken. Immer, wenn ich etwas Schönes sehe, sehe ich es mit Bezug auf Dich. Und wenn ich Musik höre, ist mir, als ob Du um mich wärst und als ob ich Dich ahne. Sei innig umarmt.

Berlin, den 12. Februar 1901.

Mein geliebter Mann, das war wieder ein schöner Brief. Nun bist Du wieder froh und ich bin wieder froh. Und nun mußt Du mir auch

versprechen, nicht wieder traurig zu werden. Oder: Traurigsein ist wohl etwas Natürliches. Es ist wohl ein Atemholen zur Freude, ein Vorbereiten der Seele dazu. Nur eins möchte ich nicht: daß Du denkst, daß diese traurigen Stunden durch mich oder durch meine Briefe kommen. Nein, die liegen dann in Dir, folgen einer heiteren Stimmung, wie der Februar dem Januar.

Ich bin, glaube ich, heute Philosophin, zu deutsch: auf Glatteis, da will ich denn mit Energie aufs feste Land zusteuern, auf daß ich mir nicht ein Bein breche.

Papa schrieb mir rührend zu meinem Geburtstage. Er verbreitete sich auch über meine Aussteuer und wollte mir tausend Mark geben und ich sollte mich dann mit dir bereden. Ich habe ihm aber gesagt, daß ich nur zweihundert Mark brauche, damit will ich mich hübsch instand setzen. Und dann bist Du hoffentlich mit mir zufrieden. Das andre Geld sollen nur die Zwillinge zu ihrer Ausbildung behalten.

Lieber, ich habe wieder ein Stücklein in den Haushalt. Wieder ein Spiegel, und wieder aus Glas, aber klein. Er ist so bezaubernd, da konnte ich nicht widerstehn. Ich erhandelte ihn mir nächtlicherweise bei einer höchst originellen Judenfrau. Die hat noch ein graues Glasteebrett mit Karaffe und zwei Trinkgläsern mit türkisblauen Punkten darauf und Gold. Das ist auch wunderbar und muß auch unser werden. Und Du, das „Kleidchen", was Du mir zum Geburtstage schenktest, das wird mein Hochzeitskleid. Denke einmal. Das lasse ich mir hier machen. Und dann bin ich ungefähr fertig.

Ich denke so oft jetzt daran, daß wir uns im Sommer ganz gehören werden. Dann bin ich Dein minniglich Weib. Wir müssen uns nun vorher alles schön überlegen und alles in uns und um uns darauf rüsten, dann wird uns die Zeit nicht lang. Ganz billige kleingeblümte Tapetenproben habe ich auch schon, darauf werden goldene Rahmen schön aussehen. Heute habe ich mir auch aufgeschrieben, wie ein Haus wohl sein muß, wenn wir eins in zehn Jahren bauen. Das will ich immer tun und Du mußt es es auch. Es gehen einem so viele nette Gedanken durch den Kopf. Die vergißt man sonst wieder, bis man soweit ist. Und dann denke ich, daß ich Elsbeth malen werde mit ihrem goldenen Gelock und

daß wir drei in der Heuzeit uns in einen großen einsamen Heuhaufen setzen werden und miteinander spielen wie drei große Kinder. O, ich denke mir überhaupt immer so viel Schönes aus. Du auch?

Und daß Du die Schülerin nun doch genommen hast, das tut mir leid. Wir wollten es doch grade nicht tun. So ein bißchen Geld und so viel Arger und Ernüchterung. Kannst Du es nicht noch rückgängig machen?

Berlin, den 16. Februar 1901.

Lieber, ich war heute viel bei Dir und diese Tage viel bei Dir und bin überhaupt bei Dir. Da will ich Dir noch ein ganz klein wenig schreiben, damit Du etwas zum Sonntag hast. Und dann wird auch Clara Westhoff wiederkommen und wird Dir viel von mir und Berlin erzählen, und dann werden die letzten Wochen der Trennung für Dich schneller dahinfließen. Für mich fängt es jetzt an, richtig schwer zu werden. Zuerst waren die Eindrücke alle noch so neu und mein Mut war frisch. Nun werde ich aber müde unter allen diesen Müden, denn von jenem siegreichen entgegenlächelnden Leben, davon wissen sie nichts. Und ich kann ihnen davon auch nur erzählen, wie ein Märchen, denn sie kennen es nicht. Und dann muß ich es ihnen bleicher erzählen, und die tiefen Farben verschweigen, die es hat, denn es würde sie traurig machen, weil ihre Augen sie nicht sehen. Und ich liebe doch die Tiefe der Farbe wie mein Leben und brauche sie zum Leben, wie die Luft.

Nun noch ein Weilchen.

Also, Lieber, setze Dich gleich hin und schreibe mir auf ein Zettelein, ob Dein Geburtstag am einundzwanzigsten oder am zweiundzwanzigsten ist, auf daß Dein Weiblein zur rechten Zeit erscheine. Und nächstes Jahr? Da liegt dann neben Dir auf einem großen weißen Kopfkissen ein anderer Kopf mit einem rotbraunen, dicken Zopf und ruft Dir Guten Morgen! zu.

Noch eins: Papa beruhigt sich nicht über die Aussteuerfrage, der Gute. Ich soll alles jetzt anschaffen, weil ich jetzt in Berlin bin und Zeit habe. Ich soll Dich nun fragen, ob Du meinst, ob wir für das Haus noch Leinen brauchen. Bitte, vergiß nicht, darauf zu antworten, da Papa mit väterlicher Gründlichkeit für mich sorgt.

O, wäre ich weiter, o, wäre ich zu Haus! Weißt Du, ich kann schon eine ganze Menge. Deinet- und meinetwegen könnte ich schon kommen. Dies tue ich nur meinem Vater zuliebe, daß ich noch hier bin. Nun irgendwo auf Wiedersehn, Du lieber Mann Du.

Und Du schreibst, Du malst Akt. Hast Du Modell? Erzähle mir nur immer mehr.

Sei geküßt von mir.

Berlin, den 19. Februar 1901.

Lieber, Lieber, Lieber! Ich habe mir heute Hemden und Hosen und Nachthemden gekauft und alles für Dich. Und dabei sind auch süß circenhafte. Und ich glaube, Du wirst mich gerne darin sehen. Ich habe sie ordentlich ein bißchen hübsch genommen, wie Du sie liebst. Und dann habe ich gestern und heute einen blauen Brief bekommen und dann denke ich daran, daß nun wohl bald diese strenge Zeit der Kochprüfung vorüber ist. Und das alles und vieles, vieles dazu gibt mir ein Gefühl von jubelnder Glückseligkeit. Du hast so recht: das Leben ist wunderbar, und uns beiden Leutchen geht es so gut. Das heißt, mir erst ganz und völlig nach Beendigung meines Berliner Läuterungsprozesses. Und weißt Du, ich halte es nicht mehr so lange aus ohne zu malen.

Und daß Du so glücklich bist in Deiner Kunst! Hallelujah! Und die malerische Idee des Bildes um einen Menschen und eine menschliche Gestalt hängen. Ja, das scheint auch mir ein Traum.

Du, wenn Du ein Postpaket schon vor dem zweiundzwanzigsten bekommst, dann mußt Du es noch nicht aufmachen. Das schicke ich nur dem sechsunddreißigjährigen Otto Modersohn.

Dresden, den 23. Februar 1901.

Meine Reise von Berlin nach Dresden war wonnig. Überall saß der Frühling hinter jedem Strauch und ich fühlte, wie es frische Knospen trieb. Die kleinen Bäche waren von dem schmelzenden Schnee hoch angeschwollen und rauschten hurtig dahin. Die Wiesen waren mit großen Lachen bedeckt, die dem blauen Himmel entgegenjauchzten. Überall saß der Frühling. Ich mußte an Zwintscher denken. Ich kam

in seine Gegend mit den Weinbergen und den Obstbäumen darin und den runden Keltertürmen auf dem Kamm der Berge. Zwischendurch las ich Michelangelos Gedichte, die sich in ihrer Größe, Einfachheit und Demut auf mich legten. Das war ein Mensch! Die Stare sind auch wieder da. Und nächsten Sonntag? Nächsten Sonntag schwinge ich mich morgens um acht Uhr in die Kleinbahn und eile zu Dir und werfe die Welt und ihren Schimmer hinter mich. Und dann beginnt für mich wieder ein schönes, stilles, ernstes Leben mit Tiefgang, um mit Dr. Hauptmann zu reden. Hier und in Berlin wollte ich immer tiefer, als es die anderen Leute wollten. Da gab es eine ewige Reibung.

Ich habe lange, lange nichts von Dir gehört. Nun, dann denke ich immer, Du malst etwas Schönes, und als demütig Weib fühle ich, daß das natürlich vorgeht. Meine Verwandten grüßen Dich alle herzlich und wir sind überall aufs freundlichste eingeladen.

Ich schreibe wohl jetzt noch weniger „Liebesbriefe" als früher? Ich las den „Lear" und stand wieder ganz unter dem Bann seiner Größe. Ich las aber auch: Cordelia liebt und schweigt. Das scheint mir ein verwandtes Gefühl zu sein. Außerdem ist mein Gemüt in dieser Stadtluft zu vielem Staub und zu vieler Konvention ausgesetzt. Sei innig geküßt von Deinem Mädchen.

Februar 1901.

Lieber, ich komme mir vor wie jenes Paar, das wir zusammen in Hamburg in der „Zauberflöte" sahen, das soundsoviele Proben überwinden muß, um endlich zur Glückseligkeit zu gelangen. So ist auch diese Dresdener Reise bei meinem Heimwehgefühl nur eine neue Probe. Mir wird hier so sehr viel unverdiente Liebe und Güte entgegengebracht. Aber weißt Du, ich bin der Welt müde und sehne mich nach meinem stillen Stüblein und nach anderer Arbeit als Kochen und Umherreisen. Nun, bald hat die Sache ja auch ein Ende und ich bin wieder bei Dir und in meinem Element. Der Fisch gehört eben ins Wasser und ich in die Einsamkeit. Das habe ich wieder einmal gesehen. Nun, ich habe vielleicht einiges innerlich profitiert, noch außer dem Kochen. Gestern stieß ich unerwartet auf Dein Bild mit dem alten Weiblein hier in der

Dresdener Galerie. Das war eine große Freude, plötzlich diese bekannten lieben Töne klingen zu hören. Aber weißt Du, Deine letzten Bilder sind noch reifer, hauptsächlich technisch. Dies hast Du wohl auf einer andern Untermalung gemalt? Da gibt es einige Unebenheiten in der Farbe und die Hütte steht kompakter auf der Luft als sie es jetzt tut. Es ist aber doch ein Otto Modersohn und macht mir Freude.

Berlin, den 8. März 1901.

Ich sitze hier bei gepacktem Koffer, durch ein mütterliches Telegramm zurückgehalten. Ich sollte noch nicht kommen und immer noch kochen, kochen, kochen. Das kann ich nun aber nicht mehr, will ich auch nicht mehr, tue ich auch nicht mehr. Das ist vom Menschen mehr verlangt, als er kann. Das ist Frühlingsvergeudung, wenn ich hier hinter hohen Mauern danach hungern soll. Also ich reise Sonnabend doch. Hoffentlich wird es nicht ungemütlich zu Hause. Und Sonntag komme ich zu Dir. Nun doch. Trotz alledem. Weißt Du, ich muß alle Deine Bilder sehen. Das kann ich doch nicht länger ertragen, daß soviel Augen sie begrüßen und meine nicht. Ja, ich sage Dir, ich muß mich durch eine Waberlohe hindurchkämpfen, ehe ich wieder in meinen Frieden gelange. Aber dieser Frieden ist des Kampfes auch wert.

Nun Sonntag! Ich küsse Dich! Meine Seele hungert so nach Tiefe und inbrünstiger Vertiefung und Schönheit. Das gibt es hier nicht. So eine Stadt veroberflächlicht, wenigstens mich. Und ich will gar nicht oberflächlich sein, habe gar keine Lust dazu, noch Freude daran. Sei mir geküßt . . .

*

Familienbrief

Meine liebe Mutter, Berlin, den 8. März 1901.

daß mein Wiederkommen ein so unangenehmes und gestörtes wird, macht mich sehr traurig. Es tut mir so sehr leid, Vater Unruhe zu

machen; gerade, wo ich weiß, daß er in diesen Tagen nervöser ist denn je. Lieben, wie soll ich Euch es denn nur in Worten schreiben, wie es für mich gar keinen anderen Weg gibt, als nach Hause kommen. Ich möchte so sehr gern, daß unser Wiedersehen nicht trübe ist, das ist ja gar keine Gelegenheit, um trübe und traurig zu sein. Von Anfang an habe ich zwei Monate für meinen Berliner Aufenthalt festgesetzt. Ich habe meine Zeit gut angewandt, Mutter. Nun geht es aber nicht länger. In mir schreit etwas nach Luft, das will sich nicht besänftigen lassen. Ich habe Euch das schon einmal in einem Brief geschrieben, den Ihr für einen Karnevalscherz hieltet. Ich führe hier ein Leben, das gar nicht mein Leben ist. Mein eigenster innerster Mensch hungert, hungert nach Tiefe und Ruhe. Die Art, wie ich hier an die Kunst und an das herantrete, was für mein Leben das Höchste ist, wird mir durch die Verhältnisse veroberflächlicht. Es bedrückt mich so, daß meine Seele nicht freudig und angefacht unter ihnen gehen kann, wie sie es muß. Und jetzt heischt sie Freiheit von mir, und ich gebe sie ihr, ich halte sie nicht länger.

Es ist nicht nur Sehnsucht nach Otto Modersohn, die mich treibt, ich kann aber diese teppichklopfende Luft und hohen Häuser nicht mehr aushalten. Und warum? Ich habe hier ein großes Teil für den Haushalt gelernt. Daß ich nicht perfekt bin, weiß ich von selber. Aber dieses lernt sich ja auch nur in meinen eigenen Verhältnissen.

Liebe Mutter, ich schreibe Dir dieses alles, weil ich weiß, daß Du auch diese Stimme in uns kennst, die will. Und das ist unsere eigenste Stimme. Ihr gebe ich nach. Haltet es nicht für ruchlos oder herzlos. Ich kann nicht anders. Ich muß. Und daß ich dieses Muß in meiner Natur habe, dessen freue ich mich. Denn das ist der Instinkt, der sie leitet.

Liebe Mutter, mein Brief ist sehr verworren. Aber es erregt mich, daß ich Euch Ärger bereite. Ich schreibe Dir und hoffe, daß Du meine Worte in Deine liebe sanftere Sprache übertragen Papa sagen wirst, damit unser Wiedersehen ein nicht gestörtes wird. Es ist so traurig, daß Ihr Euch an mir ärgert. Da ist doch auch hin und wieder etwas zum Freuen an mir, ich meine noch außer meiner Verlobung.

Lies diesen Brief mit Milly durch und besprich ihn mit ihr, und versucht, Euch ein wenig in meine Seele zu versetzen, die nach Freiheit lechzt und ihre Fesseln sprengt. Es ist nicht Schlechtigkeit von ihr. Es ist auch nicht Schwachheit von ihr. Es ist Stärke. Es ist gut, sich aus Verhältnissen loszulösen, die einem die Luft benehmen.

Ich stehe hier, ich kann nicht anders. Amen.

Eure Paula.

Worpswede

1901—02

Briefe an die Familie

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 23. März 1901.

was ich jetzt erlebe, kann ich gar nicht schreiben, vielleicht ist das einer von den anderen Gründen, warum ich nicht schrieb. Eigentlich müßte man sich sehen. Geht es nicht? Weißt Du, und dann ließe es sich auch nicht sagen, aber Du würdest vielleicht sehen und fühlen, wie das Glück hier in der Luft liegt. Ein wunderbares großes Glück. Geht es nicht?

Du Liebe, wie hast Du mich überrascht und reich beschenkt. Der Postbote dachte, ich hätte ein Bild verkauft. Aber das war es nicht. Es war mein erstes Hochzeitsgeschenk. Ist es nicht zuviel, Du? Mir scheint es ganz überwältigend. Was es geben wird, das muß ich mir mit meinem Lieben heute abend überlegen. Nein, weißt Du, nur Gitarren und anderlei Jux machen wir nicht. Wir sind ganz vernünftige Leutchen, soviel es überhaupt in unserer Veranlagung liegt. Laß Dir innig danken, liebe Tante Marie.

O, war das Heimkommen schön. Und ist das Hiersein wundervoll! man vergißt hier die ganze Welt darüber. Mein liebes braunrotes Zimmer und mein kleines blaues Kämmerlein mit dem blütenweißen Gardinenbrett strotzt voll tausend Frühlingskätzchen. Die haben mir er und Clara Westhoff hingesteckt, auf daß ich stündlich fühle: der Frühling ist da. Und ich fühle es.

Ich gehe jetzt in seinem Hause aus und ein, und wir machen zusammen Pläne es umzugestalten, und dazwischen zwitschert unser kleines Mädchen und lacht und lacht. Und dann umschlingen wir uns alle drei und singen einen frohen Indianergesang.

Wunderbar hat unsere Liebe auf seine Kunst gewirkt. Da sind auf einmal viele Schleier gefallen, die über ihm lagen, und nun kommt alles hervor und ans Licht in mannigfacher Gestalt. In ihm arbeitet es von immer neuen Bildern. Ich wünsche, Du sähest einmal die Pracht und

ihn dazwischen, einfach und kindlich, und jungenshaft in seinem Glück. Da stehe ich reflektierender Mensch ganz fromm und demutsvoll vor dieser Seeleneinfalt. Sein Leben ist die Natur. Er kennt jeden Vogel und seine Lebensgewohnheiten und erzählt mir in Sorgfalt und Liebe von ihnen, und den Schmetterlingen, und von jedem, was ein Leben in sich hat.

In unserer Nachbarschaft ist so viel Glück. Heinrich Vogeler kommt in diesen Tagen mit seinem blonden schlanken Mädel von der Hochzeitsreise heim, und Clara Westhoff heiratet in den nächsten Wochen den Dichter Rainer Maria Rilke, unser aller Freund.

Und zu alledem ist es Frühling.

Liebe Tante Marie. Worpswede, den 22. April 1901.

Die Nachtigallen sind da. Es wird überhaupt immer, immer schöner, man glaubt kaum, daß es noch geht. Draußen die Kastanie vor meinem Fenster springt zusehends auf, und wir beiden roten Leutchen richten zur Hochzeit. Im Hause wird gestrichen und geklopft, und uns ist froh zumute. Pfingsten ist unser Hochzeitstag .....

Die Hochzeit Paulas mit Otto Modersohn fand in Bremen im Hause ihrer Eltern statt. Paulas Vater war damals bereits schwer leidend und er konnte der Trauung, die durch einen Bruder Modersohns geschah, nur von seinem Lager im Nebenzimmer aus beiwohnen.

Ihr Liebsten, Schreiberhau, Juni 1901.

wir sind im Juni, doch in welchem? Wer weiß es? Über uns schlagen die Wogen einer anderen Welt zusammen, und ein großer Teil unseres Lebens besteht darin, daß man sich leise am Ärmel zieht, auf daß man nicht überfahren werde. Und dann kam die Sonne, und meinte es arg böse mit uns, und wir lechzten nach einem Gewitter.

In Meißen suchte man nicht die poetischen Stellen auf, sondern den spärlichen Schatten.

Übrigens sind wir uns völlig klar geworden, daß unsere Hochzeitsreise noch zu den Proben der Zauberflöte gehört. Es ist eben doch so: alle Einrichtungen, die für alle Menschen gemacht sind, sind eben doch nicht für uns. So zum Beispiel dieses eiserne Halsband von einem Rundreisebillett, das uns noch in Prag und München die Kehlen enger schnüren will.

Doch wohnen wir jetzt in Einsamkeit und Frieden und erlösendem göttlichen Regen mit feinen guten Menschen. Und überall herrscht der Geist des großen Gert* der alles hier durchdringt und überragt. Er war hier einige Tage vor unserer Ankunft mit seinen Söhnen. Hier fanden wir das ganze Haus leer, die Vögel waren ausgeflogen nach Dresden, und unsere Briefe und Telegramme brachten sie erst gestern zu uns. Wir waren aber im Kreise ihrer Freunde wohl aufgehoben.

In mir selber ist es noch nicht in Ordnung, und ich kann noch nicht alles bewerten. Dann gehe ich manchmal ein Viertelstündchen aus und pflücke weißen Schierling, und versuche in mir aufzuräumen und die Krausheiten zu glätten. Ganz wird uns das erst auf unserem Weyerberge gelingen. Er sei tausendmal gesegnet, und alles was auf ihm wohnt.

Ihr Lieben, Schreiberhau, Juni 1901.

es ist Sonntag und alles ist ausgeflogen nach Warmbrunn zu der Mutter Dr. Hauptmanns, an der er sehr hängt und die er jeden Sonntag besucht. Und morgen geht es nach Agnetendorf zum großen Gert. Aber es ist schier alles unvollkommen auf der Welt. Das ist die Schattenseite unseres grundgütigen Dr. Hauptmann, daß er an der Größe seines Bruders krankt. Es ist eben alles so voll von Konflikten. Die verdunkeln oft dann die größten Menschen aus der Nähe. Man lernt viel hier in der großen Welt. Man lernt sehr duldsam sein. Wir

* Gerhart Hauptmann.

beiden halten hier lange Lobreden auf die reine harmlose einfältige Luft unseres Weyerberges und all der Menschen darauf.

Dienstag oder Mittwoch reisen wir wahrscheinlich ab, bleiben einen Tag in Prag und drei in München, so daß wir wohl Sonntag oder Montag bei Euch sein werden. Dann setzen wir uns zu unserem lieben Vater ans Bett und dann erzählen wir Euch alles der Reihe nach. Und dann freuen wir uns beide inniglich auf unsere Arbeit, auf die wir mit offenen sehnsüchtigen Armen warten.

Die Menschen hier sind alle ganz besonders lieb und reizend. Und was mir so innige Freude macht: sie empfinden und verstehen einiges von Ottos Wesen. Da ist erst unser lieber Dr. Hauptmann, voller Wissen und Ernst und Streben nach den höchsten Dingen, und voller Liebe für sie. Er wäre fertig in sich, wäre er nicht der Bruder seines Bruders. Seine Frau ist ein warmblütiges kluges Geschöpf mit schnellem Blick für seine Werke und gutem Rat, und einer schnellen selbstverständlichen Tatkraft in allen Lagen. Sie ist mit ihren fünf Schwestern in einem Herrnhuterkloster erzogen; als sie dann nach Hause in ihr wundervolles mutterloses Herrenhaus nach Kötzschenbroda kamen, kamen die drei Hauptmänner und heirateten sie nacheinander weg. Aber die neue Welt, in die sie kam, erstaunte sie nicht und erschreckte sie nicht. Sie ging ruhig und sicher ihren Weg bis heute, der oft nicht leicht ist. Aber sie tut es, wie das selbstverständlichste Ding von der Welt.

Die Natur läßt uns im ganzen hier ziemlich kühl. Auch ist für unseren Geschmack Schreiberhau viel zu sehr Kurort. Aber oben bei den Schneegruben gab es große Eindrücke. Dieses Vagabondenleben ist nichts für uns beide.

Unser Menschlein braucht eine ruhige und sichere Unterlage und Stille und unsere Natur, um ganz zu sich zu kommen.

Otto liegt mit krauser Stirn über dem Kursbuch wegen der Prager Reise. Seid geküßt von Euren beiden Kindern.

Ihr Lieben, Schreiberhau, Juni 1901.

es ist unser letzter Tag in Schreiberhau, und morgen geht es weiter. Unsere liebenswürdigen Wirte ließen uns eher nicht frei, und doch habe ich eine Unruhe weiter zu kommen, zu Euch. Ich möchte meinen lieben Vater gern wiedersehen, und sehen, ob es ihm besser geht als zu der Zeit, da wir Euch verließen. Mir scheint, das sind Monate her. Auch habe ich genug von den Bergen, und seufze nach Ebene und einer, meiner stillen Klause.

Ich fühle still unter all diesen redenden Menschen, was für ein ruhiger klarer Talisman in Ottos Herzen ruht. Da ist nichts von Irrlichterieren, es ist Ruhe und Geschlossenheit, und Abgerundetheit, und die Erde ist so wohl bereitet, und man fühlt: hier ist gut sein. Ich glaube, er ist im Augenblick unter Dr. P.s schädelmessenden Händen, und es wird sich herausstellen, ob er zu der rühmlichen Kaste der Langschädel gehört oder ob er sein Leben hindurch verdammt sein wird, im traurigen Bewußtsein eines Rundschädels weiter zu leben und zu streben.

★

Tagebuchblatt

Worpswede, den 22. Oktober 1901.

Nun gibt es schon lange drei junge Frauen in Worpswede. Und gegen Weihnachten kommen die Kindlein. Ich bin noch nicht reif dazu, ich muß noch ein wenig warten, auf daß ich herrliche Frucht trage.

Clara Westhoff hat nun einen Mann. Ich scheine zu ihrem Leben nicht mehr zu gehören. Daran muß ich mich erst gewöhnen. Ich sehne mich eigentlich danach, daß sie noch zu meinem gehöre, denn es war schön mit ihr.

★

Brief an Clara Westhoff

Liebe Clara Westhoff, . . . Sie haben seit dem Nachmittage, als ich Ihnen das Geld in Ihr kleines Zimmer hinterm Schlosse brachte, sehr

gekargt. Und ich, die ich dem Leben anders gegenüberstehe, ich hatte Hunger. Ist Liebe denn nicht tausendfältig? Ist sie nicht wie die Sonne, die alles bescheint? Muß sie einem alles geben? Und andern nehmen?

Darf Liebe nehmen? Ist sie nicht viel zu hold, zu groß, zu allumfassend? Clara Westhoff, leben Sie doch, wie die Natur lebt. Die Rehe scharen sich in Rudeln und die kleinen Meisen vor unserem Fenster haben ihre Gemeinschaft und nicht nur die der Familie.

Ich folge Ihnen ein wenig in Wehmut. Aus Ihren Worten spricht Rilke zu stark und zu flammend. Fordert das denn die Liebe, daß man werde wie der andere? Nein und tausendfach nein. Ist nicht dadurch der Bund zweier starker Menschen so reich und so allbeglückend, daß beide herrschen und beide dienen in Schlichtheit und Friede und Freude und stiller Genügsamkeit?

Ich weiß wenig von Ihnen beiden, doch wie mir scheint, haben Sie viel von Ihrem alten Selbst abgelegt und als Mantel gebreitet, auf daß Ihr König darüberschreite. Ich möchte für Sie, für die Welt, für die Kunst und auch für mich, daß Sie den güldenen Mantel wieder trügen.

Lieber Rainer Maria Rilke, ich hetze gegen Sie. Und ich glaube, es ist nötig, daß ich gegen Sie hetze. Und ich möchte mit tausend Zungen der Liebe gegen Sie hetzen und Ihre schönen bunten Siegel, die Sie nicht nur auf Ihre feingeschriebenen Briefe drücken.

Clara Westhoff, in dem Zimmer vom vergangenen Jahre, wo mein Mann wohnte und Gerhart Hauptmann, da wohnten auch Sie. Ich glaube, ich habe ein treues Herz, ein deutsches schlichtes Herz. Und ich glaube auch, daß keine Macht der Welt Ihnen die Erlaubnis gibt, dies Herz zu treten. Und ich glaube, wenn Sie es tun, so wird der Fuß, der so tritt, nicht schöner.

Und das alles sollte die Liebe fordern? Denken Sie an die Neunte Symphonie, denken Sie an Böcklin. Sind das nicht Gefühle, die überquillen, spricht das denn nicht gegen Ihre neue Philosophie? Schlagen Sie Ihre Seele nicht in Ketten, und wären es güldene, die gar lieblich sängen und klängen.

Ich segne Euch beiden Menschen. Geht denn das Leben nicht, wie

wir sechs es uns einst dachten? Wenn Ihr auch unter uns seid, sind Eure Seelen nicht auch in dieser größeren Gemeinschaft vereint? Können wir denn nicht zeigen, daß sechs Menschen sich liebhaben können? Das wäre doch eine erbärmliche Welt, auf der das nicht ginge. Und ist unsere denn nicht wunderschön und zukünftig? Ich bin Ihre alte Paula Becker, und bin stolz, daß meine Liebe so viel dulden kann und von gleicher Größe bleibt.

Ich danke Ihnen, lieber Freund, sehr für Ihr schönes Buch. Und bitte, bitte, bitte, geben Sie uns keine Rätsel auf. Mein Mann und ich, wir sind zwei einfache Menschen, wir können so schwer raten, und hinterher tut uns der Kopf weh und das Herz.

★

Briefe an die Familie

Liebe Tante Marie, Worpswede, den 20. Dezember 1901.

ich danke Dir für Deinen Brief und alle Deine lieben Worte. Ja, nun wird es Weihnacht, und Weihnachten ohne ihn. Zu Hause will Mutter ganz still sein und an ihn denken, und an all die anderen Weihnachten, die vorher waren. Sie ist sehr ruhig. Vaters Tod hatte so etwas Verklärtes. Diese letzte Zeit seines Lebens, in der er sorgenlos lebte. Er hatte die Arbeit für uns vor einem halben Jahre niedergelegt. Dieses letzte halbe Jahr war uns ein Geschenk und wir nahmen jeden Tag mit Bewußtsein auf. Vater hatte in seiner letzten Zeit eine große innerliche Ruhe, wie lange nicht vorher. Er sorgte sich nicht, was nach seinem Tode geschehen sollte. In ihm war es still, und er bereitete sich auf die große Stille vor. In der Nacht, in der er uns eingeschlummert war, hatte er einen wunderbar friedlichen Ausdruck, der ins Erhabene wuchs. Im Ausdruck von Mund und Stirn lag ein Leben ohne Falsch vor uns. Ich glaube, wir müssen stille sein. Der Wille geschehe. — — — Wir alle sind durch dieses Scheiden noch enger aneinander gewachsen. Liebet Euch untereinander, das war sein Wille.

Liebe Tante Marie, Worpswede, den 27. Februar 1902.

wenn ich Dir sehr selten schreibe, so mußt Du den Grund nicht in unserem Verhältnis, sondern in meiner Natur suchen, die, wie ich glaube, dürftig in ihren Äußerungen ist. Wenn ich verlobt wäre, würde ich, glaube ich, auch weniger schreiben als die meisten Bräute.

Ich sitze im Augenblick in meinem Kämmerlein von ehedem und ich kann wohl sagen, daß ich hier meine glücklichsten Stunden verlebe. Da tue ich etwas, oder ich denke daran, was ich tun werde, oder was in letzter Zeit geschah. Oder ich lese. Ich habe mich in letzter Zeit sehr in Gottfried Keller vertieft, der durch die zarteste duldsamste Freundschaft, die Böcklin in des Dichters letzten Jahren für ihn trug, mir noch verständlicher wurde. Ur-urdeutsch. Sein Ende ist durch Krankheit stark verdunkelt, aber immer wieder brechen aus dem Todeskampfe die leuchtend güldenen Gesichte des Dichters hervor, denn er hatte in seinen letzten Tagen wunderbare Gesichte und Halluzinationen, die bei seiner nicht im geringsten schwärmerischen Natur um so wahrer und lieblicher wirken. Mir war sehr ernst und feierlich und dankbar zumute, als ich von seinem Sterben las.

Daß Du bei Deinem malenden Fräulein an mich denkst, freut mich sehr. Ihren Lehrer Kalckreuth verehren wir, Otto und ich, als einen der sympathischsten Deutschen. So sahen wir ein Porträt seiner Frau letztes Jahr in Dresden, was für mich zu den innerlichsten zählt, die ich kenne. So recht wie ein deutscher Mann seine Frau malt. So einer wie der, gibt dem innersten Bewußtsein unserer Nation viel Wundervolles. Die meisten haben nur in dieser Reise-Zeitungszeit ihr bißchen Deutschtum verloren, und haben kein Ohr mehr für seinen Klang. So haben sich auch in unserem vielgeliebten Dresden die Ersten der Kunst geweigert, gerade dieses Porträt zu kaufen, welches zum Ankauf für die Galerie vorgeschlagen war. Sie verlangten nicht nach einer „so häßlichen Gouvernante". Dann gibt es in München, ganz abseits gehängt, ein kleines Bildchen in der Neuen Pinakothek, ein kleiner erfrischter Garten nach dem Gewitter, in dem eine Mutter mit ihrem Kinde geht. Das Ganze bringt in wunderbarer Weise diese frische

Kroßheit der Farbe und des Wesens zum Ausdruck, die die eben abgeregnete Natur hat. Grüße das Fräulein von mir, und ich wünsche ihr, daß sie etwas wird. Daß ich Euch etwas von mir schicke, hat keinen Sinn, da warten wir noch ein Weilchen. Mir ist immer noch sehr werdend zumute, was mich sehr froh, fast fromm macht.

Bei uns ist heute der Frühling angefangen, und es tropft und rieselt von schmelzendem Schnee. Und hoch in den Lüften sang die lieblichste Lerchengattung, das Himmelsglöckchen.

Im Dorf wohnt jetzt ein junger Dresdener Musiker Petri, der uns himmlisch Bach zuführt.

Liebe Tante Marie, Worpswede, den 22. April 1902.

wir sind in der Zeit des Laubenbauens. Otto und Henry zusammen haben schon drei wunderhübsche zusammengeschlagen, die eine steht unter einem Hollunderbusch, die zweite unter Birken, die dritte wird eine Kürbislaube. Und nun haben wir noch zwei vor. Du kannst Dir denken, wie urgemütlich und komisch unser Puppengärtchen dadurch wirkt. In die Mitte kommt dann noch eine silberne Glaskugel als leuchtender Edelstein. Dabei sind wir alle sehr glücklich, Elsbeth nicht zum mindesten, über alle die schönen Plätze. Ich pflanze Rosen und Bauernblumen die Hülle und Fülle, wickele die Invaliden in Tücher und Lappen ein und begieße sie beim Trockenwerden, jäte Unkraut und habe schwarze Hände . . .

Nun muß gleich die alte Urpost vorbeikommen, der ich dieses Epistelchen mitgeben will. Darum schnell einen Kuß zum Abschied.

★

Tagebuchblätter

24. Februar 1902.

Ich habe einen Kranz gelegt auf das Grab derer, welcher einst seine Liebe galt. Es war morgens. Der Schnee lag und doch versuchte ein Fink sein künftiges Lied der Liebe.

Ich ging lange wie im Traum mit einem Lächeln im Herzen. Der Schnee war eine Decke unter meinen Füßen, kroß und mürbe vom letzten Nachtfroste und mein Fuß sank leise knirschend ein wenig in ihn hinein. Daneben lag schon das Wintergrün des Roggens, dessen werdendes Leben den Schnee überwunden hatte. Mir war seltsam bei diesem Lächeln. Vielleicht gedachte ich, wohin dieser Fuß wanderte.

Ich habe manchmal an mein Grab gedacht und wie ich es mir anders denke als das andere. Es muß gar keinen Hügel haben. Es sei ein viereckig längliches Beet mit weißen Nelken umpflanzt. Darum läuft ein kleiner sanfter Kiesweg, der wieder mit Nelken eingefaßt ist und dann kommt ein Holzgestell, still und anspruchslos, und da, um die Wucht der Rosen zu tragen, die mein Grab umgeben. Und vorne im Gitter, da sei ein kleines Tor gelassen, durch das die Menschen zu mir kommen, und hinten sei eine kleine anspruchslose stille Bank, auf der sich die Menschen zu mir hinsetzen. Es liegt auf unserem Worpsweder Kirchhof, an der Hecke, die an die Felder stößt, im alten Stück, nicht im Zipfel. Auf dem Grab stehen vielleicht zu meinen Häupten zwei kleine Wacholder, in der Mitte eine kleine schwarze Holztafel mit meinem Namen ohne Datum und Worte.

So soll es sein... Daß da eine Schale stünde, in die man mir frische Blumen setzte, das wollte ich auch wohl.

27. Februar 1902.

Es tropft und tropft und tropft vor meinem Fenster. Das ist die schmelzende Eiskruste, und gibt ein wäßriges schwimmendes Getön. Und draußen auf der Apfelwiese vor meinem Fenster ist der Schnee nur noch gebreitet wie weiße Laken und die Seele fühlt, er wird schwinden.

In der Osterwoche, März 1902.

In meinem ersten Jahre der Ehe habe ich viel geweint und es kommen mir die Tränen oft wie in der Kindheit jene großen Tropfen. Sie kommen mir in der Musik und bei vielem Schönem, was mich bewegt. Ich lebe im letzten Sinne wohl ebenso einsam als in meiner Kindheit.

Diese Einsamkeit macht mich manchmal traurig und manchmal froh. Ich glaube, sie vertieft. Man lebt wenig dem äußeren Schein und der Anerkennung. Man lebt nach innen gewendet. Ich glaube, aus solchem Gefühle ging man früher ins Kloster. Da ist denn mein Erlebnis, daß mein Herz sich nach einer Seele sehnt, und die heißt Clara Westhoff. Ich glaube, wir werden uns ganz nicht mehr finden. Wir gehen einen anderen Weg. Und vielleicht ist diese Einsamkeit gut für meine Kunst, vielleicht wachsen ihr in dieser ernsten Stille die Flügel. Selig, selig, selig.

Ich empfange den Frühling draußen mit Inbrunst. Er soll mich und meine Kunst weihen. Er streut mir Blumen auf meine Stunden. Ich fand an der Ziegelei gelben Huflattich. Die habe ich viel mit mir herumgetragen und habe sie gegen den Himmel gehalten, wie ihr Gelb dort tief und leuchtend stand.

31. März 1902. Ostermontag.

Es ist meine Erfahrung, daß die Ehe nicht glücklicher macht. Sie nimmt die Illusion, die vorher das ganze Wesen trug, daß es eine Schwesterseele gäbe.

Man fühlt in der Ehe doppelt das Unverstandensein, weil das ganze frühere Leben darauf hinausging, ein Wesen zu finden, das versteht. Und ist es vielleicht nicht doch besser ohne diese Illusion, Aug' in Auge einer großen einsamen Wahrheit?

Dies schreibe ich in mein Küchenhaushaltebuch am Ostersonntag 1902, sitze in meiner Küche und koche Kalbsbraten.

Am selben Tage, abends.

Mir scheint, Böcklin hat viel gelernt von Tizian. Er erwähnt ihn nie oder selten. Steht er ihm geistig zu nahe? Die Hand voll Blumen in der Tizianschen Flora könnte Böcklin gemalt haben. Mit welcher Leichtigkeit brachten jene großen Renaissanceleute ihre großen Bilder auf die Leinewand. Ich besehe das Tizianheft. Mir ist, als ob solch große üppige Bilder, Figuren mit landschaftlichem Hintergrund, alles prachtvoll abgerundet, alles der großen Bildidee untergeordnet, gar

nicht Realismus und doch voll von den schönsten koloristischen Reizen der modernen Anschauung, — als ob das die Kunst der Zukunft wäre. Ob es ein Stück von meiner Kunst ist? Tizian war ein Maler, ein reicher Geist voll Temperament und formlicher Gestaltungskraft. Ich möchte ihm einmal wieder gegenübertreten. Ich spreche jetzt nur durch die Nachbildung angeregt. Vielleicht wirkt das Original ganz anders auf mich.

2. April 1902.

Ich glaube, mein Glück besteht in der Hoffnung auf das Erfülltwerden meiner Wünsche. Habe ich es dann erst in der Hand, so scheint es mir gar nicht so reizvoll. Es erscheint mir dann nur noch als natürliche Entwicklungsstufe, über die man sich nicht zu wundern braucht und nicht zu freuen.

Es ist wie bei einem Kinde, das sich wünscht, groß und erwachsen zu sein. Ist es dann erst erwachsen, so hat das Erwachsensein lange keinen Reiz mehr. Darum hatte die Pariser Zeit für mich etwas so sehr Glückliches: ich hatte so viele starke Hoffnung.

Und dann reizt mich auch dies Hoffen allem und allen zum Trotz. Das gibt dem ganzen Menschen solch eine stolze Stärke.

April 1902.

Was hat der Böcklin alles in die Welt gesetzt! Es ist schön, daß mein Leben noch seines zeitlich berührte. Man hat das Gefühl, daß man zu der Epoche gehört, die ihn hervorgebracht hat, und versteht ihn dadurch besser.

Heinrich Vogeler sagt oft, wie leid es ihm tut, seine Bilder aus dem Hause und aus den Händen zu geben. Es ist mir das ein Zeichen seiner im letzten Sinne spärlich fließenden Kunst. Eine üppige, neugebierende, die denkt nur an das Zukünftige. Das ist mir auch das Große, Hoffnungsvolle, was mich aus Ottos Schaffen anspricht.

Dieses Hoffen auf Zukünftiges hat wohl jeder junge Maler. Das gibt ihm die Kraft zum ersten großen Aufschwung. Und dann erstarren die meisten. Sie sind nicht zukünftig genug, leben künstlerisch zu sehr im Gewesenen.

Wenn ich ehrlich bin, habe ich mit der Overbeckschen Kunst gar keine Gemeinschaft. Ich fühle nicht ihre innere Notwendigkeit. Oder, besser gesagt, erscheint sie mir wie eine unfruchtbare Arbeitsbiene, deren Zahl Legion ist, die mit allen ihren Kräften arbeitet, auf daß es einmal wieder eine fruchtbare Königin gäbe.

2. Mai 1902.

Rilke schrieb einmal, die Gatten hätten die Pflicht, die gegenseitige Einsamkeit gegenseitig zu bewachen. Sind denn das nicht oberflächliche Einsamkeiten, die man bewachen muß? Liegen die wahren Einsamkeiten nicht völlig offen und unbewacht? Und doch dringt keiner zu ihnen, obgleich sie manchmal auf einen warten, um mit ihm durch die Tale und Wiesen Hand in Hand zu wandeln. Aber das Warten ist vielleicht nur Schwäche, und es dient ihr zur Stärke, daß keiner kommt. Denn dieses Alleinewandeln ist gut und zeigt uns manche Tiefen und Untiefen, deren man mit zweien nicht so gewahr würde.

Mir ist es, als ob es wohl schwer wäre, sein Leben gut und groß zu Ende zu führen. Bis jetzt, der Anfang, war leicht. Nun kommt es wohl schwerer und mit manchem inneren Ringen. Die Netze auswerfen, das tut mancher, aber dann auch einen Fischzug tun!

29. Mai 1902.

Ich stand im Grase mit bloßen Füßen und mein Mann malte mich. Ich hatte mein Brautkleid an und dann ein rosa und ein blaues und schließlich ein weißes Atlaskleid, mit Gold besetzt. Bei dem rosa war der Rücken weit frei und die Arme. Ich stand aber in der Sonne. Und wenn dann die Ahnung eines Windes mir über den bloßen Nacken strich, so lächelte ich ein wenig, und meine Augen, die sich vor der Sonnenhelligkeit ganz geschlossen hatten, lüfteten sich auf Augenblicke... Um mich herum im Grase war es besäet mit weißen Sternmieren. Ich pflückte eine Handvoll und betrachtete sie auf der hellen Luft und das Spiel ihres Schattens auf meinem Arm. Ich träumte im Wachen und sah wie aus einem zweiten Leben meinem Leben zu.

3. Juni 1902.

Ich muß einmal ganz merkwürdige Farben malen. Ich hatte gestern ein breites, silbergraues Atlasband auf meinem Schoße liegen, das begrenzte ich mit zwei in sich gemusterten schwarzen Seidenbändern. Und darauf legte ich eine kleine, stumpfe, flaschenblaugrüne Sammetschleife. In den Farben, da möchte ich wohl etwas malen.

Wir lesen jetzt ein Buch von Franz Servaes über Segantini. Otto ist so riesig angeregt durch dessen Technik, die Farben rein mosaikartig nebeneinanderzusetzen und dadurch eine konkrete leuchtende Wirkung zu erzeugen. Er begeistert sich für die Bewegung in der Farbe. Auch ich träume von einer Bewegung in der Farbe, von einem gelinden Schummern, Vibrieren, ein Schummern des einen Gegenstandes durch den andern. Aber die Mittel, die ich anwenden möchte, sind ganz andere. Dieser dicke Farbenauftrag hat für mich etwas Materielles. Ich möchte es auf dem Wege der Lasur, vielleicht über einen dickgemalten Untergrund, erzeugen. Einer andern Lasur, als Otto sie vorhatte. Er kennt eigentlich nur die einmalige Lasur und malt beim zweiten Male gleich deckend. Ich glaube, man kann zehnmal übereinander lasieren, wenn man es bloß richtig macht. Auch ich glaube, daß, wenn ich weiter fortgeschritten sein werde, ich meinen Bildern eine größere Lebenskraft geben möchte. Das werde ich aber versuchen, durch die Unterlage zu tun. Später möchte ich auch einmal versuchen, auf Goldgrund zu malen.

7. August 1902.

Der Abend leget warme
Hernieder seine Arme
Und wo die Welt zu Ende
Da ruhen seine Hände ...
Die Mücklein summen leise
In ihrer hellen Weise
Und alle Wesen beben
Und singen leis vom Leben ...

Es ist nicht groß,
Es ist nicht breit,
's ist eine kleine Spanne Zeit
Und lange währt die Ewigkeit ...

★

Brief an die Mutter

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 10. Juni 1902.

ich denke an Euch Eltern morgen zu Eurem Hochzeitstage, denn er, unser Vater, er lebt ja in uns allen und tut uns allen mit dieser seiner Gegenwart so wohl. Nimm Du nun alle diese Liebe für euch beiden still entgegen als Euer beider Stellvertreter und laß Dir die Hand küssen von

Deinem Kinde.

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 27. Juni 1902.

... Daß Du bei Deinem letzten Besuche uns doch morgens um fünf Uhr durchgebrannt warst! Das war ganz gegen unsere Worpsweder Kur, deren Hauptfaktor Ausschlafen ist. Ich freue mich immer, daß Otto mit derselben tiefen Kindlichkeit schläft wie ich, hauptsächlich in dieser Sommerzeit, wo wir des Tags viel herummalern. Sogar nach dem Abendbrot stürzen wir uns noch selbander hinüber ins Armenhaus und malen Farbenstudien von der Kuh, der Ziege, der dreibeinigen Alten und all den Armenkindern, die für meine Gefühle die einzigen Individuen hier sind, die singen. Sonst hört man Singen nur von betrunkenen Leuten, so wenig liegt der Sang diesen schweren Schlagen.

Es ist hier heute sehr heiß, was Du wohl diesem Briefe anliest. Trotz alledem kommt mein Meister und holt mich zum Malen ab: Badende Jungens. Dafür ist es heute ein Wetter ...

Meine liebe Mutter, 6. Juli 1902.

es ist Sonntagmorgen und ich habe mich in mein liebes Atelier geflüchtet und sitze nun ganz allein in meinem lieben Brünjes-Häuselein, dessen ganze Einwohnerschaft zur Kirche gegangen scheint, so daß ich mir eins der klapprigen Fenster erbrechen mußte, um dadurch meinen Einzug zu halten.

Meine Mutter, daß dieser Brief kein pünktlicher Sonntagsbrief geworden ist, das hat seinen guten Grund, nämlich die Arbeit, in der ich jetzt von Herzen stecke mit meinem ganzen Menschen. Es gibt Zeiten, wo dieses Anhängig- und Abhängigkeitsgefühl in einem schlummert, Zeiten, in denen man viel liest, oder Witzchen macht oder lebt, und dann auf einmal wird es wieder wach und wogt und braust in einem, als sollte das Gefäß schier zerspringen, so daß nichts Platz hat daneben.

Meine Mutter. Es wird in mir Morgenröte und ich fühle den nahenden Tag. Ich werde etwas. Wenn ich das unserem Vater noch hätte zeigen können, daß mein Leben kein zweckloses Fischen im Trüben ist, wenn ich ihm noch hätte Rechenschaft ablegen können für das Stück seiner selbst, das er in mich gepflanzt hat! Ich fühle, daß nun bald die Zeit kommt, wo ich mich nicht zu schämen brauche und stille werden, sondern wo ich mit Stolz fühlen werde, daß ich Malerin bin.

Es ist eine Studie von Elsbeth, die ich gemacht habe. Sie steht in Brünjes Apfelgarten, irgendwo laufen ein paar Hühner und neben ihr steht die große blühende Staude eines Fingerhutes. Welterschütternd ist es natürlich nicht. Aber an dieser Arbeit ist meine Gestaltungskraft gewachsen, meine Ausbildungskraft. Ich fühle deutlich, wie nach dieser Arbeit noch manches andere Gute kommen wird, was ich im Winter noch nicht wußte. Und dies Fühlen und Wissen ist beseligend. Mein lieber Otto steht dabei, schüttelt den Kopf und sagt, ich wäre ein Teufelsmädel und dann haben wir beide uns von Herzen lieb und jeder spricht von der Kunst des anderen, dann aber wieder von der seinen. O, wenn ich erst etwas bin, dann fallen mir allerhand Steine vom Herzen. So mein Verhältnis Onkel A. gegenüber, daß ich ihm mutig in die Augen sehen kann und ihn nicht mit allerhand Verheißungen vertrösten muß,

sondern daß er die Genugtuung hat, seine liebreiche Geldhilfe war eine gute Kapitalsanlage. Und allen anderen Menschen gegenüber, die meine Malerschaft mitleidig und zartfühlend behandelten wie einen kleinen, schnurrigen, verbissenen Spleen, den man eben bei meinem Menschen mit in Kauf nehmen muß. Du fühlst, der Kamm schwillt mir.

Und dann trage ich so oft die Worte in meinem Herzen, die Worte Salomons oder Davids: Schaffe in mir Gott ein reines Herz und gib mir einen neuen gewissen Geist, verwirf mich nicht von deinem Angesicht und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir . . . Ich weiß gar nicht, ob dieser Spruch identisch ist mit dem Gefühl, aus dem heraus ich ihn sage. Aber es ist merkwürdig, von Kindheit an bei einer Gelegenheit, wo Gefahr war, daß ich zu stolz auf irgend etwas wurde, habe ich mir diese Worte gesagt.

Und du? Wir haben uns beide gefreut an Deinen Briefen. Aber Liebe, nicht so viel aufbleiben bis nachts um ein Uhr! Du mußt diese Reise hauptsächlich nur vom Gesundheitsstadium ansehen für Dich und das Küken. Küsse mir Herma. Ich wünsche, daß sie in ihrem Leben noch einmal ähnliche Gefühle haben wird, wie ich heute. Der Weg ist aber lang und man muß eine Hoffnung haben im Herzen, die einen nicht ermüden macht. Meine Herma, suche Dir eine Hoffnung! Du bist ja von selbst eine kleine Kluge. Achte von selbst darauf, daß Du Dich nicht zu früh entwickelst und frühreif wirst. Eine langsam ausgereifte Frucht in Winden und Sonnen, das muß das Leben sein. Halte Dich von den vielen Büchern fern und vom Theater, sondern suche Dir einen Deinem Alter angemessenen Wirkungskreis. Setze es durch, daß Du auf ein Gymnasium kommst. Versuche nicht Stufen zu überspringen. Dem ist Deine Gesundheit nicht gewachsen. Das ist überhaupt gar nicht nötig im Leben. Einer, der einen weiten Weg vor sich hat, läuft nicht. Schaffe Dir nur ein stilles, schlichtes Milieu und denke an Sachen, die für Deine Jahre passen.

Ich küsse Euch beiden.

Eure Paula

Tagebuchblätter

Herbst 1902.

Ich nahm heute ein warmes Bad. Da war mir so wohlig. Klein Elsbeth half mir. Sie tippte auf meine Brüste und fragte, was das sei. Ja Kind! Das sind Mysterien.

Dann lief ich draußen durch lauen Herbstwind mit halbem Mondscheinschimmer. Das Bad hatte mein Blut so schnell und tatendurstig gemacht und in meiner Kehle saß ein Ton, der gesungen sein wollte. Denn manchmal klingt meine Stimme. Das ist, wenn Seele und Sinne mir voll sind.

Heute las ich, daß in den ersten Stadien des Menschenembryo sein Herz im Kopf sitze und erst allmählich in die Brust rutsche. Mir ist es ein süßer Gedanke, daß sie so nebeneinander geboren sind, Herz und Verstand. Das bestätigt mein Gefühl. Ich kann sie bei mir meist nicht voneinander trennen.

1. Oktober 1902.

Ich glaube, man müßte beim Bildermalen gar nicht so an die Natur denken, wenigstens nicht bei der Konzeption des Bildes. Die Farbenskizze ganz so machen, wie man einst etwas in der Natur empfunden hat. Aber meine persönliche Empfindung ist die Hauptsache. Wenn ich die erst festgelegt habe, klar in Form und Farbe, dann muß ich von der Natur das hineinbringen, wodurch mein Bild natürlich wirkt, daß ein Laie gar nicht anders glaubt, als ich habe mein Bild vor der Natur gemalt.

Ich habe in diesen Tagen so recht gefühlt, was für mich Farbenstimmung ist: daß alles auf dem Bilde seine Lokalfarbe wechselt nach dem gleichen Prinzip, daß alle gebrochenen Töne dadurch eine einheitliche Verwandtschaft erhalten.

1. Dezember 1902.

Ich las und sah Mantegna (im Knackfußheft). Ich fühle, wie er mir gut tut. Diese ungeheure Plastik, die er besitzt, die gibt eine solche Stärke des Wesens. Das grade fehlt meinen Sachen. Wenn bei der Größe der Form, die ich anstrebe, noch dieses Wesenhafte dazukäme,

so ließe sich etwas machen. Im Augenblick stehen mir einfache, wenig gegliederte Sachen vor Augen.

Meine zweite Hauptklippe ist mein Mangel an Intimität.

Die Art, wie Mackensen die Leute hier auffaßt, ist mir nicht groß genug, zu genrehaft. Wer es könnte, müßte sie mit Runenschrift schreiben.

Mir schwebt etwas vor wie im Louvre: das Grabmal mit den acht tragenden Figuren.

Kalckreuth hat in seinen alten Frauen manchmal dies merkwürdige Runenhafte. Die Frauen mit den Gänsen und die Alte mit dem Kinderwagen.

Merkwürdig, mir ist es, als ob meine Stimme ganz neue Töne hätte und als ob mein Wesen neue Register hätte. Ich fühle es größer werden in mir und weiter. Wolle Gott, es würde etwas mit mir.

★

Briefe an Otto Modersohn

Mein geliebter Mann, Worpswede, den 4. November 1902.

dies ist nun der erste Abend der ersten größeren Trennung in unserer Ehe. Es gibt mir ein eigenes Gefühl. Du, in Gesellschaft Deiner Familie, kommst vielleicht gar nicht so zum Bewußtsein dessen. Ich schwelge darin. Schwelge in meiner Einsamkeit, Deiner in Liebe gedenkend.

Unserer Liebe gedenkend, wanderte ich heute abend durch die finsterfeuchte Luft nach Hause und hielt innerlich ein Zwiegespräch mit mir. Ich habe eine große Sicherheit in unserer Liebe und zu unserer Liebe, und als ich heute so ging, durchfuhr mich ein atemloses Glücksgefühl, denn ich gedachte, daß uns der Höhepunkt noch vorbehalten ist. Sieh, Lieber, Du brauchst nicht traurig zu sein oder eifersüchtig auf meine Gedanken, wenn ich meine Einsamkeit liebe. Ich tue es, um still und ungestört und fromm Deiner zu gedenken.

Die Heimkehr zu unseren Birken war lieblich, alles unter dem sanften

Schleier Deines Fernseins gesehen. Man ist eben doch schon ein Stück von dem andern und der andere ein Stück von einem. Ich lebe in Dir sehr, das fühle ich. Aber die Trennung ist mir lieb, weil sie dieses Ineinanderleben zu einem seelischen macht. Ich liebe das zeitweilige Zurücktreten des Körpers . . . Lieber, liebe mich, wenn ich auch ungereimt bin. Ich meine es doch so.

Mein geliebter Mann, Worpswede, den 7. November 1902.

. . . ja, Lieber, wir wohnen in einem seligen Gefilde. So war mir es auch am Dienstag, als ich von Bremen wieder heimzog. Hier liegt noch viel Lieblichkeit gebannt, die noch nicht erlöst ist. Ob Du die Zauberformel sprechen wirst? Ob ich ein Wörtlein dazu sagen darf? O, wenn ich das alles bedenke, was ist da für uns für Glück und Wonne in der Zukunft. Ich war eben draußen in Brünjes Apfelgarten. Da hing hinter den großen Föhren die silberne Mondsichel. Wir haben schöne Tage jetzt, doch hat Luft und Erde ein winterliches Ansehen. Kalt. Hier in meinem kleinen Stübchen ist es gemütlich warm und ein paar Bratäpfel in der Röhre verbreiten Wohlgeruch. Und die Kuh brüllt und Berta wäscht Hochzeitsgardinen.

Heute morgen fing ich die kleine Frau Vogeler mit dem weißen Kinde an. Gestern abend war ich bei ihnen. Ich glaube, sie stehen jetzt beide in einer schweren Zeit. Mir ist, als ob sie darunter litten, daß er von seinen letzten Dingen nicht zu ihr sprechen kann.

Bei Christel Schröder habe ich für eine Mark äußerst anregende Knöpfe gekauft, die ich einen ganzen Tag mit mir herumtrug, so schön fand ich sie. Und mit Elsbeth bin ich fleißig im Garten tätig und habe auch schon Ihrer Hoheit Gefken einen reitenden Boten gesandt, daß er unser Gärtlein dünge. Elsbeth und ich sprechen viel von Dir. Sie mit ihrem mitleidigen Tonfall, ich in einer Art von bräutlichem Glücksgefühl. Vorgefallen ist sonst nichts, außer daß wir im Keller eine Maus gefangen haben. Aber zu sagen hätte ich Dir noch viel. Ich tue es Dir nach und packe es auch in einen Sack. O, wie wird das sein, wenn wir mit unseren Säcken uns begegnen.

*

Familienbrief

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 29. Januar 1903.

ein paar Tage vor Weihnachten erzählte mir Milly, daß es Dir gar nicht gut ginge, daß Dein Herz aufmuckte gegen diese schnelle Art zu leben, die Du ihm zumutest. Zu gleicher Zeit erzählte sie auch von Frau D.'s italienischem Plan und daß Du zauderteſt, wegen einer neuen Pensionärin zu Ostern. Liebe, laß doch all die Pensionärinnen für eine Zeit ganz aus dem Sinn, schnallt Euer Bündel und wandert. Sieh es doch als eine Fügung an, daß Du auf diese Weise von Deiner Wohnung los bist. Wirf alles hinter Dich und lebe nur der Gesundheit.

Ich möchte, ich wäre nur eine halbe Stunde bei Dir, um von Angesicht zu Angesicht mit Dir über diesen Punkt zu reden. Ich fürchte so sehr, daß Du in ein so überschnelles Lebenstempo hineingekommen bist, daß Du Angst hast vor dem plötzlichen Aufhören und den Nicht-Pflichten. Wie unser Vater, der jeglichen Urlaub von sich wies in einer Zeit, da er ihn am nötigsten hatte. Das ist meine Tätigkeit allen Menschen gegenüber, daß ich ihnen Ruhe und ein Zusichkommen predige. Ich wünschte nur, sie hörten. Dann gäbe es sicherlich ein großes Stück Glück mehr auf der Welt. Ich wünschte auch, Du hörteſt dies Wort ein wenig. Warum soll ich es Dir nicht sagen? Daß ich halb so alt bin als Du, das ist immer noch kein Zeichen, daß ich unrecht habe.

Früher als Kind dachte ich immer, daß man mit den Jahren immer besser würde und jetzt als Erwachsenes denke ich, daß man sich mit den Jahren Fehler angewöhnt. Ich glaube bei Dir: das Zuviel-Arbeiten. Und es ist meine feste und heilige Überzeugung und kein Scherz, wenn ich glaube, daß Du alle Deine Kräfte zusammennehmen mußt, um dagegen zu kämpfen. Durch das Zuviel-Arbeiten sündigt man am Leben und an der Arbeit selber. Man beraubt sie ihrer wundervollen großen beruhigenden Schönheit, die sie wie eine milde Sonne über unser Leben strahlt.

Wir leben still weiter unsern Gang und warten still weiter darauf, daß etwas aus uns wird. Otto in seiner Art gerade so wie ich, denn

ihn verlangt auch nach etwas Höherem. Und dann erzählen wir uns gegenseitig von uns, was ein jeder machen will, und dann wartet der eine auf den andern.

Die Studien von Fräulein M. haben uns interessiert. Arbeitet sie denn gar nichts Größeres? Wenn man sich in so kleinem Format ausdrücken will, müssen die Mittel meinem Gefühl nach anders sein. In ihren Zeichnungen ist sie nicht immer derselbe Mensch. Erinnert mal hieran, mal daran. Im ganzen ist mir das, was ich anstrebe, noch lieber, was aber gar nicht jeder zu finden braucht. Ich meine nur, weil Du uns in gewisser Weise miteinander verglichest.

Wenn Du im Jahre wenig Briefe von mir erhältst, so führe es bitte auf eine gewisse Schweigsamkeit zurück, die ich meines Wissens von jeher auch im mündlichen Verkehr gehabt habe. Ich spreche manchmal sehr wenig und Elsbeth muß dann sehr unermüdlich und sehr spitzfindig fragen, damit sie mehr als ein Ja oder Nein erhält. Vielleicht kommt es davon, daß die Gedanken wissentlich oder auch unwissentlich immer auf das eine Ziel gerichtet sind, ich weiß selbst keinen anderen Grund.

Paris

1903

Briefe an Otto Modersohn

Paris, den 10. Februar 1903.

Nun sitze ich im kleinen Grand Hotel de la Haute Loire, wo ich vor drei Jahren abstieg, im selben Kämmerlein 53, nur daß in Nummer 54, wo ich jetzt zwei fremde deutsche Malerinnen höre, damals Clara Westhoff das rote Himmelbett einnahm. Ich fange an, Paris zu genießen, obgleich ich noch sehr befangen bin und mich vor den Menschen ein wenig fürchte. Als ich in die Cremerie ging, um ein Abendbrot zu essen, kam einer von den bekannten spanischen Lausbuben mir grade entgegen. Und als ich hereintrat, passierten mich zwei Franzosen und sagten: „Aha, aha, elle est retournée.“ Mir war aber unter dem bunten Völklein in meiner Pelzjacke gar nicht wohl zumute.

Gute Nacht, mein König Rotbart. Denke mal, ich glaube, ich werde Dir doch in ein paar Wochen schreiben müssen, daß Du herkommst, denn hier sitzt Champagner in der Luft, ganz abgesehen von der Kunst auf Schritt und Tritt.

Ich habe dasselbe Gefühl wie das erstemal, wo ich auch so gern in ein Mauseloch kriechen wollte, weil alle Menschen mich so lachend anguckten, und ich an den vielen weichen Stimmen um mich höre und fühle, daß ich nicht ihres Schlages bin.

Ich möchte sehr gern einen Brief von Dir haben, mein lieber Rotbart. Du weißt doch, ich bin auch hier, um mir Worpswede durch die kritische Brille zu besehen. Bis jetzt kann es noch bestehen. . . .

Dein kleines Weib in der großen Stadt Paris.

Paris, den 12. Februar 1903.

Mein lieber Otto, gestern habe ich erst einen Brief an Dich eingesteckt und heute fange ich gleich wieder einen an. Ich will Dich recht bombardieren, auf daß Du gar nicht anders kannst, als auch viel schreiben. Ich denke furchtbar viel an Dich und Elsbeth, eigentlich immer. Und

fast kann ich es bis jetzt noch nicht verstehen, daß ich Euch verlassen habe. Das kommt daher, daß ich im Augenblick noch nicht so genußfähig bin. Alles ist aber heute schon einen Grad besser als gestern. Hauptsächlich fallen mir die fremdartigen Gestalten nicht mehr auf die Nerven und beunruhigen mich nicht mehr so.

Am Abend.

Eben waren Rilkes da und machten mir ihren Gegenbesuch. Gestern abend war ich bei ihnen. Sie sind sehr freundlich zu mir. Aber Paris plagt sie beide mit viel unheimlichen Angsten. „Es stehen Stimmen auf in der Nacht." Es herrscht über diesen beiden Menschenkindern immer dasselbe freudlose Verhängnis. Und diese Freudlosigkeit kann ansteckend wirken.

Mein lieber Rotbart, ich wünschte, es wäre einmal einen Augenblick still um mich, daß ich Dir sanft und leise sagen könnte, wie fein und groß Du in meinem Herzen stehst. Und Deine Arbeit zu denken und an Deine weiche Stirn und an Deine Hände, das geht schön. Ich fühle mich ein wenig wie ein Schifflein. dessen Segel warten, daß der Wind sie ergreife. Und morgen soll mich das Louvre ergreifen.

Paris, den 14. Februar 1903.

Lieber, was Du wohl machst und was Du wohl malst? Hast Du die kleinen Rahmen schon gespannt? Darauf freue ich mich besonders.

Das merke ich, eine der Hauptsachen, die man hier in Paris lernen kann, sind die Impromptus. Ich war heute in der Rue Lafitte, der Straße der Kunsthändler. Da sieht man viel von dem, was Du das Künstlerische in der Kunst nennst. Dieses Nicht-Fertigdrehn, das besitzen die Franzosen in hohem Maße. Da kommt ihnen das Bewegliche ihrer Natur zustatten. Wir Deutschen, wir malen immer pflichtgetreu unser Bild herunter und sind zu schwerfällig, aus dem Stegreif eine kleine Farbenskizze zu machen, die oft mehr sagt als das Bild.

Da machen sie hier allerliebste Sachen oft im kleinsten Format. Dahin mußt Du auch noch kommen, denn das liegt grade in Deinem Talente sehr. Nur sind solche Sachen nicht für das Publikum, und stark künstlerische Kunsthändler haben wir wohl wenige.

Anton von Werners Glanzlichter auf den Stiefeln liegen uns allen im Blut.

Dennoch, wie stark ergriffen uns jene wenig ausgeführten Sachen von Segantini.

Heute habe ich Arbeiten von Cottet und Simon gesehen.

Cottet ist mir der weit Liebere im Gefühl, während Simon noch feinere farbige Klänge anschlägt. Mir ist aber sein Farbenauftrag nicht so lieb. Und dann malt er Gesichter und Dinge so flächig, was mir etwas gewaltsam vorkommt. Cottets Auftrag könnte für mich noch geheimnisvoller sein.

Da sind im Louvre ein paar kleine Stilleben von Décamps, ganz kleine Dinger, aber äußerst merkwürdig und feinfühlig, und ein paar kleine Bilder von Millet, die reizen mich technisch sehr.

Ich freue mich, daß es mir allmählich gelingt, in diesem Lärm denken zu können, was mir bisher unmöglich war.

Ich habe ein hundsmiserables, gottverlassenes Gefühl mit mir herumgetragen. Ich fühle schon, wenn ich diesmal etwas lernen will, muß ich es mir teurer erkaufen als das erstemal. Damals hatte ich Dich noch nicht und kein Heim. Ich fühle aber, daß es sehr gut ist, alles einmal aus der Ferne zu besehen. Du kommst nicht schlecht dabei weg.

Manchmal möchte ich auf der Straße in all dem Radau weinen. Ich habe heute bitterlich ein Zimmerlein mit Ausblick auf einen Baum gesucht, bis jetzt erfolglos.

Eigentlich wollte ich morgen gern aufs Land. Aber Rilkes wollen sich eine japanische Ausstellung ansehen, da werde ich mich wohl daran beteiligen. Wenn sie doch ein bißchen fröhlicher wären! Aber sie blasen Trübsal und sogar auf zwei Pfeifen.

Nachmittags zeichne ich Akt in der Akademie. Jede halbe Stunde eine andere Stellung. Das macht mir viel Freude.

Man hält mich hier überall noch für ein Fräulein. Ich trage aber kräftig meinen Ehering, und wenn ich den nicht trage, friere ich.

Grüße die kleine Frau Vogeler und sieh auch zu, daß die Mäuse nicht meine Kunst verzehren.

Paris, den 17. Februar 1903.

Ich bin umgezogen. Auf dem Boulevard war es mir zu laut, so daß ich nie bei mir zu mir kommen konnte, was ich, wie Du ja weißt, sehr notwendig brauche. Nun bin ich umgezogen und bin sehr glücklich. Um mich her ist Stille und vor meinem Fenster steht ein Baum und hinter dem Baum ist ein Garten und hinter dem Garten steht etwas Katholisches, ich weiß nur noch nicht, was.

Und mein Hotel hat einen kleinen Garten, eigentlich Hof, in dem allerlei Schmutz und Liebe herrscht, und in dem mir Madame die schönsten Knospen verspricht.

Du merkst wohl, daß Paris mir allmählich wieder zu tagen anfängt. Es stürmt jetzt von allen Seiten auf mich ein, viel merkwürdige Sachen. Und ich bekomme das Gefühl, daß die Reise mir nützt.

Sonntag war ich mit Rilkes in einer altjapanischen berühmten Privatausstellung, die unter den Hammer gebracht werden soll. Die Bilder waren keine Tafelbilder in unserem Sinne, sondern Papier- oder seidene Rollen. Da herrschte eine große Merkwürdigkeit von Form, Farbe und Geist. Die Sachen können eine kolossale Stimmung ausdrücken, etwas Nächtliches, etwas Düster-Geheimnisvolles, oder auch wieder etwas Mondän-Kokettes. Und wie schön sind die Blätter mit Blumen und Vögeln. Man spürt, wie eng dieses Volk mit der Natur zusammenhängt.

Am Sonntag abend ging ich noch ein wenig allein spazieren. In einer Nebenstraße stand auf einem Karren, den ein Eselein zog, eine Drehorgel, die eine alte Frau spielte. Wie kinderhaft nun alles Publikum elektrisiert wurde! Ein kleines Ladenmädchen, die Blumentöpfe ins Haus bringen sollte, tat dies im Takt sich wiegend und tanzend. Im Hausflur tanzten zwei andere Mädchen. Und ein paar Burschen zogen vorbei, denen zuckte es auch in den Beinen.

Das Ganze war reizend anzusehen. Das ist diese kindliche Empfänglichkeit, die sich auch in der Kunst äußert.

Heute im Louvre. Ich bin Rembrandt näher gekommen, überhaupt den Niederländern. Schließlich sah ich noch merkwürdige hochkünstlerische Nachbildungen nach Zeichnungen von Ingres und Reproduk-

tionen wundervoller antiker Porträts, die von merkwürdigem fließenden Farbenauftrag sein müssen. Ein sehr reizvolles Bildnis der Kleopatra.

Du siehst, mein Lieber, ich trinke jetzt in vollen Zügen und bin sehr genußfähig. Mündlich mußt Du mir später alles genau abfragen.

Paris, den 18. Februar 1903.

Merkwürdig ist es, daß jetzt das Sprachrohr zwischen uns beiden so endlos lang ist. Merkwürdig ist es überhaupt, daß ich nun an Deinem Geburtstage nicht bei Dir sein werde.

Und trotz alledem bin ich vielleicht mehr denn je bei Dir und in Dir. Du bist mein lieber Schatten, in dem ich mich kühle, und das kühle Wasser, in dem ich meine kleine wunde Seele bade, von der ich das Gefühl habe, daß sie so aussieht wie mein Akt. Du bist mein lieber, großer, stiller Wald, in dem es leise rauscht und flüstert. Und wenn ich auch ein wenig hinausgelaufen bin auf die Wiese, so komme ich bald wieder und setze mich still bei Dir nieder.

Du bist mein lieber Geselle und ich gedenke in herzinniger Liebe Dein und küsse Dir die lieben Hände und die milde Stirn, aus denen kommen Deine Bilder. Die sehen für mich aus wie Deine Bilder, und der rote Bart gehört auch dazu.

Weißt Du, ich denke hier oft an Deine Bilder. Sie müssen noch viel, viel merkwürdiger werden. Da muß ein Hauch und ein Ahnen in ihnen sein, wie in der Natur, wie sie uns in Augenblicken erscheint, wenn unser Auge ungetrübt und klar in das seltsame Wesen der Dinge schaut. Ein Ausdruck von Dir ist: man hat so ein Gefühl, da geht es um. Wenn Du nun ein Bild malst, ist es das erste, daß Du dies Gefühl in seiner ganzen Stärke zum Ausdruck bringst. Du mußt alle Mittel dazu am Schnürchen haben: die Technik, die Farbe, die große Form. Aber während Du über die Mittel nachdenkst, laß keinen Augenblick den Zweck außer Auge, Deine Kompositionen als Bilder entstehen zu lassen.

Die Franzosen haben doch eine entzückende Delikatesse und Feinfühligkeit im Ausdruck. Und dabei handhaben sie ihr Werkzeug mit

so großer liebevoller Sauberkeit. Merkwürdig, je mehr ich Rembrandt verstehen lerne, desto mehr fühle ich auch, daß sie ihn verstanden haben.

Ich freue mich, daß Du jetzt Sachen im kleinen Maßstabe vorhast und fange an zu glauben, daß man erst wahrhaft malen kann, wenn man auch im kleinen sich ausdrückt. Ist das Kleinere nicht der viel schnellere, leichtere Ausfluß einer glücklichen Stunde? Ich denke an Millet, Rembrandt, Böcklin.

Hier sind eine ganze Menge Rembrandts. Wenn sie auch gelb sind von Firnis, so lerne ich trotzdem viel von ihnen, das Krause in sich, das Leben.

Hier ist ein kleines Ding, ich weiß nicht, ob es auch eine Frau Potiphar ist. Es ist ein Frauenakt im Bett. Wie die gemalt ist, und wie die Kissen gemalt sind in ihrer Form mit den Spitzeneinsätzen, das alles ist ganz entzückend. Dann die heilige Familie mit dem reizenden offenen Fenster. Dann zwei kleine denkende Philosophen, die in irgendeinem gotischen Bau sitzen, wo ein wenig Sonnenlicht über die Fliesen huscht.

Der barmherzige Samariter scheint sehr in der Farbe gelitten zu haben. Der muß wundervoll gewesen sein.

Ich glaube, daß Paris doch bald wieder eine Kaiserstadt werden muß, das Volk ruiniert alles. Das Parkett im Louvre geht auch kaput und im Saal antiker Bilder, der sehr ruhig und abgelegen ist, waren heute zehn Trunkenbolde schlimmster Güte und ich allein. Über die Antike ein andermal.

Nun laß Dich küssen, mein lieber Neununddreißiger. Mit dem Jahre Vierzig soll die große Kunst beginnen. Darauf trinke ich am Sonntag dreimal meinen Milch-Kakao.

Möge die neue silberne Glaskugel uns und unseren Kindeskindern erhalten bleiben!

Ich sende Dir hier eine Photographie von Cottet. Ich finde sie sehr schön und ernst. Schreibe mir darüber.

Paris, den 19. Februar. 1903.

Als ich heute abend vom Croquis nach Hause kam, fragte ich: „Pas de lettre?“ und man sagte mir: „Rien du tout, madame“. Das machte mich ein wenig traurig; aber ein Stündlein später klopfte es an die Tür und der Garçon ruft: „Voici ma petite dame! Voilà tout ce que vous désirez!“ und reicht mir Deinen geschwollenen Brief .... Mit dem Garçon habe ich nämlich einen kleinen Punkt. Mit ihm rede ich ungefähr das einzige, was ich rede. Hoffentlich strebt er keinen großen Punkt an, denn dann haben wir ja gar keinen Punkt mehr.

Paris wird mir mehr und mehr das Paris von vor drei Jahren. Dieselben alten Gesichter, die auf der Pont des Arts die Veilchen anbieten. Dieselben hutzeligen Leutchen, die am Seinequai ihre Bücher ausbreiten.

In der Akademie findet man mich wohl auch dieselbe, denn sie reden mich immer Mademoiselle an. Da hab ich's neulich einer Dänin, die viel redet, gesagt, daß ich verheiratet bin, nun mag die es verbreiten. Denn ich war innerlich etwas empört, daß man es mir gar nicht ansieht, daß ich seitdem doch Deine Frau geworden bin, und ich trage doch den Ring. Aber darauf achtet man hier in Paris nicht.

Weißt Du, was ich finde? Deine holde Geliebte, die Kunst, macht Dich Deiner kleinen Pariser Geliebten ein wenig abspenstig. Sie möchte mal wieder einen Liebesbrief haben. Aber laß auch nur Glück und Segen Deinen lieben Händen, daß unter ihnen Pracht und Glanz und Leuchten erblüht. Das ist ja doch das Allerschönste für mich.

Also die Monographie ist heraus. Rilke brachte sie mir gestern. Ich habe nur erst darin geblättert. Es scheint mir viel Gutes und viel künstlerisch Schiefes nebeneinander zu gehen.

Klara Rilke hat einen feinen Auftrag: sie soll die Tochter Björnsons in ganzer Figur klein modellieren. Sie hat nichts von Björnson, nichts Nordisches, ist originell, kapriziös und parisienne in ihren Bewegungen.

Die Fastnachtstage machen die Stadt bunt von Konfetti. Vor drei Jahren watete ich selbst bis an die Knöchel in diesem bunten Schnee, dieses Jahr bekam ich nur von weitem ein paar Pierrots zu sehen.

Übrigens habe ich mit meinen Wirten ein ganz niedliches Verhältnis,

ging mit ihnen, Mutter und Tochter, sogar gestern in die Stadt, den Umzug der Studenten zu sehen. Ihnen erzähle ich von Dir und sie hören aufmerksam zu. Es sind echte Pariser Kleinbürger und amüsieren mich sehr.

Das Hotel besteht in der Hauptsache aus einem großen Portal. Das Haus selbst sieht winzig daneben aus. Im Hofe läuft manchmal ein Riesenkaninchen. Es ist eben alles komisch und gemütlich, die Menschen haben so eine Naivität in ihrer Art zu leben.

Mir kommen hier viel künstlerisch gute Gedanken. Ich fühle und empfinde mit immer größerer Lebhaftigkeit, wie das Intime die Seele aller großen Kunst ist. Das geht durch die Tanagrafiguren, durch Rembrandt und Millet. Deshalb bin ich glücklich über meinen Aufenthalt hier, da er mir diese Erkenntnis in so hohem Maße bringt.

Paris, den 26. Februar 1903.

Lieber, Du ließest mich lange warten. Die Rafaellistifte müssen sehr schön sein, wenn sie mich so in den Schatten stellen können. Aber wie freue ich mich für Dich, daß Du so im Schaffen bist.

Sage einmal, kommst Du noch? Für mich wäre es ja sehr schön. Ich will aber in Deinem Entschluß gar keine Rolle spielen. Es muß davon abhängen, wie es Dir in Deine Kunst und Deine Zeit hineinpaßt.

Schönes gibt es ja hier die Überfülle. Auch ich möchte sehr, sehr gern, daß Du die Kunst Rodins erlebtest. Er ist doch wohl der größte Lebende. In einer französischen Zeitschrift sind Kunstgespräche herausgekommen, die er mit ein paar jungen Mädchen führte, das heißt, es sind mehr Kunstmonologe. Aber sie sind sehr einfach und lassen sich auf alle hohe Kunst anwenden. Ich freue mich darauf, sie mit Dir durchzusprechen. Lieber, ich freue mich überhaupt so sehr, daß Du mich hierher gelassen hast und ich bin Dir von ganzem Herzen dankbar und ich glaube, ich werde es mir in meinem späteren Leben nach gewissen Zeiträumen immer wieder wünschen.

Manchmal bin ich abends bei Rilkes. Aber auf Verkehr kommt es mir im Augenblick nicht an. In mir arbeiten so viel Eindrücke. Es muß so manches durchdacht werden. Meistens verbringe ich den Abend

sehr angenehm mit Schreiben und Lesen und Denken mit dem Blick auf das ewige Lämplein des Karmeliterklosters, das hinter meinem Garten blinzt.

Das Luxembourg-Museum ist wieder eröffnet; da gab es viel Schönes: Manet, der Akt mit der Negerin, die Sonne auf der Terrasse. Renoirs, nicht so schön wie unserer in Bremen. Zoloaga: zwei schwarze Damen, ein Herr und ein falbes Windspiel vor der Luft, und dann ein Zwerg mit einer silbernen Kugel wie unsere im Arm, ganz fabelhaft in der Farbe.

Das Schönste für mich war aber das Wiedersehen mit dem großen Cottet-Triptychon. Der rechte Flügel, wo die Frauen und Kinder bange im Abend warten, ist formlich und farbig von wunderbarer Größe.

Dann Degas'sche Pastelle. Sehr interessant in ihrer Form und sehr künstlerisch und kapriziös in der Farbe.

Und Worpswede! Neulich sah ich im Louvre unsere Rousseausche Landschaft mit den Kühen. Da waren mir unbewußt die Tränen in die Augen gekommen, vor stillem Glück, daß ich solch eine Heimat habe.

Paris, den 2. März 1903.

Mein lieber Gesponse, Du müßtest auch herkommen. Es gibt dafür viele Gründe. Aber ich nenne nur den einen, großen, größten: Rodin.

Den Eindruck dieses Mannes und seines ganzen Lebenswerkes, das er in Abgüssen um sich gesammelt hat, müßtest Du haben. Diese große Kunst, die sich mit unglaublicher Willensstärke ganz im Verborgenen und in der Stille bis zur vollen Blüte entfaltet.

Über das einzelne Werk kann ich wenig reden, denn dem muß man viel öfter und in ganz verschiedenen Stimmungen nahetreten, um es ganz in sich aufzunehmen.

Aber man hat so ein wunderbares Gefühl bei dieser Arbeit aller Welt zum Trotz, ob sie seine Wege billigt oder nicht, bei dieser felsenfesten Zuversicht, daß es Schönheit ist, die er der Welt bringen will.

Viele erkennen ihn ja an, obgleich die meisten Franzosen ihn mit Boucher und Seyalbert und wie die kleinen Lichter heißen, in einen Topf tun.

Mit einem kleinen Kärtlein Rilkes, der mich als „femme d'un peintre très distingué“ empfahl, trat ich am Sonnabend, seinem Empfangsnachmittag, in sein Atelier. Es waren schon allerhand Leute da. Die Karte sah er sich gar nicht an, nickte mir nur zu und ließ mich ruhig zwischen seinen Marmorgebilden wandeln. Da ist viel, viel Wunderbares. Manches ist mir nicht verständlich. Aber darüber wage ich so schnell nicht zu urteilen.

Beim Weggehen fragte ich ihn, ob es möglich sei, seinen Pavillon in Meudon zu besehen, da stellte er mir den Sonntag zur Verfügung, da durfte ich denn in dem Pavillon ungestört wandern.

Aber ein Studium ist da beieinander und eine Anbetung der Natur, das ist schon schön! Er geht immer von der Natur aus. Auch seine Zeichnungen, Kompositionen macht er vor der Natur.

Die merkwürdigen Formenträume, die er auf das Papier wirft, sind für mich die eigenartigste Erscheinung seiner Kunst. Er nimmt die allerkleinsten Mittel, er zeichnet mit Bleistift und tönt dann in merkwürdigen, leidenschaftlichen Wasserfarben. Leidenschaft des Genies herrscht in diesen Blättern, ein Sichnichtkümmern um die Konvention. Sie erinnern mich an jene altjapanischen Sachen, die ich hier sah, vielleicht auch an antike Fresken oder die Figuren auf antiken Vasen.

Du müßtest sie sehen! Sie sind für einen Maler starke Anregungen in ihrer Farbigkeit. Er zeigte sie mir selbst und war freundlich und reizend zu mir. Ja, Merkwürdigkeit in der Kunst, die hat er. Und dabei diese Durchdrungenheit, daß alles Schönheit in der Natur sei. Früher hat er diese Kompositionen aus dem Kopfe gemacht. Aber er fand, daß man dabei noch zu konventionell wäre. Nun macht er sie vor dem Modell. Wenn er frisch ist, zwanzig in anderthalb Stunden.

Der Pavillon und zwei andere Ateliers liegen inmitten von sich überschneidenden Hügeln, die mit stumpfem Gras bewachsen sind. Man hat einen wunderbaren Blick auf die Seine, auf die Ortschaften daran und auf Paris mit seinen Kuppeln.

Das Wohnhaus ist ganz klein und eng und man fühlt, wie das Leben bei ihm gar keine Rolle spielt. „Le travail ç'est mon bonheur“ sagte er.

Ich war mit Fräulein von M. schon am Morgen nach Meudon gegangen. Dort durchstreiften wir das Land und pflückten gelben Huflattich, von dem ich mir heute ein Kränzelein gebunden habe. Die Gegend um Paris herum mit ihren entzückenden Fernen und Durchblicken hat einen zauberischen Reiz, den muß man kennen, wenn man die Leute verstehen will. Als Kontrast zu unserem Norden wirkt alles so sanft und hingebend. . . . Ich küsse Dich, mein lieber Rotbart. . . .

Paris, den 3. März 1903.

Heute morgen erwachte ich in meinem Mahagonibett wie eine Braut, denn gestern abend beim Schlafengehen, als ich schon die Lampe gelöscht hatte, wurde mir noch Dein Brief hereingereicht.

Lieber, das war eine Seligkeit. Ich las alle Deine Worte ganz langsam, ein jedes für sich, und ließ sie sanft und lieblich über mich hinströmen und sonnte mich in ihnen und lachte über sie und freute mich in Dir.

Ja, mein König, Dir gehört mein All, Dir weihe ich es. Nimm alles in Deine lieben Hände. Und wenn der Frühling über unsern schönen Berg ziehet, dann wollen wir uns in Liebe vereinen.

Lieber, mir war es wie Dir. Auch ich wollte nicht soviel von unserer Liebe schreiben, um uns die Trennung nicht so schwer zu machen. Nun ist es aber doch wunderschön, daß wir uns einmal zwischendurch alles Liebe gesagt haben, dann geht hinterher das Schweigen davon wieder viel leichter.

Weißt Du, ich spreche so oft von Dir, als ich nur kann. Mit Rilkes läßt sich das gar nicht so gut machen, die hören nur halb zu, die sind zu sehr mit sich selbst beschäftigt. Da erzähle ich nun meinem Garçon, der aus der Bretagne ist, viel von Dir und was Du für schöne Bilder malteſt. Neulich wollte ich ihm besonders imponieren und zeigte ihm Dein Bild in der Monographie. Da fand er Dich aber gar nicht schön. Da wurde ich ärgerlich und sagte: Du hätteſt einen roten Bart und das andere Gesicht sähe so fein dazu aus. Und für mich selbst dachte ich in Stille und Innigkeit an Deine lieben Hände und an Deine Seele. Davon sprach ich ihm aber nicht, denn ich merkte doch,

daß ich an die falsche Adresse gekommen war und hatte ein etwas verächtliches Gefühl gegen ihn.

Und wie ist es mit Deiner Reise? Ich will Dich in keiner Weise bestimmen, aber diese farbigen Zeichnungen Rodins wären, glaube ich, auch für Dich ein großes Erlebnis. Zu sehen, wie weit man gehen kann, ohne sich um das Publikum zu kümmern. Weißt Du, es ist ein ähnlicher Mut, wie ihn Rembrandt seinerzeit in seinen Radierungen ausgesprochen hat.

Paris, den 7. März 1903.

Ich denke mir, es ist Mittagszeit. Du bist in Deinem braunen Mantel aus dem Atelier gekommen, oder ist es schon so warm, daß Du nur die Rüstung trägst? Na, jedenfalls bist Du nach Hause gekommen und findest auf der Truhe in unserem kleinen schwarzgelben Vorplatz meinen Brief liegen. Daß Du Dich nun freust, das weiß ich. Ich weiß nur nicht, ob Du Dich in die Veranda oder in die Wohnstube setzt um ihn zu lesen, da ich nicht weiß, ob die Veranda im Augenblick schwimmt oder nicht. Und dann, wenn Du gelesen hast, trägt B. liebliche Speisen auf und es schmeckt Dir hoffentlich wunderschön. Mir wird es wenigstens wunderschön schmecken, wenn ich wieder heimkomme, denn dieses Essen im Wirtshaus mag ich ganz und gar nicht. Unter den vielen Leuten sitzen, die einen alle gar nichts angehen.

Wenn ich dagegen an unsere stillen Mittage denke, wenn wir zusammen nebeneinander auf dem Rohrbänklein sitzen und Du wenig sprichst, wenn es Dir gut schmeckt . . . ja, auf alles das freue ich mich.

Ich freue mich aber auch ganz konzentriert, daß ich hier bin, und nutze meine Zeit gut aus. Ich zeichne jetzt fast täglich im Louvre Bilder und Plastiken. An der Hand der Skizzenbücher läßt sich dann fein erzählen. Überhaupt habe ich jetzt eine Riesenlust am Skizzieren. Ich hoffe, daß mich dieser Aufenthalt weit bringt. Das müssen wir in Geduld abwarten.

Im übrigen lerne ich mancherlei verrückte Verhältnisse kennen. Ich aber bleibe still, denke an Dich und Deine liebe Urgesundheit und Unverdorbenheit und Unverschrobenheit und küsse im geheimen geheim-

nisvoll meinen Ehering, zu dem ich merkwürdigerweise in der Fremde ein Verhältnis bekomme, obgleich ich große Angst habe, daß ich ihn mal verliere, weil er so lose sitzt.

Mein lieber Roter. Paris, den 10. März 1903.

Ich denke abends beim Einschlafen manchmal an kleine Kinder und sehe sie mit Liebe an und schlage beim Lesen mit großem Verständnis Vokabeln nach wie: Wickelkind, Nähren und so weiter. Überhaupt merke ich und fühle ich, wie diese beiden Jahre an Deiner Seite mich leise zu einer Frau gemacht haben. Als Mädchen war ich innerlich jubelnd und erwartungsvoll, nun als Frau bin ich auch voller Erwartungen, aber sie sind stiller und ernster. Auch haben sie das Unbestimmte der Mädchentage abgelegt. Ich glaube, es sind jetzt nur ihrer zwei ganz bestimmte: meine Kunst und meine Familie.

Mein lieber Mann, unter all dem vielen, was in mir arbeitet, geht es mir hier ganz wunderlich. Manchmal scheint es mir gar nicht glaublich, daß ich Dich und Elsbeth und unser kleines Häuschen besitze. Und wenn ich dann darüber nachdenke, so fühle ich, daß es gerade dieser wundervolle gewisse Besitz ist, der mir die Ruhe gibt, an all die Dinge so gesammelt und glücklich heranzutreten. Weißt Du, erotisch bin ich im Augenblicke gar nicht, das kommt wohl von der vielen geistigen Arbeit, die in mir umgeht. Aber wenn es möglich ist, liebe ich Dich vielleicht täglich rückhaltsloser in alle Falten und Fältchen Deines Wesens hinein. Ich habe einen so großen Stolz in Dich gesetzt.

Vorigen Sonntag habe ich wieder mit Fräulein von M. einen Ausflug in die Umgegend gemacht. Da haben wir zusammen auf der Marne gerudert. Die Gegend am Flusse war so grandios in der Form und dann war das Rudern so gesund und kräftig nach dem vielen Pflastertreten. Fräulein von M. ist ein natürlicher, kluger lieber Mensch, nicht ohne Talent. Sie arbeitet bei Cola Rossi Akt und malt bei Blanche. Ob sie es zu etwas Ordentlichen bringen wird? Sie hat bessere Arbeiten gemacht, als die, die wir sahen. Aber sie geht gar nicht bewußt auf ein Ziel los. Wie kann man zu Blanche gehen nach Kalckreuth? . . .

Dann hat ihre Atmosphäre leider etwas Unordentlich-Unschönes, wie bei so vielen Malerinnen. In ihrem Zimmer ist es so häßlich. Am nettesten ist sie in der Natur, wo sie alles unmittelbar und jubelnd auf sich wirken läßt.

Weißt Du, einmal muß ich mit Dir zusammen hierher kommen. Ich glaube, vieles, was in Dir schlummert und was Du instinktiv ausübst, wird Dir hier bewußt werden. Ich meine hauptsächlich in der Form. Zum Beispiel möchte ich so gern, daß Du einen anderen Standpunkt zur Antike bekommst. Ich finde, die frühen Werke der Antike sind unserm Empfinden sehr nahe. Das möchte ich Dir alles zeigen.

Paris, den 17. März 1903.

Ich kehre heim. Mich packt es auf einmal so, daß ich zu Euch muß und nach Worpswede.

Liebster, am Sonnabend, vielleicht schon am Freitag bin ich bei Dir. Dein Vater hat mir einen reizenden Brief geschrieben mit einem französischen Anfang, nun will ich eine Nacht in Münster bleiben und dann zu Dir fliegen.

Mache nur die Arme weit auf und sorge dafür, daß wir allein sind. Das kannst Du ruhig sagen, daß das bei solchen Gelegenheiten passender wäre.

Ich liebe Dich so wie Du mich.

Unterwegs geschrieben.

Bis jetzt habe ich es glücklich bis Wanne gebracht und den französischen Staub von den Sohlen geschüttelt und ich freue mich und wundere mich, daß ich alle Leute so gut verstehe, und freue mich über ihre Treuherzigkeit und Biederkeit.

Und morgen, Freitag abend, wird die Post mit mir vor dem kleinen Gitter halten. Und Du wirst meiner harren und aus dem Dunkeln zu mir treten.

Lieber, dieser Tag in Münster, den Du mir vorgeschrieben hast, der wird mir angesichts der harrenden Freuden lang werden. Ich habe

großes Reisefieber und kann mir nicht denken, daß ich morgen in der kleinen weißen Veranda bei Dir sitzen werde.

Dieser Brief sollte eigentlich eine Postkarte werden, aber die Tonart wurde mir um einen Stich zu warm für die Worpsweder Postboten. Ich wollte den Stil mäßigen, aber er will nicht und brennt in der Vorfreude durch. Brennt es bei Dir auch? Ich habe den letzten Tag in Paris und die letzte Nacht so riesig intensiv an Worpswede gedacht. Wie Ihr wohl alle ausseht? Ob Elsbeth wohl gewachsen ist? Und ob Du? Und ob sich in unserm Garten schon etwas regt? Nun die Antwort wird mir ja bald werden und ich bestehe aus Fragen.

★

Tagebuchblätter

15. Februar 1903.

Ich sah heute eine Ausstellung altjapanischer Malereien und Skulpturen.

Die große innere Merkwürdigkeit, die diese Dinge haben! Mir scheint unsere Kunst noch viel zu konventionell. Sie drückt sehr mangelhaft jene Regungen aus, die unser Inneres durchziehen. Das scheint mir in der altjapanischen Kunst mehr gelöst. Der Ausdruck des Nächtlichen, des Grauenhaften, des Lieblichen, Weiblichen, des Koketten, alles dies scheint mir auf eine kindlichere, treffendere Weise gelöst zu sein als wir es tun würden. Auf das Hauptsächliche das Gewicht legen!! . . Als ich von den Bildern meinen Blick auf die Menschen gleiten ließ, fand ich sie viel merkwürdiger, viel schlagender, frappanter, als sie je gemalt worden sind. Solche Erkenntnisse kommen uns nur in Augenblicken. Das nivellierende Leben verwischt sie manchmal. Aber aus solchen Augenblicken muß die Kunst entstehen.

Und nun komme ich zu der anderen Erkenntnis, die mir gestern in der Rue Lafitte kam: dieses Schaffen aus dem Moment heraus, was die Franzosen in so hohem Maße besitzen. Es ist ihnen einerlei, ob es gerade ein Bild wird, was sie schaffen, und ob das Publikum sie

immer versteht. Die Hauptsache ist ihnen, daß es Kunst ist. Sie schaffen, weil es sie reizt, oft im kleinsten Maßstabe. Degas, Daumier, manche kleinen Sachen von Millet. Dabei haben sie eine entzückend reizvolle Art des Farbenauftrags: feinfühlig, liebevoll und voll künstlerischer Pedanterie. Rodin sagte zu Klara Rilke: „Rien à peu-près". Dieses Gefühl wohnt der ganzen Nation inne, dieses den Nagel auf den Kopf treffen.

Ich fand mich die ersten Tage in Paris nicht am Platze, und fühlte nicht, daß es mich fördern würde. Das glaube ich jetzt wohl. Heute abend hielt auf der Straße eine Karre, darauf eine Drehorgel, davor ein kleines ruppiges, struppiges Eselein. Wie die Töne den Leuten die Füße bewegten, dieses Tanzgefühl. Ein kleines Ladenmädchen sollte zur Abendzeit die Blumen, die auf der Straße standen, hineinbringen. Das tat sie bezaubernd und reizvoll im Hüpfschritt nach der Musik, und das war nicht sehr originell von ihr, so würde es jede Dritte hier tun. Im Flur tanzten auch zwei. Es ist ein leichtlebiges Völklein. Wenn wir lernen würden, mit unserer Tugend jene Anmut zu verbinden, so wäre unser Wert lieblicher.

20. Februar 1903.

Das sanfte Vibrieren der Dinge muß ich ausdrücken lernen. Das Krause in sich. Auch in der Zeichnung muß ich dafür den Ausdruck finden; in der Art, wie ich hier in Paris meine Akte zeichnete, nur noch origineller und dabei feinfühlig beobachtet. Das merkwürdig Wartende, was über duffen Dingen schwebt (Haut, Ottos Stirn, Stoffen, Blumen), das muß ich in seiner großen, einfachen Schönheit zu erreichen streben. Überhaupt bei intimster Beobachtung die größte Einfachheit anstreben. Das gibt Größe. Bei dem lebensgroßen Akt von Frau M. wies mich die Einfachheit des Aktes auf die Einfachheit des Kopfes hin. Ich fühlte, wie es mir im Blute lag, zuviel machen zu wollen.

Um noch einmal auf das „Krause an sich" zu kommen: das macht mir alte Marmor- und Sandstein-Plastiken, die der Witterung ausgesetzt gewesen sind, so angenehm, daß sie diese bewegte Oberfläche haben.

Der Geist dieses Volkes ist so beweglich und zu Wortspielen geneigt. Ich fragte heute in der Nähe des Temple einen Händler nach dem Preise einer goldenen Litze, mit der er handelte. Er nannte mir den Preis, worauf ich sagte: „Mais si chère, monsieur, elle est vieille“. Worauf er lächelnd erwiderte: „Ah, mademoiselle, c'est le contraire comme chez nous, qui sont chers, quand nous sommes jeunes“. Dann stieg ich in die erste Etage des Temple hinauf, von der mir der Baedeker erzählt hatte. Dort finden sich all die zweifelhaften seidenen Röckchen, die ihre Dienste getan haben, wieder zusammen. Es ist ein Markt von vertanzten farbigen Atlasschuhen und verschossenen künstlichen Blumen, seidenen Kleidern und Spitzenröckchen. Das kaufen sich dann die ärmsten der Mädchen, um ihre Glieder damit zu schmücken.

Auf der Straße habe ich manchmal dieselbe Stimmung wie vor drei Jahren. Alles rast und hastet um mich her und ich fühle mich wie eine verschleierte Königin.

25. Februar 1903.

Ich sehe sehr viel, und komme, glaube ich, innerlich der Schönheit näher. In den letzten Tagen habe ich viel Form gefunden und gedacht. Ich stand bis jetzt der Antike sehr fremd gegenüber. Ich konnte sie wohl schön finden an und für sich; aber ich konnte kein Band finden von ihr zur modernen Kunst. Und nun habe ich es gefunden und das heißt, glaube ich, ein Fortschritt. Ich fühle eine innere Verwandtschaft von der Antike zur Gotik, hauptsächlich die frühe Antike, und von der Gotik zu meinem Formenempfinden.

Die große Einfachheit der Form, das ist etwas Wunderbares. Von jeher habe ich mich bemüht, den Köpfen, die ich malte oder zeichnete, die Einfachheit der Natur zu verleihen. Jetzt fühle ich tief, wie ich an den Köpfen der Antike lernen kann. Wie sind die groß und einfach gesehen! Stirn, Augen, Mund, Nase, Wangen, Kinn, das ist alles. Es klingt so einfach und ist doch so sehr, sehr viel. Wie einfach in seinen Flächen solch ein antiker Mund erfaßt ist. Dann fühle ich, wie ich in der Zeichnung in der Natur viel merkwürdige Formen und Überschneidungen aufsuchen muß. Mir liegt das Gefühl des sich Ineinander-

und Übereinanderschiebens der Dinge. Ich muß es nur achtsam ausbilden und verfeinern. Ich will in Worpswede viel mehr zeichnen. Ich will mir die Armenhauskinder oder Familie A. oder Familie N. zu Gruppen stellen. Ich freue mich sehr auf die Arbeit, ich glaube, der Aufenthalt hier wird mir sehr gut getan haben.

Worpswede

1903–04

Tagebuchblatt

April 1903.

Nach der Pariser Reise. Heimkehr nach Worpswede.

Ich komme unsern Leuten hier wieder nahe, empfinde ihre große biblische Einfachheit. Gestern saß ich eine Stunde lang bei der alten Frau Schmidt am Hürdenberg. Diese sinnliche Anschauung, mit der sie mir den Tod ihrer fünf Kinder und drei Winterschweine erzählte. Dann zeigte sie mir den großen Kirschbaum, den ihre Tochter gepflanzt hatte, die im achten Jahr gestorben war. „So, so, as dat Sprekword seggt:

Wenn de Bom ist hoch,
Is de Planter dot."

Ich habe einen großen Drang nach Natur von Rodin, Cottet und Paris mitgebracht. Und das ist wohl das Gesunde meiner Pariser Reise. Es brennt in mir ein Verlangen, in Einfachheit groß zu werden.

*

Briefe an die Familie

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 20. April 1903.

es stürmt winterlich um unser kleines Häuschen und alle Frühlingsgefühle werden für ein Weilchen weggehagelt und weggeweht und weggeschneit. Ich umkreise täglich unsere kleinen Obstbäume und spintisiere, welchen von ihnen nun wohl die Nachtfröste geschadet haben. Dann hatte ich im Herbst unsern Garten voller Tulpenzwiebeln gesetzt, die wollen sich nun gerade erschließen, können es aber nicht. Aber weil unser Gärtlein in diesen kalten Zeiten von Elsbeth nicht soviel durchstreift wird, fand ein Rotkehlchenpärchen es einsam genug, darin sein Nest zu

bauen. Und so hat die Kälte und hartnäckige Winterlichkeit auch ihren Vorteil und wir können die beiden rostfarbengeputzten Gesellen dicht vor unseren Fenstern hüpfen sehen.

Wie es wohl bei Dir aussieht? Ich gedenke Deiner an Deinem Geburtstage und wünsche, daß die Schwere des Lebens nicht zu hart auf Dir liegen möge und wünsche Deiner Seele Ruhe.

Bei mir gleitet das Leben Tag und Tag dahin und gibt mir das Gefühl, als ob es mich zu etwas führe. Und dieses hoffende, steigende Gefühl ist wohl die stille Seligkeit meiner Tage. Es ist merkwürdig, daß das, was man für gewöhnlich Erlebnisse nennt, in meinem Leben so wenig Rolle spielt. Ich habe, glaube ich, auch welche. Aber sie scheinen mir gar nicht das Hauptsächlichste im Leben, sondern das, was zwischen ihnen liegt, der tägliche Kreislauf der Tage, das ist für mich das Beglückende. Darum habe ich in meinen Briefen auch meist nichts mitzuteilen, denn diese kleinen, meist innerlichen Dinge lassen sich wohl nur von einer kundigeren Hand festhalten als der meinen. So ist auch meine Pariser Reise an mir vorübergegangen, ohne daß ich jetzt noch eigentlich ihrer gedenke. Ich wundere mich oft selbst darüber. Während ich da war, brachte sie mir neue Erkenntnisse und nun bin ich schon wieder damit beschäftigt, weiter auf ihnen aufzubauen. Ich lebe, glaube ich, sehr intensiv in der Gegenwart . . .

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 2. November 1903.

daß ich so in Deiner Nähe bin und doch nicht bei Dir! Ich weiß mich nicht hier aus meinen Häuschen wegzustehlen, ohne daß die drei übrigen Insassen trübselig verwaist sind. Otto hat in dieser Zeit eigentlich mehrmals täglich mein Gesicht nötig. Elsbeth macht ihm viel zu viel Radau und ist ihm deshalb nicht sehr sympathisch. So muß ich immer das Öl sein, das die Wogen glättet. Last not least unser neuer unbekannter Hausgeist, den ich nicht den Mut habe, auf dem Ozeänchen unseres kleinen Hauses allein segeln zu lassen. So muß ich Dir meine Liebe schreiben, was bei meiner Natur und Gemütsart fast so viel heißt, daß ich sie zwischen die Zeilen lege.

Liebe Mutter, möge sich alles um Dich her dem Glücke und der Harmonie zuwenden, auf daß Deine Jahre und Tage und Nächte nicht geängstigt werden. Manchmal habe ich wohl das Gefühl, ich möchte Dir ein wenig mehr Freude machen, als ich es tue. Ich weiß aber nicht, wie ich es anfangen soll. Ich komme mir vor, als ob ich selber von mir bis jetzt am meisten habe; und Otto.

Wir kommen nächste Woche einen schönen Abend zu Dir. In zärtlicher Liebe Deine Paula.

Meine liebe Schwester, Worpswede, den 30. November 1903.

bei uns hat jetzt der Winter Einzug gehalten. Es friert tüchtig und in ein paar Tagen kann man sicherlich Schlittschuh laufen. Ich sitze in meiner lieben Brünjesschen Klause. Es dämmert. Der Mond steht schon hell am Himmel und vor meinen Fenstern liegt unser geliebter Berg. Elsbeth und ich haben eben zusammen einen Bratapfel verzehrt. Man fühlt es nun schon Weihnachten.

Liebe, ich hätte Dich so sehr, sehr gern zum Fest in unserer Mitte. Ist es Dir so zumute, als ob Du bei uns sein möchtest? Du kannst ja gleich in Bremen durchfahren und hier ganz stille bei uns Deine Weihnachten halten. Wir wollen dann gar nicht von Vergangenem reden, uns leise freuen, daß wir beieinander sind, weißt Du, wenn Dir's nur sonst so ums Herz ist, der Geldpunkt darf Dich dann auch nicht hindern. Du könntest vielleicht auch vierter Klasse fahren, was unsereins ja nicht bedrückt. Entscheide Du.

Wir sind jetzt wieder besonders dankbar in unserem lieben Lande. Vielleicht schrieb Mutter Dir, daß wir eine Reise nach Münster gemacht haben, dort gaben wir uns beide so viel Mühe und es gelang so wenig. Die alten Leute hatten in jeglichem Ding solch eine zähe stille oder laute Opposition. Otto wird dann in ein paar Tagen wie ausgewischt. Ich nenne ihn dann nur mein „Pastörken", so etwas Ernstes, Blasses hat er dann. Diesen Herbst hatte er leider ein paar nervöse beängstigende Herzklopfen, die ihn, weil er ja überhaupt ängstlicher Art ist, besonders mitnehmen und ihn in seinem Gesundheitsgefühl un-

sicher machen. Nun geht es ihm aber wieder gut, er flattert mit seinem braunen Mantel wieder durch die Winde und steht in seinem Atelier und malt. Er hat sich an seinen kleinen gezeichneten Kompositionen wieder das rechte Gleichgewicht geträumt. Diese kleinen Blättchen bilden für mich das Schönste, Einfältigste, das Zarteste und Gewaltigste von Ottos Kunst. Sie sind der direkteste Ausdruck seines Gefühls. Die hat er sich angesehen, wieder und wieder angesehen, hat sie in drei verschiedene Größen eingeteilt und nun kleben wir sie mit Liebe und Sorgsamkeit auf. Wohl siebenhundert an der Zahl. Diese kleinen Dinger haben für mich so etwas Rührendes. Sie sind sein Schönstes, die meisten haben sie noch gar nicht gesehen, und die sie gesehen haben, von denen haben es die meisten noch gar nicht gemerkt.

Meine liebe Schwester, Worpswede, den 18. Januar 1904.

. . . Otto hat schöne Bilder unter seinen Händen. Herbst und Frühling und allerhand Feines. Außerdem hat er seine „Ideale" neu umgearbeitet und schön abgeschrieben in den Abendstunden in ein Heft mit grünem Umschlag und gelbem Papier, worauf er sehr stolz ist.

Ich bin diese Zeit gar nicht so recht im Malen drin, dafür lese ich tüchtig, hauptsächlich französisch. Ich möchte der Sprache noch ein wenig näher kommen. Im Augenblick lese ich George Sand: „Lettres d'un voyageur", die mich teilweise sehr interessieren, eigentlich die Briefe nicht so an und für sich als die verschiedenen Verhältnisse, die sie mit den verschiedensten größten Männern gehabt hat und die aus diesen Briefen hervorgehen. Über sie als Künstlerin kann ich noch nicht urteilen, nur scheint es mir, daß sie ein wenig an weiblicher Zuchtlosigkeit im Stile leidet. Wie mir scheint, wäre weniger mehr.

Ich bin so tollkühn gewesen und habe mich mit meinem Brief in unser braunes Wohnzimmer gesetzt. Die muß ich eigentlich immer bei Brünjes schreiben. Da habe ich mein Denken und Fühlen näher zusammen. Hier kommt Elsbeth alle Augenblicke mit allerhand kleinen Anliegen und ich fürchte, daß mein Brief dadurch Löcher bekommt.

★

Briefe an Otto Modersohn

Worpswede, den 15. April 1904.

Lieber, wie ich Dir Adieu sagte, da hatte ich ungefähr so ein Gefühl, wie Elsbeth, wenn sie uns glücklich in den Wagen gesetzt hat und nach Bremen fahren sieht, und denkt, daß sie nun einen ganzen Tag oder zwei vor sich hat, an denen ihr niemand etwas verbietet. Ich fühle mich so göttlich frei! Und wie ich über den Berg ging und den Lerchen zuhörte, da hatte ich in mir so ein stilles Lächeln und das Gefühl kam über mich: „Was kostet die Welt?", wie man es als Mädchen oft hat. Weißt Du, gerade, daß Du im Hintergrunde meiner Freiheit stehst, das macht sie so schön. Wenn ich frei wäre und hätte Dich nicht, so würde es nichts gelten.

Nun denke ich mir schon aus, wie ich ganz nach Gutdünken diese paar Tage verbringen kann. Erst einmal habe ich mir ganz etwas Reizendes zum Essen bestellt: kalten süßen Reis mit kalten Schnittäpfeln und Rosinen. Regnen tut es auch nicht und unsere Wäsche flattert lustig im Winde.

Und dann bin ich hingegangen und habe mir Anemonen ausgegraben und sie in unsern kleinen Wald gepflanzt. Die sollen nun blühen, wenn Du wiederkommst.

In Deinem Atelier bin ich auch gewesen. Ich sagte ganz stolz und leise zu mir: „Dies ist das Atelier meines Mannes". Das neue Bild muß noch besser werden. Es ist ein wenig unsicher in der Stimmung. Ich möchte sagen, es wirkt auf mich statt groß, schwülstig. Ich möchte mit Dir davon noch einmal reden. Die Idee hat mir aber sehr gefallen und den Kopf der Alten hast Du famos herausgebracht. Ich muß an die alte „Kaiserin" auf dem Klinkerberg denken. Hast Du wohl auch daran gedacht?

Lieber, weißt Du, wo ich vergangene Nacht geschlafen habe? Bei Brunjes. Es war ganz reizend. Ich kochte mir meine Eier auf meinem kleinen Petroleumofen wie in alten Zeiten. Dann saß ich mit meinen beiden Fenstern weit offen bis zehn Uhr. Zuerst sang die Amsel noch

und das Rotkehlchen. Nachher schwiegen auch sie. Durch den Abend klang es leise wie die Stimme der erwachenden Natur. Zwischendurch tönte noch das ferne Bellen des Hundes.

Ich hänge an diesem Stübchen wie Du an Deiner Junggesellenbude bei Grimm. Das Schlafen, das Aufwachen, nachts das Kettenklirren der Kühe und morgens die Hahn- und Hühnerstimmen, das alles freut mich.

Dann ging ich heute morgen nach dem Gartenberg, setzte mich auf mein Skizzenbuch und hatte wieder eine schöne Stunde. Wir haben wunderbares Wetter. Du wirst Dich wundern, wie diese zwei Tage alles grün gemacht haben. Nun lebe wohl, mein lieber Lieber. Wie es Dir wohl ergeht und wann Du wohl wiederkommst zu Deinem kleinen Weib?

*

Briefe an die Familie

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 30. April 1904.

... Ich versuche, mich gerade hineinzudenken in Deine Umgebung und fühle so, wie Du der geistige und körperliche Mittelpunkt eines gewiß sehr großen Kreises bist. Da wird Dein Geburtstag zum allgemeinen Feste, wo jeder Deiner Jünger und Jüngerinnen versucht Dir seine Liebe zu zeigen. Ob Ihr wohl einen Ausflug in die Umgegend macht? Da blüht gewiß jetzt alles und das muß in Eurer Obstgegend ja wunderbar sein.

Bei uns kommt der Frühling etwas später als bei Euch, aber es ist auch schon ganz wunderbar. Die Birken nehmen ihre zarten grünen Schleier um und drunten auf der Erde liegen die weißbesternten Anemonenkissen. Und dann die blühenden Weidenkätzchen! Mir ist es jedesmal wieder so neu, und so viele Freuden, die man ganz vergessen hatte, ziehen einem durchs Gemüte. Dann plappern ganz dicht vor unserem Kammerfenster des Morgens die Stare und ein Rotschwänzchen hat auch unter unserm Dach gebaut.

Otto war jetzt vier Tage in Münster bei seinen Eltern. Da habe ich Paula Becker gespielt und in meinem früheren kleinen weißen Bettchen unter dem Strohdach geschlafen. Das machte mir einen Heidenspaß. Nachts hörte ich die Kühe mit ihren Ketten klirren wie in alten Zeiten und morgens weckten uns die gackernden Hühner. Mittags kam ich dann zu Besuch nach Hause, da hatte ich uns allerhand kindliche Speisen bestellt.

Ein anderes Spiel ist jetzt bei uns Duncan zu tanzen, Herma, Frau Vogeler und ich. Es macht uns sehr große Freude. Wir üben uns allerhand ein. Mutter ist die allerbegeistertste Zuschauerin. Otto hat früher die Flöte gespielt und sie in einer mammonlosen Zeit verkloppt. Der soll sich nun wieder mit Inbrunst diesem Instrumente widmen um unsere Reigen zu begleiten. Er knurrt zwar noch dagegen, gegen die Flöte nämlich.

Und gestern habe ich die erste Nachtigall gehört. . . .

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 13. Januar 1905.

. . . bei uns will dieses Jahr kein Winter kommen. Es ist immer Frühlingswetter, entweder starke Frühlingsstürme oder sanfter Frühlingsregen oder linder Frühlingssonnenschein. Mir will diese Zeitlosigkeit gar nicht gefallen. Ich sehne mich, einmal ordentlich Schlittschuh zu laufen und die Lungen voll starker reiner Luft zu pumpen. Otto ist eigentlich bei jeglichem Wetter zufrieden, er hat es insofern besser. Haben sie Dir von Bremen aus geschrieben, daß ich Ende Januar wohl nach Paris komme? Ich freue mich ganz kolossal darauf, lebe innerlich eigentlich in Gedanken nur darauf hin. Es ist sonderbar, daß ich von Zeit zu Zeit eine so riesige Sehnsucht nach Paris bekomme. Das rührt wohl davon her, daß unser Leben hier sich meist nur aus inneren Erlebnissen zusammenbaut, da bekommt man manchmal starke Sehnsucht, äußeres Leben um sich her zu haben, aus dem man sich immer flüchten kann, wenn man es gern möchte.

★

Paris

1905

Briefe an Otto Modersohn

Lieber Otto, Paris, den 16. Februar 1905.

du weißt, ich bin zuerst immer unglücklich, so bin ich es jetzt auch. Die große Stadt fällt mir noch auf die Nerven und hauptsächlich ist in meinem stillen Hafen Rue Cassette nicht alles in Ordnung. Mein hübsches Zimmer mit der Aussicht auf den Garten und den Baum ist leider besetzt, ich habe eine kleine ungemütliche Kammer und weiß nicht, ob ich nicht wieder ausziehen werde.

In Luxembourg war ich und ich freute mich, daß für mich immer noch der große Cottet das Triptychon ist, das Du ja auch kennst. Dann war da ein Porträt von 1904 von Roll, das in der Behandlung des Fleisches interessant ist, als Bild nicht. Übrigens muß man dem Meier-Gräfe recht geben, wenn er so auf den Luxembourg schimpft, die Neuerwerbungen sind nicht immer die, die es sein sollten.

Ich grüße Euch drei herzlich und habe diesen Brief nur geschrieben, damit Du meine Stimmung siehst, die eben noch etwas unter dem Gefrierpunkt ist, obgleich es draußen so warm ist, daß die Kätzchen blühen.

Paris, den 17. Februar 1905.

Meine Stimmung ist noch immer etwas Moll und ich kann noch nicht heran zu den Dingen und fühle mich durch manches bedrückt, hauptsächlich daß ich kein anständiges Heim habe. Ich blicke zu Dir wie durch Nebel, wie in ein anderes Leben.

Ich erwarte Herma zum Tee und habe das Tischlein auf französisch gedeckt.

Lebe wohl, mein lieber Roter. Bald schreibe ich besser.

Deine kleine Paula mit dem —

Mein lieber Mann, Paris, den 19. Februar 1905.

nun schreibe ich Dir meinen Geburtstagbrief und ich bin bei Dir mit allen meinen Wünschen für Kunst und Leben, und Leben und Kunst. Ich schicke Dir hier ein paar drollige Daumiers und ein kleines japanisches Bilderbuch. Lieber schickte ich Dir schon größere und schönere Sachen, aber damit warte ich noch ein paar Jahre, bis Du oder ich oder wir beiden die nötigen Füchse zusammengebracht haben werden. Dann hoffe ich, daß Dir von Nürnberg die alte Ausgabe von 1001 Nacht zugegangen ist, die Dir hoffentlich wohl gefällt, im andern Falle ließe sie sich wohl umtauschen.

Wie Ihr wohl Deinen Geburtstag verlebt? Hoffentlich ist schönes Wetter. Wenn Mutter eine Bowle machen will, steht Ananas im Weinschrank.

Ich sitze noch in meinem kleinen Käfig Rue Cassette und fühle mich deshalb noch nicht sehr gemütlich. Morgen ziehe ich um, 65 Rue Madame, ins fünfte Stock, habe einen großen Himmel über mir und Paris unter mir, was beides angenehm und gut ist, hier sehe ich immer gegen eine Mauer, das kann mein Worpsweder Gemüt nicht erfreuen. Die Wohnung ist ganz nahe der jetzigen.

Heute war ich mit Herma einen ganzen Tag über Land, da haben wir Mittag in einer Laube bei Sonnenschein gegessen und uns unseres Lebens gefreut. Die Landschaft mit ruinenhaften Resten früherer Herrlichkeit und mit den Blicken von den Höhen auf die nahe große Stadt macht auf mich immer einen begeisternden Eindruck. Die Bauernhöfe und Heuschober erinnern sehr an Millet. Nach Hause gekommen machten wir uns schönen Tee und aßen Butterbrot und Konfitures, hatten ein Strauß Kätzchen vor uns stehen und die gelben Huflattich, die hier schon blühen.

Ich habe mich auf einen Monat in der Akademie Julien angemeldet, um Akt zu malen von acht bis elf. Die Museen werden immer erst um zehn geöffnet, da gehen mir die Morgenstunden nicht verloren und schaden kann es mir ja nicht. Meine frühere Akademie Cola Rossi ist sehr auf den Hund gekommen bald nachdem ich wegging. Julien hat

PMB

außerdem den Vorzug, daß nicht so entsetzlich viel Engländerinnen da sind, die ich mißbillige mit ihrer alles beherrschenden lauten Sprache.

Paris, den 23. Februar 1905.

Ich habe das kleine Gefängnis in der Rue Cassette verlassen und genieße jetzt Luft und Licht und Raum im fünften Stock der Rue Madame und bin in Bälde damit fertig, mich zu akklimatisieren. Ich erlebe schon viel Schönes und merke, daß ich in Paris bin.

Eins muß ich Dir erzählen, was Dich und die Familie sehr ergötzen wird: Mein petit chapeau gris ist hier durchgefallen. Paris, das soviel ertragen kann und muß, konnte das Hütlein nicht ertragen. Jeder guckte mich an oder lachte, sogar die vorbeifahrenden Droschkenkutscher riefen mir Witze nach. Es war gerade zwischen zwölf und ein Uhr mittags, wo die kleinen Ladenmädchen und Lehrjungens in Klumpen auf der Straße stehen, da wurde ich von ihren Lachsalven verfolgt.

Bei Durand-Ruel flüsterte der Portier dem Garçon zu: „c'est une anarchiste". Schließlich flüchtete ich in das Innere eines Omnibus, wo mich doch nur eine beschränkte Anzahl Augen wahrnehmen konnten, fuhr nach dem Bon-marché und erstand mir eine Kopfbedeckung, die nun geduldet wird, die ich aber nicht leiden kann.

Und ich war so stolz auf meinen petit chapeau gris und nun zwingt mich die böse Welt, ihn kalt zu stellen.

Man ist hier überhaupt kolossal mokant. Auch im Atelier die Mädels werfen sich immer Blicke zu und kichern wie die Kinder. Dieses Volk hat etwas durch und durch Kindliches. Sie zanken sich gern, sind aber gleich wieder gut miteinander, können rabbeln, daß der Mund nicht stille steht, haben für das Naive und Gemütliche Geschmack usw.

Dann haben sie auch etwas Helfendes vom barmherzigen Samariter. So polterte mir heute auf der Straße mein Malkasten auseinander, alle Farben nach einer anderen Richtung. Da half mir eine Dame mit auffammeln, obgleich es schneite und schmutzig war. Das würden hier viele tun.

Im Atelier ist es sehr komisch: lauter Französinnen, die sehr amüsant sind. Ich habe nur noch große Angst vor ihnen, weil sie so leicht lachen.

Sie malen aber wie vor hundert Jahren, als ob sie die Malerei von Courbet an nicht miterlebt hätten. Sie gehen nur in die Ausstellungen, für den prix de Rôme, und das wird wohl in etwas besserer Qualität derselbe Dreck sein.

Eine Leinewand aber habe ich hier gefunden, die, glaube ich, meine Leibleinewand wird. Meine Malerei sehen die andern sehr mißtrauisch an und in der Pause, wenn ich meine Staffelei verlassen habe, dann stehen sie mit Sechsen davor und debattieren darüber.

Eine Russin fragte mich, ob ich es denn auch wirklich so sähe, wie ich das mache, und wer mir das beigebracht hätte.

Da log ich und sagte stolz: „Mon mari".

Darauf ging ihr ein Licht auf und sie sagte erleuchtet: „Ach so, Sie malen, wie Ihr Mann malt".

Daß man so malt, wie man selber es sieht, das vermuten sie nicht.

Gestern zur Feier Deines Geburtstages habe ich ein Stilleben gemalt: Apfelsinen und Zitronen, die sehr lockten.

Und nun bin ich von ganzem Herzen Dein und denke an Deinen Rotbart in dieser großen Stadt und freue mich doch, daß ich ein bißchen fern von Dir bin, weil es dann um so schöner wird.

Paris, den 28. Februar 1905.

Mir geht es weiter gut. Am Freitag suchte ich die B.'s auf, das norwegische Schriftstellerpaar. Da fand ich eine feine, sympathische Frau, der man gleich menschlich nahe stand. Du weißt, wie sehr ich mich freue, wenn mir mal ein Mensch gefällt, da mir ja die meisten einerlei sind.

Sie sieht anmutig, schön und weiblich aus und hat ein Wesen ohne Falsch. Im Frühjahr erwartet sie ihr drittes Kindchen und macht sich Sorgen darüber, weil es zuviel wird für ihren Mann und für sie selbst. So geht es. Bei einigen geht es zu schnell, bei anderen zu langsam.

Der Mann kam erst bei meinem Fortgehen. Er machte einen derbgesunden, stachelhaarigen Eindruck, fragte gleich, ob ich auch Vegetarianerin wäre, weil ihm das Fleischlose in Rilke wohl etwas auf die Nerven gefallen war.

Sonntag abend wurde im Théâtre Français zur Feier von Victor Hugos Geburtstag „Hernani" gegeben, was bei seiner ersten Aufführung eine Schlacht in der Theaterwelt bedeutet hat. Warum? Das kann unsereins kaum noch empfinden. Uns schien das Stück auf Stelzen zu gehen und so schwülstig wie möglich. Zum Schlusse erschien neben der Büste des Dichters ein weißer und ein schwarzer Genius. Diese deklamierten mit übertriebener Rhetorik einige Verse, die das Publkum hinrissen. Dieses Sichberauschen an der eigenen Rede, was hier die Leute haben! es ist merkwürdig.

Ich war in Cottets Atelier. Das ist voll der schönsten interessantesten Dinge, die ich Dir zeigen möchte. Ich glaube, es würde Dich äußerst anregen. Merkwürdig, diesmal wirken auf mich die alten Meister nicht so stark, sondern hauptsächlich die aller- allermodernsten.

Veuillard und Denis will ich aufsuchen, im Atelier hat man doch den Haupteindruck. Bonnard ist im Augenblick in Berlin, ich sah zwei Sachen von ihm, die mir nicht sehr gefielen.

Mein lieber Mann, Paris, den 6. März 1905.

. . . heute ist, glaube ich, hier der erste Frühlingsabend, was ich sehr wohlig empfinde. Meinen Fuchsmuff habe ich heute eigentlich nur spazieren getragen, während er in den vergangenen Tagen mich noch ordentlich wärmen mußte. Da machte ich es so wie die armen Schlucker im Louvre und Luxembourg, ich stellte mich über so ein Luftheizungsloch breitbeinig und ließ mir die Wärme schön unter die Röcke schlagen.

Am Sonntag hatten wir schon einen lustigen Vorgeschmack vom mardi gras. Wir gingen auf die großen Boulevards, dort war das Konfettiwerfen schon ordentlich im Gange. Es macht furchtbar viel Spaß, den bunten Schnee durch die Luft rieseln zu sehen und die Leute sind so witzig dabei. Da entspann sich oft zwischen zweien eine ganze Schlacht, der eine bombardiert mit grün, der andere mit rot, und schließlich schüttelt ein langer Kerl einem kleinen Mädchen seine ganze Tüte über den Kopf aus. Wenn man das Konfetti untersucht, findet man winzig fein geschnittenes Zeitungspapier dabei, da hat irgendein

findiger Familienpapa seine Herde vorher zum Schnipseln angestellt, auf diese Weise die Welt vielleicht um vier sous betrogen. Das macht ihm nun einen Heidenspaß. Herma und ich setzten uns bei einem Café vor die Tür, hatten einen ziemlich sichern Platz und konnten ungestört beobachten. Da kamen zwei Frauenzimmer mit Gitarren, die mit riesigem Tremolo sangen, die eine häßlich und verkommen, schimpfend und auch wieder gutmütig, die andere, eine lange, schlanke Spanierin, deren Kragen ihr beim Spielen romantisch nachlässig über die Schultern hing.

Abends waren Herma und ich in einem Vaudeville. Das war nicht so sehr unschuldig, obgleich viele Kinder unter den Zuschauern waren. Die werden hier eben von Anfang an mit Cayenne gefüttert. In dem ersten Stückchen zog sich alles, was auf die Bühne kam, gleich aus, Männer in Unterhosen und Frauen in entzückenden Dessous. Dann kam eine concierge in Hemd und Nachtmütze auf die Bühne, das Hemd hatte ganz den Schnitt von Mutter ihren. Ich sage Dir, der Anblick wäre für Dich gewesen. Im zweiten Stück ging es mir ein bißchen zu bunt her. Es standen immer wundervoll gemalte Betten auf der Bühne, der Mann lag schon darin, die Frau hatte ungefähr nichts mehr an. Mir tat es doch eigentlich leid, daß Herma diese Seiten der Welt so früh kennen lernt. Na, sie ist nun einmal darin und muß sehen, wie sie damit fertig wird.

Dein Worpsweder „Festtag" ist bei mir an die Wand gezweckt und ich freue mich an ihm. Er hängt neben drei Frauen von Cottet, mit dem es mir diesmal nicht so ganz glücken will. Als ich ihn zum ersten Male besuchen wollte, ging gerade ein junger schwarzer Mann zu ihm ins Haus, so daß ich lieber draußen blieb, und heute traf ich ihn zwanzig Schritt von seinem Hause, das er eben verlassen hatte. Er fixierte mich, dann grüßte er mich halb, so wie man einen Menschen grüßt, den man nicht recht unterbringen kann und den man doch kennt.

Diese Woche bin ich wieder bei Julien und male meinen Akt und habe Freude an dem Malen und Spaß an den Mädels. Da ist eine Polin, angezogen wie ein Mann, trägt eine Männermalschürze und hat männliche Gebärden. Ziemlich viel kokette, schmaddelige Französinnen.

Julien hat auf dem andern Ufer der Seine ein anderes Damenatelier, das doppelt soviel kostet, da fahren die Marquisen vor, die Baschkirtscheff war auch da.

Paris, den 11. März 1905.

Mein geliebter Mann, ich habe heute viel an Dich gedacht und alle diese Tage, fühlst Du es wohl? Es ist mir so merkwürdig, daß wir beiden, die doch eigentlich eins sind, jetzt ein so verschiedenes Leben haben. Du ernst und niedergedrückt durch den Tod Deiner Mutter und ich in dieser großen Stadt trotzdem voller Hoffnungen. Dieses millionenfache, millionenmannigfaltige Leben hier, die Fremdartigkeit der Sprache und der Leute wirkt faszinierend.

Heute, zur Stunde, als Ihr Deine liebe Mutter der Erde übergabt, war ich auf Montmartre bei der immer noch unfertigen Sacré-Coeur, unter mir Paris. Der Eindruck erschüttert mich jedesmal wieder: dieses Häusermeer mit seinem Gebrause, mit seinem vielfachen Streben und Jagen. Was ist der Mensch für ein seltsames Wesen. Was treibt ihn zu diesen tausendfachen Handlungen. Wie merkwürdig, diese Stimme in uns, die uns regiert und führt, dieser Hunger, den unsere Seele spürt und der nie zu stillen ist.

Welche Gedanken hast Du diese Zeit, Lieber? Schreibe mir. Ich sehe Dich still, mit weißer Stirn, in einer Ecke des Wohnzimmers sitzen, in dem der leere Sessel Deiner Mutter steht.

Lieber, ich freue mich, wenn Du erst wieder in unserem kleinen Hause in Deinen Verhältnissen bist. Vogeler und Overbeck werden Dir mit ihrer Freundschaft gewiß helfen.

Cottet war bei mir, fand vieles gut, „aber das Zeichnen!" Ich werde mich tüchtig auf die Hosen setzen, wenn ich nach Hause komme. Ich habe Sehnsucht nach Dir, mein lieber Kerl, weil ich Dich küssen möchte und in meinen Armen halten und Dir wohltun.

Paris, den 15. März 1905.

Mir wird ganz wunderbar zumute bei dem Gedanken, daß wir uns in zwei Wochen wiedersehen.

O, ich habe Dir so viel Schönes zu zeigen und so viel schöne Liebe in mir aufgespeichert, die ich alle in Dich gießen möchte und Dich damit einhüllen, Deinem inneren und äußeren Menschen wohlzutun.

Es ist merkwürdig, daß in der Zeit, da für Dich der große Ernst ins Leben trat, ich hier meine Haupteindrücke habe.

Morgen ist die Eröffnung einer Ausstellung bei George Petit: Cottet, Simon, Zoloaga. Frau Simon hat mir dazu eine Einladung gegeben, so daß ich die Leute von Angesicht zu Angesicht zu sehen bekomme.

Ich hoffe sehr, daß Du wieder in Deinem Atelier installiert bist, inmitten Deiner Bilder und bei Deinen Freunden, das alles wird Dir wohltun.

Ob bei Euch der Frühling jetzt auch wohl hinter allen Ecken und Hecken sitzt wie hier?

Auf den Boulevards, an den großen beschnittenen Bäumen ist zwar noch nichts zu merken, aber im Luxembourg und im Bois, da grünt es überall. Da sind wir am Sonntag weit spazieren gegangen mit unseren zwei Bulgaren, die wir am mardi gras kennen lernten. Ein Rechtsstudent und ein Bildhauer. Der Bildhauer geht auf die Ecole des Beaux-Arts. Es ist mir interessant und lehrreich zu sehen, wie alle Leute hier unter der Macht der Tradition und der Schule stehen. Es ist eine Art soldatischer Manneszucht. Wir in Deutschland fangen die Geschichte viel zu genialisch an. Da redet jeder immer gleich von Persönlichkeit. Die ältesten Professoren sind hier ungefähr die besten, weil sie eben nur das A-B-C lehren.

Wenn ich frei wäre, ging ich mindestens noch ein Jahr hier auf die Akademie. Dir wäre es auch gut, Du wirst es wohl aber nicht finden.

Heute hat mir der eine uralte Professor an der Akademie Julien ein Lob erteilt. Ein wenig komme ich mir aber doch vor wie auf dem Theater und zwar so, als ob ich eigentlich die Person aus einem ganz andern Stück sei und nun in einem fremden Stück mitspiele, was manchmal etwas dumme Disharmonien gibt.

Nun lebe wohl, mein Roter, es geht in den Croquis. Noch zehn Tage und wir sehen uns wieder. Dann stehe ich auf dem Gare du Nord mit meinen Armen weit auf. Laß Dir auch noch einmal von

dem „Dichter" das Haar schneiden, damit Du schön bist, laß Dir es aber jetzt schon schneiden, damit es noch ein bißchen wächst.

Mein geliebter Mann, Paris, den 18. März 1905.

heute ist ein Regentag. Von morgens an gießt es leise herunter. Sonst haben wir in letzter Zeit so wunderschönes Wetter gehabt und oft, wenn ich oben auf dem Omnibus saß, hat mir das Herz gelacht über diese schöne Stadt.

Am Donnerstag war ich bei Georges Petit zur Einweihung einer Ausstellung, zu der mir Madame Simon ein Billett gegeben hatte, deren Mann ich nicht zu Hause getroffen hatte. Es war ein sehr pariserischer Eindruck, viel feine Damen, viel Schleppen und feine Herren. Die ausstellenden Künstler waren auch da, so sah ich Cottet. Zoloaga wurde mir gezeigt, sein Gesicht machte mir keinen besonderen Eindruck. Schließlich stieß ich auf eine Bremer Ecke: Heymel und Frau, Sparkuhle, Wiegand, die wollen hier, scheint es, Bilder kaufen.

Neulich waren wir mit unseren schwarzen Bulgaren in einem Varieté, was aber weder gut noch schlecht genug war, um uns zu interessieren. Wir haben uns aber doch zusammen sehr gut amüsiert. Wir saßen an einem kleinen Tisch, und um uns zu unterhalten, stellten wir uns gegenseitig vor. Obgleich wir uns schon mehrere Rendezvous gegeben hatten, kannten wir nicht unsere Namen. Da wir ja, was wir uns zu sagen haben, auf französisch radebrechen, genügte ja Monsieur und Madame. Bei der Vorstellerei nannte man nun erst seinen Vornamen, der in die verschiedensten Sprachen übersetzt wurde, um ihn zu erläutern. Dann kam der Familienname, den man sich gegenseitig aufschrieb und schließlich die Wohnung. Es war furchtbar komisch. Ungefähr, als wenn Kinder sich vorstellen. Unsere beiden Kavaliere sind nämlich sehr wenig von Europens Höflichkeit beleckt. Meiner, der sonst im ganzen, was Wissen und Schönheit anbelangt, den Vorzug hat, der spuckt. Wir lassen aber alles großmütig geschehen, geben nur hier und da kleine Winke, zum Beispiel das, daß sie, wenn sie mit uns zusammenkommen,

vorher keine Gerichte mit Knoblauch essen und dergleichen, was sie sich alles ganz gehorsamst sagen lassen.

Paris, den 24. März 1905.

Der Salon des indépendants ist eröffnet. Es gibt keine Jury. An den Wänden, die mit Sackleinen bekleidet sind, hängen alphabetisch geordnet die Bilder in bunter Verwirrung. Man weiß nicht, wo die Schraube eigentlich los ist, aber daß sie irgendwo fehlt, empfindet man dunkel.

Es ist wieder einmal ganz und gar Paris mit seinen Launen, mit seiner Kindlichkeit: dümmste Konvention neben exzentrischen Pointellierversuchen.

Die Kerls mit den Schlapphüten und ihren Weibchen, die gestern bei der Eröffnung der Ausstellung herumliefen, hättest Du sehen sollen. Mir machen sie immer Spaß. Sie kommen mir vor wie Jungen beim Soldatenspielen. Von denen wird auch einer hie und da ein Feldherr.

Paris ist jetzt entzückend mit seinem duftig-dunstigen Frühjahrshimmel und den lustigen neuen Strohhüten.

Einige schöne Vormittage hatte ich in der Bibliothèque Nationale mit Rembrandt-Radierungen. Abends bei B.'s mit nordischen Menschen und nordischen Eindrücken. Auch interessant. Es herrscht eben ein kolossales Leben und ein kolossaler Geist in diesen Mauern. Dieses Gefühl wirkt auf mich fast mystisch.

Ihr müßt in der Nacht vom achtundzwanzigsten reisen, um Micarême zu erleben; es wird Euch Spaß machen, die Leute sind hier dann so echt.

★

Tagebuchblätter

Paris.

Die Stärke, mit der ein Gegenstand erfaßt wird (Stilleben, Porträts oder Phantasiegebilde), das ist die Schönheit in der Kunst.

Leben und Tod gaben sich die Hand. Mir legte ein lächelnder, blonder Franzose am mardi gras einen Veilchenstrauß in die Hand; ich schickte ihn nach Münster zu Ottos kranker Mutter. Man gab ihn ihr in die toten Hände.

Worpswede

1905–06

Briefe an die Familie

Worpswede, 11. April 1905.

Liebe Mutter, das Nachhausekommen war wunderschön. Für unser weißgestrichenes Verandadach mit den grünen Christelbändern und für die üppigen neuen Stuhlkissen danke ich Dir vielmals. Der kleine helle Raum machte mir vielen, vielen Spaß. Ich danke Dir überhaupt, daß Du in der Zeit, da ich in der Welt herumflog, meine Stelle so lieb vertreten hast. Du hast mir dadurch ermöglicht, den Inhalt meines Lebens zu erweitern. Ich sehe diese Pariser Reisen an als Ergänzung meines hiesigen etwas einseitigen Lebens und ich fühle, wie dieses Untertauchen in eine fremde Stadt mit ihren tausend Schwingungen nach zehn ruhigen Worpsweder Monaten mir ungefähr Lebensbedürfnis wird.

Die Natur hat in diesen zwei Monaten geschlafen. Die Birken wollen noch nicht grün werden, im Grase schimmern verstohlen die Anemonen und heute habe ich mir zwei Veilchen aus unserem Garten an die Brust gesteckt. Es ist merkwürdig, wie der Reiz des hiesigen Frühlings grade in seiner Spärlichkeit beruht.

Heute habe ich alle meine Modellkinder aufgesucht, und, merkwürdigerweise war in alle den vier Häusern, in die ich hineinguckte, ein neuer Hinnerk oder eine Metta angekommen. Ich blickte ordentlich neidisch auf all dies zappelnde neue Leben.

Meine liebe Tante Marie, Worpswede, den 7. Juni 1905.

ich habe Dir schon gleich schreiben wollen, als ich hörte, Du lägest im Bett. Nun habe ich es so lange verzögert, und ich muß sehr hoffen, daß Du schon wieder aufgestanden bist und diesen schönen Sommeranfang mit hellem Herzen wieder in Dich eingehen lassen kannst. Ich habe so ein starkes Gefühl, daß Gesundheit die Hauptsache ist, und bin so sehr froh und dankbar, daß wir bis jetzt damit gesegnet sind.

Von uns ist das Gewöhnliche zu melden, es geht uns sehr gut. Elsbeth geht hier jetzt in die Dorfschule und kann schon die unmöglichsten Wörter schreiben und die Schöpfungsgeschichte erzählen, auch 2 – 1 rechnen, so daß die Fundamente zu ihrer Kulturmenschwerdung gelegt sind, was ihr bis jetzt noch Freude macht. Außerdem hat sie ein weißes Kaninchen, das sie an seinen langen Ohren hin- und herschleppt, und dem sie unentwegt Futter pflücken muß, indessen ich, wenn ich nicht male, schlafe oder esse, zwei hungrigen Elstern die Kehlen vollstopfe. Otto zieht währenddessen herum mit einem Glashafen voll Laubfrösche, denen er Brummer fängt und einem anderen Glashafen voll Molchen, Wasserkäfern und Fischen, denen er eigentlich Regenwürmer fangen sollte, was er aber schlecht kann. Außerdem fangen in unserem Garten die Rosen und Nelken zu blühen an, was für ihn und uns immer eine schöne Zeit bedeutet. Außerdem ist Malen eine schöne Kunst, die schwer geht.

Das ist so ungefähr der Stand der Dinge hier.

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 26. November 1905.

die paar hellen Tagesstunden, die jetzt nur noch uns scheinen, sind vorüber, ich habe mein kleines Aktmodell weggeschickt und mein Lämpchen angesteckt mit dem Vornehmen und dem Vorsatz, meine Schreib- „Idiosynkrasie" zu überwinden. Dein großer, langer Grauer und Dein zweiter Grauer hatten in mir auch den Willen zur Tat geweckt . . .

. . . Des Morgens male ich jetzt Clara Rilke im weißen Kleid, Kopf und ein Stück Hand und eine rote Rose. Sie sieht sehr schön so aus und ich hoffe, daß ich ein wenig von ihr hineinbekomme. Neben uns spielt dann ihr kleines Mädchen, Ruth, ein kleines, molliges Menschenkind. Ich freue mich, auf diese Weise mit Clara Rilke öfter zusammenzukommen. Sie ist mir trotz allem von allen noch die liebste. Sie hat drei bis vier Wochen ganz dicht neben Rodin gewohnt und ist noch sehr unter dem Eindruck dieser Persönlichkeit und seiner einfach großen Aussprüche. Rilke, als Rodins Sekretär, bekommt da nach und nach Europas Intelligenz zu sehen.

Otto malt, malt, malt. Wir haben auch so viel verdient, daß wir vielleicht nach Weihnachten mit einem kleinen Haken nach Schreiberhau zu Euch reisen können. Das wäre sehr hübsch. Im ganzen habe ich wieder meinen Winterschlaf angetreten mit allerhand Sehnsuchtsgefühlen, vielleicht auch deshalb meine Schreibunlust. Im stillen plane ich wieder einen kleinen Ausflug nach Paris, wofür ich mir schon fünfzig Mark gespart habe. Dagegen fühlt Otto sich urgemütlich. Er braucht das Leben nur als ein Ausruhen von seiner Kunst und kommt immer auf seine Rechnung. Ich habe von Zeit zu Zeit den starken Wunsch, noch etwas zu erleben. Daß man, wenn man heiratet, so furchtbar festsitzt, ist etwas schwer . .

Liebe Milly, Worpswede, den 6. Dezember 1905.

wir führen hier ein reichbewegtes Leben und ich will Dich etwas davon merken lassen. Also: erstens hast Du uns drei jeden Donnerstag abend als Stammgäste von Wetzels Kegelbahn zu denken. Die beiden Ehepaare Vogeler, Ehepaar Krummacher, Ehepaar Hartmann und unsere rötliche Wenigkeit. Ich bin sehr stolz auf Ottos Kraftäußerungen, viermal an einem Tag das ganze „Regiment". Ich benehme mich dagegen diskreter. Da Schneider Ranke in Ottos graue Hose einen etwas helleren Hosenboden eingesetzt hatte, mußte ich die letzten Augenblicke, vor denen wir gingen, meine Malkünste an ihm üben. Der Flicken wurde der übrigen Hose äußerst ähnlich, welche Talentprobe Ottos und mein Herz erfreut.

Vergangene Woche hatte ich zwei Theaterabende in Bremen. Die Eysoldt aus Berlin gastierte in „Elektra" von Hofmannsthal und in Wildes „Salome". Sie leistete allerhand Feines und Individuelles, sehr sensitiv Durchgebildetes. Die übrigen Mannschaften waren abscheulich.

Frau W. lieh mir die Wagner-Wesendonkschen Briefe, denen ich mich aber ebenso fern fühle, wie neulich dem „Tristan und Isolde". Meine Seele oder vielmehr mein Körper und meine Nerven sträuben sich gegen diese hypnotisierende Musik; trotz seiner deutschen Stoffe

halte ich doch Wagner für undeutsch. Ich bitte dieses Urteil zu entschuldigen. Ich bekam es mehr instinktmäßig, bin aber so weise und so alt geworden, daß ich solche Sachen nicht mehr ausspreche.

In der Malerei suche ich in den wenigen hellen Stunden, die uns der Winter bringt, dem ewig sich erneuernden Ziele nahezukommen. Ganz abgesehen davon, daß man Talent hat oder nicht, finde ich doch Kunst sehr schwer.

Wir bekamen heute eine telegraphische Einladung zum Schreiberhauer Winter. Vielleicht rutschen wir nach Weihnachten einmal herüber. Außerdem freuen wir uns auf eine retrospektive Jahrhundert-Ausstellung in Berlin mit Sammlungen von Leibl, Marées, Feuerbach usw.

. . . Bei uns ist der graue Dezemberhimmel mit Nebel, Regen und Tauwinden. Elsbeth prünt mit Schmerzen und mit Freuden an einer Weihnachtsarbeit für Dich, glaubt fester denn je an den Weihnachtsmann.

Leb wohl, geliebte Schwester. Otto sitzt Modell bei Clara Rilke . . .

Meine liebe Milly, Worpswede, den 17. Januar 1906.

nun sitzen wir wieder zu Hause in unserem braunen Wohnzimmer bei der Lampe.

Wir haben eine wunderschöne Reise hinter uns. Im Riesengebirge bei Hauptmanns haben wir Schnee und Winter erlebt. Die Landschaft, die im Sommer gar nicht so stark zu uns gesprochen hatte, wirkte prachtvoll! Großartig und ernst lagen die weißen Berge unter dem wolkigen Himmel, der sie teils einhüllte. Dann war bei Hauptmanns ein lieber, interessanter Kreis. Der Bürgermeister Reicke und seine Frau und der Soziologe Sombart, da gab es dann bei Tisch und Nachtisch immer interessante Debatten unter den Männern. Alle diese studierten Leute wirkten so anders als die Maler, mit denen wir gewohnt sind, umzugehen. Es kam viel Feines dabei heraus, hauptsächlich wenn Hauptmann und Sombart gegeneinander zu Felde zogen. Die Tagesstunden wurden dann ordentlich zum Schlitteln gebraucht, es ging prachtvoll, diese Berge herunterzusausen.

Schließlich brachte uns Berlin noch eine Fülle von Bildeindrücken. Otto und ich sahen zum ersten Male das Kaiser-Friedrich-Museum und fanden da viele uns noch ganz unbekannte Kunstschätze. Dann findet in Berlin eine Ausstellung der Maler des letzten Jahrhunderts statt. Sie war noch nicht eröffnet. Wir erhielten aber freien Zutritt und konnten uns an die Wand gelehnten Schätze beschauen: Leibl, Trübner, Böcklin, Feuerbach, Marées. Es waren wundervolle Sachen darunter.

Und nun sind wir wieder zu Hause, wo alles sein gewohntes Geleise geht.

Und Dein Hans ist wieder losgereist? Brauche nur Deine Zeit recht schön zum Lesen und musiziere Dir viel vor. Merkwürdig sind die Glücksgüter im Leben verteilt. Mir zu Beispiel könnte gar nichts Lieberes passieren, als von Zeit zu Zeit sechs Wochen allein zu sein. Nun, ein jeder trage seines in Geduld.

Ich bin in Liebe und Wiederliebe

Deine Paula.

Meine liebe Mutter. Worpswede, den 19. Januar 1906.

Frau R. ist gestorben. Es hat mich sehr ergriffen, das Ende dieser großangelegten Frau. Langsam, langsam und allmählich der Lebensenergie entzogen zu werden, die sie in so hohem Maße besaß. Sie war noch ein Baum, bereitet, Früchte zu tragen. Und dieser Sturz!

Wuchernde, kalbsköpfige, plattfüßige Existenzen bleiben bestehen.

Wie kann man das Leben verstehen, wenn man es nicht auffaßte als das Arbeiten jedes einzelnen am Geiste, man kann wohl sagen, am heiligen Geiste. Der eine tut es mit mehr, der andere mit weniger Inbrunst. Aber ein jeder, auch der Kleinste, gibt sein Scherflein dazu.

Die Gabe und Arbeit, die Frau R. brachte, war durch Energie und manchen Kampf hervorgebracht. Sie hat stark am Geiste gearbeitet mit Bewußtsein und Willen. Es strahlte von dieser Frau eine starke geschulte Selbstzucht aus, die ich sehr hoch schätze. Für mich war Frau R. die Frau in Bremen, vor der ich die größte Hochachtung hatte.

Ich vermute, ich hätte es ihr einmal gesagt. Vielleicht hätte ich es gekonnt, wenn sie noch länger gelebt hätte, denn ich fühle, daß jetzt manche Scheidewände, die Worpswede zwischen mir und der Welt aufrichtete, fallen.

Eine große Scheidewand war immer unser angestrebt bäuerliches Leben, das, wenn es mit städtischem Leben in Berührung kam, an den oberflächlichen Verschiedenheiten sich stieß.

Auch wünschte ich, Frau R. hätte noch erlebt, daß ich etwas würde. Auf die Weise hätte ich mich ihr am schlichtesten dargelegt.

Denn ich werde noch etwas. Wie groß oder wie klein, das kann ich selbst nicht sagen, aber es wird etwas in sich Geschlossenes. Dieses unentwegte Brausen dem Ziele zu, das ist das Schönste im Leben. Dem kommt nichts anderes gleich.

Daß ich für mich brause, immer, immerzu, nur manchmal ausruhend, um wieder dem Ziele nachzubrausen, das bitte ich Dich zu bedenken, wenn ich manchmal liebearm erscheine. Es ist ein Konzentrieren meiner Kräfte auf das Eine. Ich weiß nicht, ob man das noch Egoismus nennen darf. Jedenfalls ist es der adeligste.

Ich lege meinen Kopf in Deinen Schoß, aus welchem ich hervorgegangen bin, und danke Dir für mein Leben.

Dein Kind.

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 11. Februar 1906.

Dein lieber, grauer Geburtstagsbrief kam so schön rechtzeitig mit Deiner mütterlichen Liebe zu mir. Du und die Geschwister, Ihr wart alle mit Euren Briefen pünktlich auf meinem Geburtstagstischchen, das war sehr lieb.

. . . Ich habe ein Buch gelesen: Napoleon und die Frauen. Ein merkwürdiger Mann. Wie der bei seinem vielbeschäftigten Leben und bei seiner notwendigen Rücksichtslosigkeit hat lieben können, das ist schon schön. Menschlich wirkt diese Überlebensgröße oft so rührend, so voll von großer Sehnsucht.

Vaters Bild! Auch ich finde die Ähnlichkeit sehr groß, wie wir sie auch wohl im Charakter haben. Nur daß Vater nicht so rücksichtslos war wie ich. Ich bin, glaube ich, zäher. Diese Ähnlichkeit war wohl auch der Grund, daß unser so bescheidener Vater mit mir in meinem ganzen Leben nicht zufrieden war.

Ich küsse Dich innig

Deine Paula.

Paris

1906—07

Briefe an Otto Modersohn

Lieber Otto, Paris, den 22. Februar 1906.

ich danke Dir vielmals für Deinen lieben, langen Brief. Antworten kann ich darauf jetzt nicht und will es nicht, denn es würde dieselbe Antwort sein, die ich Dir in Worpswede gegeben habe. Du schreibst mir ja auch Dinge, die Du mir schon alle mündlich gesagt hast. Laß uns diese Sache, bitte, im Augenblick gar nicht berühren und eine Zeit ruhig vergehen. Die Antwort, die sich dann finden wird, wird die richtige sein. Ich danke Dir für alle Deine Liebe. Daß ich nicht nachgebe, ist nicht Grausamkeit und Härte. Es ist für mich selber hart. Ich tue es nur mit dem festen Gedanken, daß ich nach einem halben Jahre Dich wieder quälen würde, wenn ich mich jetzt nicht genug prüfen würde. Versuche, Dich an die Möglichkeit des Gedankens zu gewöhnen, daß unsere Leben auseinandergehen können.

Nun wollen wir längere Zeit nicht wieder darüber sprechen. Es hat keinen Zweck.

Mir geht es natürlich nicht sehr gut. Ich war durch die inneren Aufregungen ziemlich herunter, als ich herkam, bin jetzt noch nicht in der Arbeit und in der rechten Wohnung. Morgen werde ich umziehen.

Ich habe hier bei Durant-Ruel eine schöne Manet-Ausstellung gesehen, besonders gefiel mir der Mann mit der Gitarre, den wir irgendwo abgebildet gesehen haben, und ein Kaninchen-Stilleben. Dann gab es noch einen Saal, Odillon Redon, für den ich mich aber nicht begeistern kann. Mir scheint, viel Geschmack und Kaprize, aber die Grundlage zu schwach. Er hat viel Blumenstücke, meist in Pastellfarben, ausgestellt. Die Farben haben keine große Leuchtkraft.

Lieber Otto, Paris, den 9. März 1906.

liebe, liebe Briefe von Dir liegen vor mir und machen mich traurig. Es ist immer wieder derselbe Schrei in ihnen und ich kann Dir doch

nicht die Antwort geben, die Du haben möchtest. Lieber Otto, laß eine Zeit ruhig verstreichen und laß uns beide abwarten, wie meine Gefühle dann sind. Nur, Lieber, versuche den Gedanken ins Auge zu fassen, daß sich unsere Wege scheiden werden.

Ich möchte so gerne, daß Du und meine Familie unter meinem Schritt nicht so litten. Aber wie soll ich es anfangen? Das einzige Mittel ist die Zeit, die alle Wunden langsam und allmählich heilt.

Daß Du zwei Bilder verkauft hast, freut mich sehr für Dich, es ist doch eine Aufmunterung in dieser schweren Zeit.

Bist Du wohl so freundlich gewesen und hast die Zeichnung von mir schon abgeschickt? Ich wollte sie gern zum Eintritt in die Ecole des Beaux-Arts haben, der dann immer noch nicht gewiß ist. Es soll da gut gearbeitet werden und ist billiger. Wenn Du sie noch nicht abgeschickt hast, laß es, bitte, dann wird es mir zu spät und ich trete doch in eine von den Privatschulen ein.

Ich fange an, mich hier einzuleben. Das Wetter war diese Woche prachtvoll, so warm, daß man auf der Straße schon den Schatten aufsuchte. Wenn man dann abends aus dem Zeichenkursus kommt und die große Stadt in der bläulichen Dämmerung liegt mit den angezündeten Lampen, dann ist es sehr schön.

Vergangenen Sonntag waren Herma und ich in einem sehr schönen Konzert. Im ganzen komme ich nicht viel mit Herma zusammen. Sie hat viel zu lernen, und dann liegt es auf mir, daß ich auch ihr solchen Kummer machen muß.

Lieber Otto, ich drücke Dir die Hand und grüße Dich herzlich.

Deine Paula.

Lieber Otto, Paris, den 19. März 1906.

ich bin jetzt ordentlich im Zeichnen drin und es macht mir Freude, zu merken, was ich alles hier lernen kann. Die Kerle hier sind so gründlich und akkurat, zwei Eigenschaften, die sich bei mir noch recht vertiefen müssen. Meine Malereien sehen hier dunkel und soßig aus. Ich muß in eine viel reinere Farbe kommen. Ich muß modellieren lernen. Ich

muß überhaupt noch allerhand und dann werde ich vielleicht etwas. Und das weißt Du, das ist das Endziel, auf das all meine Wünsche und all mein Streben endet.

Von Zeit zu Zeit hat mich Paris schon ganz wieder in seinem Bann wie in alten Zeiten. Des Abends ist es oft wunderbar, wie der romantischste Hintergrund zu romantischen Dramen. Es ist dann vielleicht weniger zum Malen als zu Taten anregend.

Ich besuche jetzt regelmäßig die vorzüglichen Anatomiekurse der Ecole des Beaux-Arts und höre dort auch eine Vorlesung in Kunstgeschichte. Ich habe sogar den heroischen Vorsatz gefaßt, dort nachmittags Gips zu zeichnen. In die Lebensklasse komme ich nicht so schnell und das Modellieren kann ich auch an Gips lernen.

Mein Atelier ist hell und gesund, hat einige Tannenmöbel, eine Zeuggarderobe und eine Schlafbank, ähnlich wie bei Brünjes. Es hat einen großen Nachteil, man kann den Himmel nicht sehen, die Fenster haben duffes Glas.

Lieber Otto, Paris, den 9. April 1906.

eben las ich Deinen Brief. Er rührt mich tief. Es rührten mich auch die Worte aus meinen Briefen, die Du mir schreibst. Wie habe ich Dich geliebt. Lieber Roter, wenn Du es kannst, so halte Deine Hände noch eine Zeit über mir, ohne mich zu verurteilen. Ich kann jetzt nicht zu Dir kommen, ich kann es nicht. Ich möchte Dich auch an keinem anderen Ort treffen.

Es ist vieles von Dir, was alles in mir wohnte, und was mir entschwunden ist. Ich muß warten, ob es je wieder kommt oder ob etwas anderes dafür wiederkommt. Ich habe mir her und hin überlegt, was wohl das Beste ist, was ich tue. Ich fühle mich selbst unsicher, da ich alles, was in mir und um mich sicher war, verlassen habe. Ich muß nun einige Zeit in der Welt bleiben, werde geprüft und kann mich selber prüfen. Willst Du mir für die nächste Zeit monatlich 120 Mark geben? daß ich leben kann?

Ich bleibe, so lange ich es aushalten kann, hier in Paris, denn im Augenblick will ich nicht frei arbeiten, sondern schularbeiten. Mein Atelier bei Brünjes habe ich zum 1. Mai an Fräulein W. vermietet. Ich habe ihr nur geschrieben, daß ich den Sommer von Worpswede abwesend wäre.

Ich danke Dir für alles, was Du an mir tust. Du weißt es und kennst mich im Grunde, daß ich nicht schlecht und herzlos bin. Es ist eben meine Sturm- und Drangzeit, durch die ich hindurch muß, und ich kann nicht umhin, meinen nächsten Menschen damit Schmerzen zu machen. Es ist mir schwer, daß ich dies Leid in Dein Leben bringe. Glaube mir, daß es mir selbst nicht leicht ist, doch muß man sich zu dem einen oder anderen Ausgang durchkämpfen.

Es fängt hier jetzt an, sehr schön zu werden. Bei Euch wohl auch. Ich habe prachtvolle Courbets gesehen, es tut mir leid, daß er gerade Mode ist. Ich finde ihn aber großartiger als Manet und Monet. Ein kolossales Blumenstück der verschiedenfarbigsten Stockrosen mit einer weiblichen Figur war prachtvoll gemalt.

Du hast Herma einen Floh ins Ohr gesetzt mit der Reise nach der Bretagne, die sie sehr froh macht. Ich werde sie dann in den Ostertagen irgendwo treffen, wahrscheinlich in St. Malo. Du hast Dir das so lieb ausgedacht.

Schließe Dich an Elsbeth an und an Deine Kunst.

Deine Paula.

★

Briefe an die Familie

Liebe Schwester, Paris, Mai 1906.

ich werde etwas — ich verlebe die intensiv glücklichste Zeit meines Lebens. Bete für mich. Schicke mir die 60 Frcs. für Modellgelder. Danke. Werde nie irre an mir.

Deine Paula.

Meine liebe Mutter, Paris, den 8. Mai 1906.

daß Du nicht böse auf mich bist! Ich hatte solche Angst, Du würdest böse sein. Das hätte mich traurig und hart gemacht. Und nun bist Du so gut zu mir. Ja, Mutter, ich konnte es nicht mehr aushalten und werde es auch wohl nie wieder aushalten können. Es war mir alles zu eng und nicht das und immer weniger das, was ich brauchte.

Ich fange jetzt ein neues Leben an. Stört mich nicht, laßt mich gewähren. Es ist so wunderschön. Die letzte Woche habe ich gelebt wie im Rausche. Ich glaube, ich habe etwas vollbracht, was gut ist.

Seid nicht traurig über mich. Wenn mein Leben mich nicht wieder nach Worpswede führen sollte, so waren die acht Jahre, die ich da war, sehr schön.

Ich finde Otto auch rührend. Das und der Gedanke an Euch macht mir den Schritt besonders schwer.

Laßt uns ruhig abwarten. Die Zeit wird das Rechte und das Gute bringen. Was ich auch tue, bleibt fest in dem Glauben, daß ich es mit dem Wunsche, das Richtige zu tun, tue. Kurt drücke ich die Hand. Er ist so gut zu mir gewesen. Er ist für mich ein Stück Vater.

Du, liebe Mutter, bleibe mir immer nah und gebe meinem Tun den Segen.

Ich bin Dein Kind.

★

Briefe an Otto Modersohn

Lieber Otto, Paris, den 25. April 1906.

jetzt will ich Dir von unserer Bretagner Reise erzählen, die ganz über Erwarten schön ausgefallen ist. Ich danke Dir vielmals für den schönen Gedanken. Ich wollte ja zuerst gar nicht mit, weil ich es eigentlich für überflüssig hielt, tat es schließlich nur, um Herma die Freude nicht zu verderben. Wir beide sind sehr frisch und erfrischt und braun gebrannt nach Paris zurückgekehrt und ich habe schöne Gefühle und Gedanken über die Kunst, die ich von mir noch erhoffe.

Dieses Frankreich ist ein gottgesegnetes Land. Man fährt nach

St. Malo durch fruchtbare Obstgegenden, Apfelhecken, durch mannshohe dunkelgelbe Ginsterhecken eingefaßt, eine Art, wie wir sie bei uns gar nicht kennen. Dazu stehen wunderschön die großen, lichtgelben Primeln, die allenthalben sprießen. Man fährt in den Vorort von St. Malo ein und ist einigermaßen enttäuscht, zwanzig Minuten zwischen Schuppen und Plakaten in eine sehr kleine, sehr stinkende, hochhäusige, langweilige Stadt zu gelangen. Wenn Du aber aus Versehen aus der Stadt heraustrittst auf die schmalen Wallmauern, so liegt das große Meer zu Deinen Füßen mit seinen Felsenklippen und Felseninseln, auf denen überall sehr schönlinige alte Forts sind, das gibt grandiose Silhouetten. Wir lebten auch den ganzen Tag auf den Wällen oder auf kleinen Felseninseln und kletterten dort auf den Klippen herum und lachten in den Gischt der Wellen hinein. Andere Tage machten wir schöne Touren. Herma ist ausgezeichnet, mit Umsicht und Übersicht macht sie Pläne, die ich dann nur zu beschneiden brauchte, weil sie manchmal über unsere Kräfte gingen. Hast Du eine Vorstellung von dem milden Klima von Harnsey und Guernsey? So ähnlich ist auch die Gegend um St. Malo herum, von südlicher Üppigkeit, blühenden Rosen und Levkojen, einem Überfluß von blühendem Goldlack. Es ist also nicht die herbe Bretagne von Cottet. Die wäre ein wenig weit und dementsprechend teuer gewesen. St. Malo liegt schon zehn Stunden von Paris entfernt, also eine Reise Bremen—Dresden.

... Vor meiner Reise besuchte ich noch Deinen Landsmann, den Bildhauer Hoetger, dessen Arbeiten in Bremen solchen Eindruck auf mich machten. Er hat einen wundervollen liegenden Akt in Arbeit, ganz einfach monumental. Das kleine Köpfchen in Bremen stellt seine Frau dar. Beide machen den Eindruck, als wenn sie sehr gelitten haben unter dem Druck der Verhältnisse. Er mag Ende der Dreißiger sein. Er war hochinteressiert von den indischen Photographien. Ich soll in dieser Woche noch einmal zum Tee zu ihnen kommen ...

Lieber Otto, Paris, den 15. Mai 1906.

ich habe Dir furchtbar lange nicht geschrieben, das kommt, weil ich so tüchtig in der Arbeit bin. Mir ist es diese zwei Wochen sehr gut

gegangen. Ich habe Nacht und Tag aufs intensivste an meine Malerei gedacht und war auch mit allem, was ich machte, relativ zufrieden. Jetzt flaue ich etwas ab, arbeite nicht mehr so viel und bin auch nicht mehr so zufrieden. Doch im ganzen habe ich immer noch eine höhere und heiterere Anschauung von meiner Kunst, als in Worpswede. Nur verlangt es große, große Anstrengungen.

Dieses Schlafen zwischen seinen Arbeiten ist entzückend. Mein Atelier ist bei Mondenschein sehr hell. Wenn ich aufwachte, sprang ich flugs von meinem Lager und schaute mir meine Arbeiten an und morgens war mein erster Blick auf sie.

Also Hoetger war in meinem Atelier und findet, daß ich großes Talent habe. Er hat mir so gute Dinge gesagt und alles mit so einer einfachen Güte. Es ist doch merkwürdig! In Bremen in der Ausstellung machten mir die Hoetgerschen Arbeiten doch den Haupteindruck. Nun scheinen wir uns gegenseitig so gut zu verstehen. Mir ist, als wenn ich ihn schon lange gekannt hätte. Grund zur Eifersucht ist nicht vorhanden, denn vergangenes Jahr hat er eine Frau geheiratet, die er über alles liebt. Sie ist das kleine Köpfchen, das in Bremen war. Er zieht sie in seinem Geschmack an und sieht in ihr den Himmel. Sie ist ganz Hingabe. Es ist für mich ein feines Glück, diesen Menschen getroffen zu haben.

Lieber Otto, Paris, den 30. Juni 1906.

seit einer Woche ist das Frachtpaket da und ich wollte Dir schon lange einen Brief schreiben, weil ich weiß, daß Du darauf warteſt. Es kam aber immer etwas dazwischen. Ich muß anfangen mit Dank nach vielen Richtungen hin. Erstmal für die Mühe für das Paket, denn Paketemachen geht scheußlich, dann danke ich Dir für Deine Briefe und die Schützenfest-Photographie, schließlich für das Geld.

Nach Deiner Abreise* fühlte ich mich leider sehr schlecht. Ich bin auch jetzt noch nicht wieder so wohl wie vor Pfingsten. Es geht mir aber doch schon wieder viel besser und seit einer Woche kann ich wieder ordentlich arbeiten, was mir im Augenblick die Hauptsache ist. Das Wetter ist

* Otto Modersohn war für einige Tage nach Paris gekommen.

immer noch ganz gut. Wenn es auch zwischendurch ein paar heiße Tage gibt, so kühlt es dann doch wieder ab. Ich habe gedacht, daß ich bis August hier bleiben will, dann gehe ich irgendwo aufs Land, wohin, das muß sich ergeben, entweder in die Bretagne oder auch nur vor die Tore von Paris. Bis dahin möchte ich noch einige Sachen tüchtig weiter bringen, und bin gerade im Augenblick dabei, mich tüchtig zu quälen.

Deine Stilleben haben mir viel Spaß gemacht, hauptsächlich das kleine ist komisch mit seinen vielen Schnurrpfeifereien. Mir scheint auch, daß Dir die Wurmfarbe sehr liegt. Das Gelungene ist, daß ich jetzt in Öl versucht habe zu malen, und finde, daß es auch seine guten Seiten hat. Ich brachte Deine Sachen auch nach Hoetgers, die sich sehr dafür interessierten, hauptsächlich gefielen ihnen die: wo der Mann seinen Hut in die Luft wirft, dann wo der Akt am Abhang liegt und schließlich wo die Mutter mit den Kindern unter dem Apfelbaum sitzt. Sie haben beide von Dir einen lieben Eindruck bekommen und werden Dich sicher in Worpswede einmal besuchen. Vorderhand bleiben sie noch in Paris, da er mit seiner großen Figur noch nicht weiter ist, da das Modell krank war. Sie sind beide weiter so fürsorglich und reizend zu mir. Auch die Frau, die zuerst sehr still ist, öffnet sich im Verkehr und erschließt sich als ein Mensch mit sehr feinen Instinkten. Mir ist es immer noch wie ein Wunder, daß ich sie gefunden habe und wir uns so schnell so nahe gekommen sind.

Herma reist morgen abend ab. So wirst Du sie ja auch bald zu sehen bekommen und sie kann Dir noch allerhand erzählen, was wir zusammen getrieben haben.

Daß Frau Brockhaus mein Stilleben gekauft hat, hat mich sehr gefreut. Leider muß ich das Geld gleich weitergeben, denn ich habe im Anfang einmal Rilke um hundert Mark angeborgt, die ich mich nun freue, ihm wiedergeben zu können.

Malst Du tüchtig? Dein großes Stilleben ist leider etwas beschädigt angekommen. Ich behalte es hier. Die anderen Sachen bringt Dir Herma mit.

Schöne Grüße Euch allen. Deine Paula M.

*

Tagebuchblätter

Paris, den 24. Februar 1906.

Nun habe ich Otto Modersohn verlassen und stehe zwischen meinem alten Leben und meinem neuen Leben. Wie das neue wohl wird. Und wie ich wohl werde in dem neuen Leben? Nun muß ja alles kommen.

8. März 1906.

Im vergangenen Jahr schrieb ich: die Stärke, mit der ein Gegenstand aufgefaßt wird, das ist die Schönheit in der Kunst. Ist es nicht auch so in der Liebe?

8. Mai 1906.

Marées und Feuerbach. Marées der Größere, Feuerbach machte doch Zugeständnisse.

Man sagt, die Malerei habe den Schein darzustellen. Darin erreicht Zoloaga Großes. Doch die Art, in der er es erreicht, ist nüchtern. Es muß Mysterium sein.

Der große Stil der Form verlangt auch einen großen Stil der Farbe.

Zola sagt in „L'oeuvre“: „Der Delacroix steckt uns armen Realisten in den Knochen.“ Wir können sagen: der Zola steckt uns in den Knochen.

26. Mai 1906.

Wenn Ottos Briefe zu mir kommen, so sind sie wie eine Stimme von der Erde und ich selbst bin wie eine, die gestorben ist und in seligen Gefielden weilt und diesen Erdenschrei hört.

20. Juli 1906.

Pariser Flöhe. Sie sind so schnell und geistreich, daß man sich schon freut, wenn man sie mal zu sehen kriegt, das Fangen gibt man von vornherein auf.

★

Briefe an die Familie

Meine liebe Schwester, Paris, den 10. Juli 1906.

du verziehst mich. Du bist so lieb mit mir. Ich danke Dir von Herzen. Wenn ich doch auch so gut zu Dir sein könnte. Du mußt denken, daß es eine Zeit gab, wo ich gut zu Euch war, und daß es wieder eine geben wird, in der ich es auch sein werde. Ich kann Euch nur immer wieder versichern, daß ich versuchen werde, das Richtige zu tun. Mutter beklagt sich, daß ich nicht schreibe. Was soll ich schreiben? Ihr müßt mich jetzt eine Zeitlang lieb haben, wenn auch der Schein gegen mich spricht.

Ich bleibe Deine Schwester Paula.

Paris, den 12. August 1906.

Ach, liebe Schwester, quäle doch nicht Dich und mich. Ich komme ja zu Dir, ich weiß nur nicht, wann. Übrigens hat Hans mich ja so quasi moralisch verpflichtet, zu kommen, indem er mir das Reisegeld schickte.

Die Hitze ist jetzt vorbei. Und wenn sie auch noch wäre, was sorgst Du Dich um das bißchen Hitze. Du mußt nicht ungeduldig sein in Deiner Liebe. Laßt den Dingen Zeit, das wächst sich schon alles von selber zurecht.

„Nach Kraft ringen." Das klingt alles so dramatisch. Man tut eben, was man kann und legt sich dann schlafen. Und auf diese Weise geschieht es, daß man eines Tages etwas geleistet hat.

Schuld oder Nichtschuld. Man ist eben so gut oder so schlecht wie man ist. Das Herumdoktern an sich hat wenig Zweck. Man gehe gerade und einfach seinen Weg. Ich halte mich für gut von Natur und sollte ich dann und wann etwas Schlechtes tun, so ist das auch natürlich.

Vielleicht klingen Dir diese Worte hart oder eingebildet. Der eine denkt eben so, der andere so. Die Hauptsache ist, daß jeder einheitlich denkt mit seinem ganzen Organismus.

Wenn man einmal erkannt hat, daß an einem Menschen etwas „dran" ist, wie Ihr es von mir wißt, dann muß man ihn in solch einer Lage, wie ich jetzt bin, ruhig gewähren lassen, auf ihn vertrauen.

Du kannst mir also schreiben, wenn Dein Fremdenzimmerchen leer ist, sonst komme ich auch, wenn T. da ist und kampiere auf dem Sofa.

Ich male im Augenblick Frau Hoetgers Porträt. In ein paar Tagen wird sie mir nicht mehr sitzen können. Vielleicht komme ich bald.

Ich grüße Dich und Deinen lieben Hans.

Deine Schwester Paula.

Meine liebe Mutter, Paris, den 3. September 1906.

ich habe Dir in diesem Sommer viele Schmerzen gemacht, ich habe selbst darunter gelitten. Es gab keinen Weg, Euch zu verschonen.

Mutter, ich habe Otto geschrieben, er soll gar nicht kommen. Ich werde in dieser Zeit Schritte tun, meine äußere Existenz für die nächste Zeit zu sichern. Verzeiht mir den Jammer, den ich über Euch bringe. Ich kann nicht anders.

Ich gehe für die nächste Zeit aufs Land. Ich werde versuchen, Dir jetzt wieder öfter zu schreiben. Tut keine Schritte, Ihr könnt nichts mehr hindern. Deine Paula.

Ich habe Euch alle herzlich lieb, wenn es Euch im Augenblick auch nicht so scheinen mag.

Meine liebe Schwester, Paris, den 16. September 1906.

bitte, wende nicht mehr dieses goldene Mittel an, um etwas von mir zu hören. Ich danke Dir ja so vielmals für Deine Güte, Du mußt aber jetzt auf Weihnachten und auf alles mögliche Schöne sparen. Laß Dir einen Kuß geben und schicke mir nichts wieder. Ich habe genug vor der Hand. Die Ferien bei Dir in Deinem lieben Amorbach sind mir wie ein Traum. Ich lebe wieder mein Leben und Streben. Wenn ich aber an Euch beide zurückdenke, so freue ich mich, daß Du Dir alle Sprünge verkniffen hast. Ich finde es klug und vernünftig von

Dir. Bleib nur weiter so. Alles Schöne ist schwer. Nur Hansens Fieber will mir nicht gefallen. Paßt nur beide schön auf. Auch auf den Magen. Lies nur noch einmal den Nietzsche-Satz vom Kochen, der ißt auch zu frisches Brot.

Otto wird nun doch herkommen. Hoetger hat einen Abend in mich hineingepredigt. Darauf habe ich es ihm geschrieben. Du scheinst den Leuten ein wenig Mißtrauen entgegenzubringen. Sie haben es nicht verdient. Sie sind besser als viele andere und benehmen sich mir gegenüber als Freunde. Ich bin durchs Leben etwas vorsichtig geworden und habe natürlich darum mein Urteil über sie noch nicht abgeschlossen. Aber wann kennt man Menschen ganz? Wann ist man imstande, Menschen ganz zu kennen? Das ewige „Was ist Wahrheit?", was uns täglich in neuer Gestalt entgegentritt!

Ich danke Dir für alle Deine Liebe. Und liebe mich weiter aber ohne Gold. Schreibe mir von Zeit zu Zeit ein kleines Zettelchen, wie es Dir geht. Das ist ja im Augenblick die Hauptsache.

Innige Grüße Dir und Hans

Deine Paula.

Und der Umzug? Soll ich helfen? Du mußt es ehrlich sagen, wenn Du glaubst, daß Du mich brauchst.

★

Brief an Otto Modersohn

Lieber Otto, Paris, den 16. September 1906.

ich komme heute mit praktischen Fragen über Deinen Aufenthalt hier. Soll ich Dir ein Atelier mieten? Es ist jetzt hohe Zeit, da jetzt großer Anstrom ist. Wann denkst Du ungefähr hier zu sein? Ich denke mir, es ist doch angenehmer für Dich ein Atelier, als so ein schmutziges chambre garnie. Dann müßtest Du vielleicht ein Frachtpaket vorher schicken: Bettzeug und so weiter. Ich habe auch noch einiges, was ich brauche, hauptsächlich mein geliebtes Federbett.

Heotgers bleiben den Winter noch hier und ich hoffe, Du wirst an ihm einen Freund finden. Der spricht sehr lieb von Dir. Daß ich Dir den letzten Brief schrieb, geschah auf seinen Rat.

Dieser Brief soll kein Brief sein. Ich will nur gerne wissen, wie Du wohnen willst.

Herzliche Grüße

Deine Paula M.

★

Briefe an die Familie

Meine liebe Mutter, Paris, den 1. November 1906.

ich wünsche Dir, daß Du glücklich bist in Deinem neuen Jahre, so gut es geht. Ich selbst hoffe Dir nicht mehr viel Traurigkeit zu bringen. Ich grüße Euch alle herzlich. Ich bin im Augenblick nicht sehr froh, denn durch meinen Umzug, Ottos Hiersein und die letzte Jubelwoche mit Vogelers bin ich völlig aus der Arbeit gekommen, doch hoffe ich solche Montag wieder zu beginnen. Auf die Dauer ohne Arbeit gefällt mir das Leben nicht.

Otto und ich haben zusammen über Elsbeth gesprochen. Wir sind auf alle Fälle dafür, daß sie in eine leichtere Klasse kommt. Bei ihrem zarten Körper und leichtaufgeregten Nervensystem halte ich die Anforderungen, die an sie gestellt werden, zu hoch. Es schadet ja gar nicht, wenn sie ein Jahr zurückkommt.

Grüße das Kind und die Geschwister. Ich küsse Dich zärtlich.

Deine Paula.

Meine liebe Schwester, Paris, den 18. November 1906.

Du hast mich wirklich schwesterlich lieb, dafür danke ich Dir. Ich tue es mit Dir auf meine Weise, etwas kärglich, aber innerst. Wenn Du nicht auf Deine Rechnung bei mir kommst, so wird es Dir der Himmel anderweitig vergelten; denn das ist meine Ansicht: belohnt und bestraft werden wir für alles schon auf Erden.

Die Kritik war mir mehr eine Genugtuung als eine Freude. Die Freuden, die überwältigend schönen Stunden, kommen in der Kunst, ohne daß es die anderen merken. Mit den traurigen geht es ebenso. Darum lebt man in der Kunst doch meistens ganz allein. Gut ist aber die Kritik für mein Auftreten in Bremen und wird vielleicht mein Weggehen von Worpswede in ein anderes Licht stellen.

Im Frühling ziehen Otto und ich wieder heim. Der Mensch ist rührend in seiner Liebe. Wir wollen versuchen, Brünjes zu kaufen, um unser Leben freier und breiter um uns zu gestalten, mit allerhand Getier um uns herum. Ich denke jetzt so: wenn der liebe Gott mir noch einmal erlaubt, etwas Schönes zu schaffen, will ich froh und zufrieden sein, wenn ich einen Ort habe, wo ich in aller Ruhe arbeiten kann, und will dankbar sein für das Teil Liebe, was mir zugefallen ist. Wenn man nur gesund bleibt und nicht zu früh stirbt.

Liebe, daß es Euch so gut geht! Ich habe sehr oft an Dich und das Kleinste gedacht. Man muß nur warten können, das Glück kommt schon. Nur laß es Dir ganz einerlei sein, ob es ein Junge oder ein Mädchen ist. Findest Du uns denn nicht auch fein?

Otto ist gerade bei Hoetger, der ihn modelliert. Ich bekomme einen Abguß davon. Die beiden verstehen sich mit der Zeit sehr gut. Otto erhofft von diesem Winter vieles für seine Kunst. Es gehen ihm neue Dinge auf. Das ist mir eine große Beruhigung, daß es so ist.

Für Deine Franken habe ich mir natürlich eitel Tand gekauft. Etwas zu Häupten und etwas zu Füßen. Ein paar schöne alte Haarnadeln und ein paar schöne Schuhschnallen.

Leb wohl, Liebes. Sei froh und gut und vorsichtig.

Meine liebe Milly, Paris, den 29. Januar 1907.

den türkischen Shawl habe ich nicht genommen. Außerdem habe ich Dich aber sehr lieb. Du bist mir in diesem Jahr der Mensch gewesen, der mich am uneigennützigsten lieb hatte und an mich glaubte. Danken kann man ja für so etwas nicht, aber der Himmel oder das Schicksal lohnen jede gute Regung auf irgendeine Weise. Ich finde, es bedarf gar keines

Himmels und keiner Hölle. Das ordnet sich hier schon höchst einfach auf unserer Erde. Möge uns ein gutes Stück Himmel beschieden sein. Dein kleiner, großer Himmel krabbelt jetzt in Dir. Milly, ich mag nicht des längeren darüber reden. Ich drücke Euch beiden die Hand. Möge das Gute, das in Euch ist, wieder aufs neue erstehen zu Eurer und aller Freude.

Deine Weihnachtsbrosche mit der kleinen hübschen Nadel! Den Zwilling davon habe ich so gerne in Deinem weißen Tüllfichu neben Deinem hellen Hals gesehen. Ich danke Dir zärtlich.

Mich besorgt, was Du über Henry schreibst. Der Junge hat schweres Geblüt. Wir aus der Ferne können wenig tun. Er ist eine scheue Seele, die auf ihre eigene Art behandelt werden muß. Mutter gibt ihm manchmal zu viel, manchmal zu wenig. Ich bekam ein ähnliches Gefühl zu Mutter, als ich 16 bis 18 Jahre alt war. Schade, daß der Junge mit mir Weihnachten nicht gesprochen hat. Ich habe ihn sehr lieb und empfinde seinen prachtvollen Kern.

Ich grüße Euch beiden zärtlich.

Deine Paula.

Meine liebe Milly, Paris, den 21. Februar 1907.

Dein lieber Geburtstagsbrief war mir wie etwas Warmes von Dir, wie wenn Du mich mit Deinen kleinen pummelichen Händen streicheltest. Ich danke Dirs, liebe Deern. Lohns Euch Gott. Auch für die Füchslein meinen Dank. Ich habe mir dafür noch nichts erstanden, aber es soll etwas Schönes werden.

Und Du, und Ihr Beiden? Ihr zählt jetzt wohl schon die Tage einzeln bis Mitte März. Wie man begierig ist auf solch ein kleines Geschöpf und wie man denkt, was es wohl für eins sein wird und wessen Gesicht es wohl haben wird und wessen Charakter. Du wirst gewiß eine furchtbar liebe Mutter und Hans ein prachtvoller Vater. Ich will eine gute Tante sein. Mehr kann ich ja im Augenblicke nicht dazu tun.

Otto und ich leben hier in dieser schönen Stadt ein stilles Leben, was durch Arbeit und Lesen seinen Gehalt hat. Nächsten Monat wollen

noch Hauptmann und Frau herkommen. Das wird dann gewiß etwas bewegtere Tage geben. Anfang April denken wir dann heimzukehren.

Es hat Dich betrübt, daß ich Dir nicht über meine Arbeit schreibe. Liebe Milly, die Kunst ist schwer, endlos schwer. Und manchmal mag man gar nicht davon sprechen. So etwas muß Dich nicht betrüben.

Meine liebe Mutter, Paris, den 9. März 1907

vielleicht wirst Du im Oktober schon wieder Großmutter. Ich küsse Dich.

Deine Paula.

Außer den Brüdern und Frau R sag es niemanden.

Meine liebe Schwester, Paris, den 9. März 1907.

wenn alles gut geht, so folge ich im Oktober Deinem Beispiel. Diese Freude erleichtere Dir etwas Deine schweren Tage. Ich küsse Dich und bin in Gedanken viel bei Dir und Hans

In Liebe

Deine Paula.

Meine Mutter, Worpswede, den 8. April 1907.

Dir ist nun Dein letzter Bruder gestorben. Ich mußte daran denken, wie vor ungefähr zwanzig Jahren Onkel Günther starb. Es muß sehr schwer gewesen sein, als er seine Augen schloß und alle Bande und Erinnerungen, die Euch zusammenknüpften, doppelt stark sprachen.

Das Blut ist wohl das stärkste Band. Es schlägt Brücken über die weitesten Abgründe. Wie verschieden Du und Dein Bruder auch voneinander waren. Ihr hattet dasselbe Blut und das machte, daß Ihr Euch nahe waret. Man muß den Schöpfer preisen, der diese gleichen Säfte geschaffen hat.

Holthausen

1907

(Das Landhaus von Hoetgers in Westfalen)

Brief an Otto Modersohn

Lieber Otto, Holthausen, Juli 1907.

. . . Ich hoffe doch bestimmt, daß Du noch kommst, wenn wir auch nicht mehr lange hierbleiben. Lieber, ich freue mich, daß ich die Reise gemacht habe. Wer wagt, der gewinnt. Hoetger wirkt eigentlich nicht viel anders als in Paris, nur sagt seine Frau, er sei sehr nervös und das Gefühl, leberleidend zu sein, drückt ihn sehr. Er ist vielleicht in hohem Maße Hypochonder und ich glaube, Du könntest ihm mit Deiner Erfahrung ein bißchen davon herunterreden. Er redet von Dir mit großem netten Gefühl. Hier gibt es viele leere gekalkte Wände, auf die wir allerhand malen wollen. Wir hoffen sehr auf Deine Hilfe. Ich habe schon gesagt, Du könntest so gut burleske Sachen zeichnen so im Ostade-Breughel-Stil.

Der Bote drängt um den Brief. Tausend Grüße. Auf Wiedersehen.

Deine P.

Komme nur bald. Mir geht es sehr gut.

Worpswede

1907

Aus einem Brief an Bernhard Hoetger

Sommer 1907.

Ich habe diesen Sommer wenig gearbeitet und von dem wenigen weiß ich nicht, ob Ihnen etwas gefallen wird. In der Konzeption bleiben sich die Sachen wohl im ganzen gleich. Aber die Art, wie sie in die Erscheinung treten, ist wohl eine andere. Ich möchte das Rauschende, Volle, Erregende der Farbe geben, das Mächtige. Meine Pariser Arbeiten sind zu kühl und zu einsam und leer. Sie sind die Reaktion auf eine unruhige oberflächliche Zeit und streben nach einfachem großen Eindruck.

Ich wollte den Impressionismus besiegen, indem ich ihn zu vergessen versuchte. Dadurch wurde ich besiegt. Mit dem verarbeiteten, verdauten Impressionismus müssen wir arbeiten.

Wenn ich nicht irre, war außer anderem bei Ihnen dieses die Ursache des tragischen Schicksals der Saga.

Man kann nur wieder und wieder bitten: lieber Gott, mach mich fromm, daß ich in den Himmel komm.

Briefe an die Familie

Meine Schwester, Worpswede, Oktober 1907.

ich möchte wie Anna Dreebeins Verwandte sagen, da es innerlich in ihr arbeitete und rabauterte: „He smit mi glick von'n Stohl". Ihr müßt schön Geduld haben, sonst muß er oder sie sich so hetzen. Auch schreibe mir nie eine Postkarte wieder mit „Windeln" oder „froher Nachricht". Du weißt ja, ich bin eine Seele, die am liebsten die anderen Leute nicht wissen läßt, daß sie sich mit Windeln beschäftigt.

Sonst lasse Dich innig küssen für Deine liebevolle mütterliche Fürsorge für mich. So hast Du Dich vergangenen Sommer zu mir gestellt und so dieses Jahr. Lohn's Euch Gott, liebe Frau. Du weißt ja, daß ich Dir nie ähnliches leisten kann und werde. Das ist aber nicht

Mangel an Wärme. Nur geht meine Wärme ihre eigenen Wege und wir können nur stehen und hoffen, daß sie wohl daran tue. Es gibt ja genug Leute, die mich deshalb verurteilen. Du wirst es, glaube ich, nie tun.

Daß es in Eurer Herbstgasse nun doch wohliger ist, als Du es angenommen hattest, habe ich mir wohl gedacht. Hoffentlich sind Christianens Abneigungen gegen die Flasche auch verschwunden, so daß Du ruhig und friedlich ein wenig Dir leben kannst. Setze Dich auch einmal wöchentlich auf eine gute Wage, daß Du genau unterrichtet bist über Deine Abnahme. Und sei gewissenhaft und fleißig darin. Du weißt, das schuldest Du Deinem künftigen Leben.

Wir haben hier einen wunderbar milden Herbst und genießen ihn sehr. Mir geht es gut und geduldig, nur müßt Ihr um mich herum nicht zu sehr lauern. Anna Dreebein ist neulich schon dreimal nachts auf gewesen, weil bei uns Licht war und war des Morgens sehr enttäuscht, als ich bei ihr vorbeischwebte.

Eine wahre Geschichte hier aus der Gegend: jemand kommt in ein Bauernhaus und will den Bauer sprechen. Die Frau steht am Feuer und sagt: „He hett sick een beten henleggt. Wi hebbt en beten unruhige Nacht had". Sie hatte nämlich nachts ein Kind bekommen. Ich küsse Dich herzlich und empfehle mich Eurem Andenken und bin in Liebe

Deine Schwester Paula.

Ich habe eine ruhig-gemütliche Wiege gesehen, die wir uns vielleicht erstehen wollen.

Meine liebe Mutter, Worpswede, den 22. Oktober 1907.

nein, nein, nein! Das geht nun gar nicht. Ich soll ja noch nicht Großmutter werden. Dieses große Riesenprachttier gehört zu Dir in Deine grüne Stube und er würde mir da herzlich im Fenster fehlen. Da Du aber doch wahrscheinlich den größten Teil des Winters verreist sein wirst, nehme ich ihn so lange in meine Pension. Wenn dann der Frühling Dich wieder in Dein liebes Häuslein heimtreibt, ziehe ich dem großen Prachttier seine schwarzen Strümpfe wieder an und lasse ihn zu Dir wandern. Hab' Dank für Deinen lieben Gedanken.

Sonst hat Dir Kurt wohl alles Neue gemeldet. Neueres gibt es leider nicht und Ihr müßt Euch schon so lange gedulden. Dreebein hat überhaupt kein Interesse mehr an mir.

Ich wollte wohl gern auf eine Woche nach Paris reisen. Da sind 56 Cézannes ausgestellt!

Lebt wohl. Hoffentlich bleibt das Wetter immer weiter schön. Obgleich es fast gierig und unbescheiden ist, so etwas zu hoffen und zu verlangen.

Deine Paula.

★

Am 2. November gab Paula einem gesunden Mädchen das Leben. Am 21. November starb sie. Von ihrem Ende wird in einem Familienbrief gesagt:

„Am achtzehnten Tage kommt Kurt herausgeradelt, sein Hu–ih klingt von fern auf der Chaussee und aus der Wochenstube klingt es lustig zurück: Hu–ih! Kurt untersucht noch einmal gründlich und erlaubt: sie darf aufstehen. Die Wärterin hilft ihr schnell in die Kleider, dann schreitet sie, auf Mann und Bruder gestützt, mühelos ins Wohnzimmer. Ein Lehnstuhl ist in die Mitte geschoben, dort thront sie selig, rechts und links die Männer. Das Kindlein hat sich eben noch einmal recht satt getrunken, es ist eine herrliche Überfülle von Nahrung vorhanden. Alle Kerzen an den beiden Kronleuchtern müssen brennen, ‚es ist beinah' wie Weihnachten' ... ‚Ach, wie freue ich mich! wie freue ich mich!' Plötzlich werden ihr die Füße schwer, ein paar röchelnde Atemzüge – sie sagt leise: ‚Wie schade!' Und stirbt ..."

Ihr Grab ist auf dem hochgelegenen Worpsweder Friedhof. Bernhard Hoetgers zu ihrem Gedächtnis geschaffenes Denkmal einer sterbenden Mutter beherrscht den Platz.

★

Anhang

Auszüge aus dem Tagebuche Otto Modersohns

27. Januar 1901.

Paula hat eine Menge charakteristischer Eigentümlichkeiten, die mir vom ersten Male an, wo ich sie sah, auffielen und zwar, wie ich gleich hinzufügen will, mich fesselten.

Lebendigkeit, Gewandtheit, das war der erste Eindruck, als sie bei uns Besuch machte. Der Kopf mit dem üppigen kastanienbraunen Haar hob sich leicht akzentuiert von der einen zur anderen Seite, — ein munteres Auflachen oft. Wenn sie mit der Alten aus dem Armenhaus an unserem Hause vorbeischritt, gefiel mir immer die jugendfrische Erscheinung, wie sie die Alte am Arme führte, wie sie pikant ging, mit den Zehen den Fuß zuerst aufsetzte. Und so oft sie uns besuchte, war sie uns sympathisch, ja immer lieber. Helenen (meine erste Frau) war sie sehr sympathisch, weil sie so natürlich und zwanglos war, was wir anfänglich nicht gedacht. Sie räkelte sich einmal auf dem Sofa, legte den Kopf hinten an, was uns besonders auffiel im Verhältnis zu der steifen Frau X.

Ganz entzückend sah sie aus in dem weißen Kleide mit rotem Korallengürtel und mit der lila Bluse; wie hörte sie immer reizend zu, wenn ich erzählte von Insekten und Vögeln; wie erzählte sie ihre lustigen Fahrten ohne Geld aus der Schweiz (von wo sie mir eine Heuschrecke sandte) über München, Nürnberg, Dresden, Leipzig.

Mein Mensch hatte ihr gefallen, mein Künstler. Sie war einmal in meinem Atelier, ich zeigte ihr meine Studien und Kompositionen: „O, Herr Modersohn, was haben Sie für wundervolle Sachen!" — Sie kniete auf dem Strohteppich und betrachtete alles mit Interesse. Ich besuchte sie einige Male in ihrem Atelier bei Garves. Eines Abends sprach ich über Rembrandt, sie saß vor dem Ofen, es war sehr kalt im Zimmer. Ich hörte, daß sie so geringe Mittel hätte, was mir sehr leid tat. Einmal war ich bei ihr, um ihre Bilder zu sehen, die sie in Bremen ausstellen wollte. Sie gefielen mir nicht, nicht intim, zu plakatmäßig,

was ich ihr sagte. Nach der schlechten Kritik in Bremen kam sie mit Frau B. in mein Atelier, munter, aber doch wütend über Fitger.

Anmut in Kleidung, Haltung, Bewegung, Redeweise verbreiten einen wahren Zauber um sie. Und wenn sie zerrissene alte Kleider trägt, es wirkt bei ihr alles anmutig, eine andere könnte neue tragen und wirkte nicht so. Anmutig kleidet, bewegt sie sich, spricht sie, lacht sie, ißt sie, liest sie, liegt sie usw. Wie anmutig wirkt sie beim Schlittschuhlaufen, wo sie so graziös mit ihrem braunen Kleidchen und dem Pelz sich vor mir wiegte. — Drollige Dinge macht sie mit ihren Händen, wie sie etwas greift, zum Munde führt; sie hält die Sachen oft nach unten, biegt das Handgelenk sehr, — darin liegt sehr viel Anmut. Damit hängt das pikante, akzentuierte Kopfwiegen, Kopfvorneigen zusammen. Dann ihre Füße und Beine; ihr Gang ist drollig und persönlich. Sie hat einen riesigen Schritt, setzt die Fußspitze zuerst auf. — Wie im Geistigen, so im Körperlichen schlägt sie oft mit den Füßen hintenaus und dann kommt die Spitze der Zunge blitzschnell zum Vorschein. Ihr Lachen ist ein ganzes Kapitel für sich. Sehr oft umspielt ihre Mundwinkel ein Lächeln. Oft macht sie: ha, ha, ha, mehr gesprochen. Ihr Lachen ist mir so äußerst lieb und daß es so oft kommt. Zu ihrem Gesicht steht frohe, heitere Laune so sehr gut. Trauer macht sie mir fast fremd, wenn ihre Tränen rollen. Famos sieht sie aus, wenn sie beim Lesen oder Gesang zuhört, den Kopf geneigt sitzt sie mit ernster Miene da, voller Aufmerksamkeit.

11. März 1902.

Ich bin wirklich überrascht durch Paulas Fortschritte; wenn sie sich so weiter entwickelt, bin ich sicher, daß sie wohl etwas sehr Feines in der Kunst leisten wird. Zunächst ist sie sehr persönlich; nichts Konventionelles, Hergebrachtes. Früher schätzte ich besonders ihr Urteil, jetzt aber auch ihre Leistung. Verstanden wird sie von niemandem. Mutter, Geschwister, Tanten, alle haben ein stilles Übereinkommen: Paula wird nichts leisten; sie nehmen sie nicht für ernst. Und so in Worpswede, — nie wird nach ihrer Arbeit gefragt. Vogeler sagt: „Der Frau muß die Kunst ganz klein sein", nach Paula fragt er

nie, nach Brünjes-„Atelier" kommt er nie. Er kennt sie nicht, er würdigt sie nicht, hält sie für ganz verfehlt. Es ist gut. Ich freue mich meiner Paula, die eine wirkliche große Malerin ist. Sie malt heute schon besser wie Vogeler und Mackensen. Mein Urteil ist nicht etwa von Liebe diktiert, wie ihre Familie meint. In aller Stille wird sie weiter streben und wachsen und eines Tages alle in Erstaunen setzen. Darauf freue ich mich. Sie ist künstlerisch durch und durch. Bei Paula ist alles naiv, still da. Koloristisch ist sie sehr veranlagt und in der großen Bilderfassung noch mehr vielleicht. Darin ist Paula gerade auf einem sehr feinen Wege, wie sie ihre Persönlichkeit verflechtet mit der Natur. Sie ist groß bei der Intimität. Ihre Sachen wirken größer gesehen wie einige von mir bei ihr. Sie gibt weniger, das aber intim und stark.

9. April 1902.

In unsern Kunstansichten, im Geschmack passen Paula und ich ausgezeichnet zusammen. Wir beide lieben das Naive, Merkwürdige (unsere Wohnung, Brünjes-Atelier, mein Atelier). Jetzt macht sie überall kleine Beete im Garten, kleine intime Plätze mit Bänken, Glaskugel. Mackensens Garten wird ökonomisch angelegt, am Ende's städtisch mit Bosketts usw., Vinnen ist Großgrundbesitzer, bei Overbeck auch alles städtisch drinnen und draußen, — nur Vogeler und wir sind anders. Vogeler nur gegen uns stilvoll, verfeinert — wir naiver, intimer, merkwürdiger. Paula und ich passen da ausgezeichnet in unseren Passionen zusammen.

15. Juni 1903.

Ganz famos ist das Malen mit meiner Paula. Abends lehnen dann unsere frischen Studien in der Veranda am Blumentisch. Gestern abend hat Paula mich wirklich überrascht durch eine Skizze aus dem Armenhaus mit Dreebein, Ziege, Hühnern, — ganz famos in der Farbe, in der Konzeption riesig merkwürdig und mit dem Pinselstiel die Oberfläche kraus, kriselig gemacht. Merkwürdig, wie groß diese Sachen sind, riesig als Maler gesehen. Mich interessiert tatsächlich

nicht einer hier in Worpswede auch nur annähernd so wie Paula. Sie hat Witz, Geist, Phantasie, sie hat einen prächtigen Farbensinn und Formensinn. Ich bin voller Hoffnung. Wie ich ihr vom Intimen geben kann, so sie mir vom Großen, Freien, Lapidaren. Wundervoll ist das wechselseitige Geben und Nehmen. Unser Verhältnis ist zu schön, schöner als ich je gedacht, ich bin wahrhaft glücklich, sie ist eine echte Künstlerin, wie es wenige gibt in der Welt, sie hat etwas ganz Seltenes. Keiner kennt sie, keiner schätzt sie. Das wird einmal anders werden.

★

Inhaltsverzeichnis

England und Bremen (1892–93) . 3
Berlin (1896–97) 8
Bremen (1897) 21
Worpswede (1897) 23
Berlin (1897) 30
Norwegen (1898) 44
Worpswede (1898–99) 57
Paris (1900) 89
Worpswede (1900) 122
Bremen (1900–01) 132
Berlin (1901) 140
Worpswede (1901–02) 160
Paris (1903) 182
Worpswede (1903–04) 200
Paris (1905) 207
Holthausen (1907) 240
Worpswede (1907) 241
Anhang 245

★

Bilderverzeichnis

1. Selbstbildnis (1903–04) 11
2. Mädchen mit gelbem Kranz (1901) 16
3. Stillende Mutter (1903) 32
4. Alte Armenhäuslerin (1905) 48
5. Der alte Bredow. Zeichnung. (1898) . . . 64
6. Sitzendes Kind mit Marienblümchen in den Händen (1905–06) 80
7. Bauernkind auf einem Stuhl sitzend (1902–03) 96
8. Alte Bäuerin (1904) 112
9. Schlafendes Kind (um 1904) 128
10. Alte Armenhäuslerin (Dasselbe Modell wie Abb. 13.) (1905–06) 144
11. Brustbild der Bildhauerin Klara Rilke-Westhoff (1905) 160
12. Elsbeth (1902) 176
13. Alte Bäuerin mit auf der Brust gekreuzten Händen (Dasselbe Modell wie Abb. 10.) (1906–07) . 192
14. Frau mit Katze und Papagei (1907) 208
15. Komposition von drei weiblichen Gestalten (1907) 224
16. Stilleben mit Sonnenblumen (Letzte Arbeit) (1907) 246

★

UNIVERSITY OF VICTORIA
Library
VICTORIA, B.C.

DUE DATE